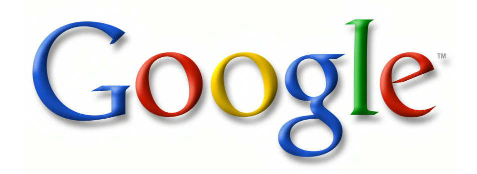


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

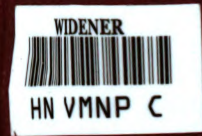
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

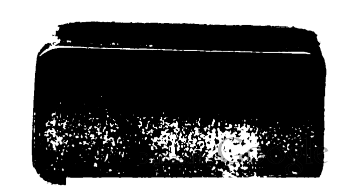
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


WIDENER
HN VMNP C

Phil 5520.8



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Phil 552

PSYCHOLOGISCHE STUDIEN

ZUR

SPRACHGESCHICHTE

VON

DR. KURT BRUCHMANN
IN BERLIN.



LEIPZIG.
VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH
K. R. HOFBUCHHÄNDLER.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

EINZELBEITRÄGE

ZUR

ALLGEMEINEN UND VERGLEICHENDEN

SPRACHWISSENSCHAFT.

DRITTES HEFT:

PSYCHOLOGISCHE STUDIEN

ZUR

SPRACHGESCHICHTE.

LEIPZIG 1888.
VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH
K. R. HOFBUCHHÄNDLER.

Digitized by Google

Digitized by Google

PSYCHOLOGISCHE STUDIEN

ZUR

SPRACHGESCHICHTE

VON

DR. KURT BRUCHMANN
IN BERLIN.

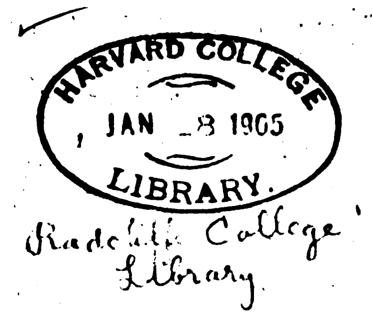


LEIPZIG.
VERLAG VON WILHELM FRIEDRICH
K. R. HOFBUCHHÄNDLER.

Digitized by Google

Phil 5520.8

XP 1071



Radcliffe College Library

Alle Rechte vorbehalten.

Reproduced by DUOPAGE process

MICRO PHOTO INC.
Cleveland 12, Ohio

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zusatz zu S. 95 Anm. 2. Die Stelle bei Sayce A. D. S. 210 lautet: An diesem Tage befand sich der König in der Ramses-Stadt, seine Huldigungen darbringend seinem Vater Amon-Ra und den Göttern Hormachu-Tum, dem Herrn von Heliopolis ... damit sie ihm gewährten viele dreissigjährige Jubelfeste und unzählbare glückliche Jahre und die Unterwerfung aller Völker unter seine Füsse ewiglich.

Versehen bei der Drucklegung wolle der Leser verbessern S. 11. 17. 107. 122. 132. 138. 161. 194. 198. 201. 202. 206. 257. 272.

Digitized by Google

Gefühl ist Alles.
Goethe.

Der unmittelbaren Teilnahme des Menschen können, seinen Hauptbedürfnissen entsprechend, nur zwei Klassen von Untersuchungen gewiss sein. Entweder diejenigen, welche zu seiner Ernährung und körperlichen Wolfart in engster Beziehung stehen, oder diejenigen, welche seiner Lebens- und Weltanschauung dadurch einen ideellen Abschluss gewähren, dass sie die Person des Menschen mit allen ihren Empfindungen und Bestrebungen an einen letzten Grund der Welt und des Weltlaufs anknüpfen.

Entweder der Mensch lernt etwas, wodurch seine Herrschaft über die Natur erweitert wird, sodass ihre Kräfte seinen dringendsten Zwecken in erhöhtem Masse dienstbar gemacht werden, sodass sein sociales Leben eine Verbesserung erfährt, oder er eignet sich einen metaphysischen Glauben an, welcher seine seelischen Bedürfnisse befriedigt, seine etwaigen Kümmernisse und seine Ratlosigkeit gegenüber den harten Rätseln des Weltlaufs vielleicht zur Resignation, zur Ergebung in Gottes Willen beschwichtigt, vielleicht sogar das bedrückende Dunkel des irdischen Treibens durch einen tröstlichen Strahl des hoffenden Idealismus verklärt.

Von den Bedürfnissen des Magens abgesehen, dessen rastlose Wirksamkeit die Verwandlung der äussersten Oberfläche unsres Erdballs, die Bearbeitung der Pflanzen- und Tierwelt wesentlich hervorbringt, will die Menschheit, einem völlig er-

Digitized by Google

laubten Epikureismus gemäss, auch beruhigt, erbaut und getröstet sein. Diese zweite, ebenso edle wie schwierige, Aufgabe fällt der Ethik und Religionsphilosophie zu.

Daneben freilich gibt es Künste, deren Genüsse, obgleich im Ganzen nur vorübergehend und keineswegs von Allen gleich deutlich, tief und edel empfunden, durchaus nicht wertlos sind. Endlich kommt die Erkenntnis andrer geistiger Dinge hinzu, theoretische und historische, deren Untrennbarkeit man zuweilen beklagen muss. Aber wir wissen es ja zur Genüge, dass ohne Theorie kein geschichtliches Wissen erreichbar ist, obgleich es völlig ausreichend ist, wenn der Historiker unbewusst mit theoretischen Voraussetzungen arbeitet. Andrerseits ist kaum ein theoretisches Wissen zu erlangen ohne die endlosen und oft so kleinlichen Bemühungen der empiristischen Forschung. Diese doppelte Forderung erhebt denn auch die Sprachwissenschaft.

Demgemäss lässt sich, wenn es wahr ist, dass stets der Mensch dem Menschen das Wichtigste ist, auch eine Untersuchung der Art, wie die vorliegende ist, rechtfertigen. Dies wäre um so mehr zu hoffen, wenn Erscheinungen auf dem Gebiet der Sprache analog sind andern geschichtlichen Vorgängen. Denn alsdann muss sich zeigen, dass eine gewisse Eigenart des menschlichen Geistes sich nicht nur bei der Überlieferung der Sprache betätigt, sondern dass dieser selbe Grundzug auch auf andern Gebieten der Überlieferung seine wolbekannte Wirksamkeit geltend macht. Sitten, Gebräuche, Einrichtungen sind Gegenstand der Überlieferung; behalten sie im Lauf der Zeiten ihren alten, ursprünglichen Sinn? Sind sie alle, so wie sie bestehen, nach unserer Meinung noch zeitgemäss? Oder passt auf einige jene Kritik, dass sie nur im Recht sind oder zu Recht bestehen, weil sie im Besitze sind, d. h. weil sie ihren festen Platz in der Überlieferung behaupten? Zwischen diesen beiden Gebieten des geistigen Lebens wird es wol an Analogien nicht fehlen.

Digitized by Google

Der Inhalt menschliches Wesens lässt sich durch die beiden Kategorien Wille und Erkenntnis bezeichnen. Setzen wir nun eine Verschiedenheit zwischen Wissen und Glauben, wie üblich, voraus, so müsste der Glaube in die Sphäre des Willens fallen. Wille und Erkenntnis stehen jedoch, wie nicht anders zu erwarten, in Wechselwirkung. Ohne Willen hätten wir keine Erkenntnis und sie wiederum lenkt oft unsern Willen. Das grosse Gebiet des Wissens beeinflusst unsern Glauben, aber der Glaube geht auch, ohne sich um den Widerspruch des Wissens zu kümmern, seine eigenen Wege. In erster Linie der religiöse Glaube, in zweiter Linie der wissenschaftliche, welcher sich einstweilen an einer Hypothese genügen lässt. Der erste bewirkt eine allgemeinere und tiefere Befriedigung des Gefühls als der zweite. Wie oft haben sich die Menschen bemüht, beide zu einer einzigen Harmonie zu vereinigen! Dieses ernsthafte Spiel, Wissen mit Glauben zu verschmelzen, den Glauben in den Rang des Gewussten zu erheben, das Schwanken zwischen Gefühl und Anschauung, die Neigung aus der einen Sphäre Stützen für die Gedanken der andern zu entlehnen, ist das Schema für einen sich stetig wiederholenden grossen Vorgang der Geschichte, ja vielleicht schliesslich ihr wesentlichster und tiefster Inhalt. Die tiefmenschliche Bedeutung dieses Vorganges findet sich aber, wie es scheint, im Kleinen wieder. Denn die Sprache zeigt ebendies, insofern sie aus Gefühl entsteht und gelegentlich wieder ganz zu Gefühl wird. Zwar formt sie Laute, welche zuerst nur Gefühlswerte sind, zu Worten; aber sowol diese Worte im einzelnen verflüchtigen sich mitunter zu einem Hauch des Gefühls, als auch machen die aus ihnen, oft in funkelnder Pracht, erbauten Häuser zuweilen nicht den handgreiflichen Eindruck sinnlicher Anschaulichkeit, als vielmehr den einer schönen Luftspiegelung, deren Schönheit uns für ihre vorüberrauschende Kürze und schattenhafte Vergänglichkeit entschädigen muss.

Nun ist Bildung die Fähigkeit teilzunehmen an dem Leben

Digitized by Google

eines andern Geistes, sowol an seinem Wissen, als auch an seinem künstlerischen Empfinden und Wollen; also ist Bildung eine Forderung sich lebendig betätigender Menschlichkeit. Wenn hier versucht wird, der Empfindungsweise der Menschen in einer abgegrenzten Zeitspanne geschichtlicher Überlieferung nahe zu kommen und dabei eine allgemeine Anschauung von der Art solcher Überlieferung zu gewinnen, so darf dieser Versuch, wenigstens seiner Absicht nach, seine Zugehörigkeit zu Böckhs Philologie in Anspruch nehmen, welche das Leben der Welt nach- und mitleben wollte. Allerdings liegt das Gebiet dieses Versuches der Peripherie des menschlichen Kreises näher als dem lebendigen Mittelpunkt. Der lebendige Mittelpunkt blosser Wissenschaft nämlich ist jener oben genannte: Ethik und Religionsphilosophie. Jede Wissenschaft jedoch, welche nicht eigentlich tot ist, muss auf diesen Mittelpunkt hindeuten, ja hindrängen, um so ihren Zusammenhang mit dem Organismus alles Wissens zu erweisen.

Fechner (Kleine Schriften p. 327) nennt den Kreis das Symbol der Selbstliebe, des Egoismus. Der Egoist lasse nur Strahlen gegen die Peripherie ausgehen, damit angemessene Gefühle und Empfindungen in seine Seele durch die Rückwirkung kommen; was er auch tun mag, davon habe nichts auf eine Seele ausser ihm einen Zweckbezug; der aus dem Mittelpunkt des Kreises kommende Strahl werde ewig wieder in ihn zurückgebrochen. Ein so egoistisches Wesen ist auch der Organismus der Wissenschaft, oder sollte es wenigstens sein; alle ihre Einzelbetätigungen sollen nach dem Mittelpunkt, der ihre Keime eigentlich aus sich entlassen hat, zurückstrahlen.

Erreicht sie dies, so ist sie lebendig, selbst wenn sie „gelehrt“ ist. Und wenn wir Plato glauben, so können wir uns beim Beginn unserer Wanderung mit seinen Worten gürten (Leg. I p. 650 B) *τοῦτο μὲν ἄρ᾽ ἂν τῶν χρησιμωτάτων ἓν εἴη τὸ γνῶναι τὰς φύσεις τε καὶ ἕξεις τῶν ψυχῶν τῇ τέχνῃ*

ἐκείνῃ ἧς ἐστι ταῦτα θεραπεύειν· ἔστι δέ που, φαμέν, ὡς οἶμαι πολιτικῆς.

Die muntere Redensart „scher' dich zum Teufel" ist in mehrfacher Hinsicht belehrend. Denn erstens wird sie von vielen Menschen, vielleicht grade von solchen am meisten angewendet, welche gar nicht an den Teufel glauben. Zweitens weiss der, welchem die Worte zugerufen werden, nicht, wohin er gehen soll, falls er wirklich geneigt wäre, jener Aufforderung Folge zu leisten. Drittens ist der Redende sich im voraus darüber klar, dass sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Nur eins wird erreicht: das Gefühl oder die Stimmung des Redenden hat sich durch diese Entladung befriedigt und der Angeredete ist über das Gefühl, welches er in diesem Augenblick erregt, nicht in Zweifel.

Jene Worte dienen also nur dazu, ein Gefühl oder eine Stimmung auszudrücken; sie enthalten keine Anschauung, so lebendig sie sind, wenn nicht die vom Gehen. Die Vorstellung des Teufels, obgleich es ein Wort ist, ist kaum eine Vorstellung zu nennen, wenn und weil an das Dasein des Teufels nicht geglaubt wird. Logisch genommen würde die Redensart besagen: wenn es einen Teufel gibt und wenn mein Wunsch hinreichend ist, dich in seinen Bereich zu bringen, so wünsche ich, dass du zum Teufel gehst. Psychologisch hat sie nur den Inhalt, das Gefühl der Abneigung in Worten auszudrücken.

Beispiele dieser Art, in welchen das Wort nur noch Substrat eines Gefühls ist, sind nicht so selten. Wir reden davon, dass es höllisch kalt ist; weder in dem Sinne, dass wir an eine Hölle glauben, noch in dem, dass dieser Aufenthaltsort der Inbegriff schauriger Kälte ist. Sondern höllisch kalt ist sehr kalt. Wenn der Dichter behauptet, dass die Jahre pfeilgeschwind fliehen, so redet er kaum aus seiner Anschauung oder in der Erwartung, bei uns eine den Worten entsprechende An-

Digitized by Google

schauung zu erregen, sondern er meint, sie fliehen sehr geschwind; obwol hier wenigstens ein ins kurze gezogener Vergleich vorliegen könnte, da ein zum Ziel fliegender Pfeil Gegenstand einer möglichen Erfahrung ist. „Mein Sohn“ sagt Jemand zu einem Knaben, für welchen er empfindet, wie für einen Sohn. Ähnlich ist es mit Vater. [1])

Diese paar Beispiele zerfallen also in zwei Klassen. Dass es Söhne und Pfeile gibt, ist mehr als Glaube, wir wissen es; Hölle und Teufel sind Gegenstand des Glaubens, nicht der Erfahrung. Trotzdem werden sie zum Ausdruck des Gefühls auch von denen verwendet, welche von der Nichtexistenz von Hölle und Teufel überzeugt sind.

Es gibt also in der sprachlichen Überlieferung teils Dinge oder Vorstellungen, welche genannt aber nicht geglaubt werden, teils sind sie zwar in der Erfahrung gegenständlich gegeben, dienen aber zuweilen nur dazu, neben ihrem Anschauungs- oder Vorstellungswert eine Art Gefühl, eine Stimmung zu bezeichnen. Hand und küssen sind Vorstellungen; aber das östreichische „i küss die Hand“ ist nur eine Formel für eine gewisse Empfindung: ich fühle so wie einer, welcher die Hand küssen möchte.

Betrachtungen dieser Art gehören in die allgemeine Sprachgeschichte. Einmal ist durch Beispiele nachzuweisen, wie eine sprachliche Überlieferung besteht, gemäss welcher Worte und Redensarten von der Zeit ihres Ursprungs an (soweit er uns erreichbar ist) weiter gebraucht werden, ohne den ursprünglichen Sinn zu behalten, oder so, dass sie nur ein Mittel geworden sind, ein Gefühl mit ihnen zum Ausdruck zu bringen. Andrerseits ist der psychologische Vorgang zu verfolgen. Er muss verständlich sein nach den allgemeinen Gesetzen der Sprache. Ist „geh' zum Teufel“ keine Anschauung, kaum eine

1) Vgl. Lazarus, Leb. d. S. II[2] 318 f. 333. 365 f. Steinthal, Abriss I S. 263 § 321. Ztschr. f. Völkerpsych. VI. 1869, 285 f. Cohen ibid. 226 f. L. Tobler ib. 417.

Digitized by Google

Vorstellung, sondern nur eine Art von Gefühl, so muss dies ein Analogon der Beziehungen sein, welche überhaupt in der Sprache zwischen Gefühl, Vorstellung und Anschauung bestehen, sodass wir in jener Formel nur eine species des genus Sprache vor uns haben.

Spuren dieser bezeichneten sprachlichen Überlieferung gibt es hauptsächlich in der Poesie, sie ist auch in dieser Beziehung höchst konservativ; am meisten jedoch innerhalb ihres Bezirkes die religiöse oder die ihr nahe verwandte Poesie. Das ihr entsprechende Gegenstück bilden volkstümliche Redensarten.

Die Betrachtung der religiösen Poesie hat das lateinische und deutsche Kirchenlied zu befragen. Die Quellen, aus denen beide hauptsächlich geflossen sind, sind teils die Überlieferungen des Alten Testaments, teils die Darstellungen des Neuen, sofern sie von denen des A. T. abweichen. Dazu kommen die volkstümlichen Anschauungen der Menschen hinzu, welche vor der Verbreitung des Christentums herrschten, nach dem Beginn seiner Wirksamkeit aber entweder beibehalten oder umgebildet wurden. Endlich werden griechische und römische, besonders neuplatonische Anschauungen nach Deutschland herübergenommen.

Wir suchen also nach Ausdrücken und Formeln, welche gar nicht mehr wirklich gedacht und geglaubt werden. Einige stammen aus der populären Metaphysik und scheinen alt-heidnische Überlieferung, andre bezeichnen überhaupt veraltete Anschauungen. Beiden gemeinsam ist dies, dass sie oft nur zum Ausdruck der Stimmung dienen, einen Grad der Empfindung bezeichnen, während sie scheinbar durchaus anschaulich und sinnlich sind.

Für die Zahl der Beispiele ist Beschränkung geboten; die hier gegebenen sind entweder für sich allein hinreichend: dann bedarf es keiner grösseren Menge; oder sie sind nicht beweisend: dann wäre auch ihre Vermehrung nutzlos.

Das Interesse an dieser Betrachtung ist ein psychologisches,

Digitized by Google

denn wir verfolgen die Vererbung geistiges Besitzes. Die oft gemachte Erfahrung wird bestätigt, dass geistiger Besitz sich so zähe im Lauf der Zeiten erhält, dass er, blosse Schale geworden, doch nicht weggeworfen wird, eigentlich aber einen andern Kern erhält. Sprache entspringt aus Gefühl und bildet Anschauungen; diese werden zu Vorstellungen; diese endlich werden schliesslich zuweilen blosses Mittel, um einen Grad und eine besondere Färbung der Empfindung auszudrücken. Die Sprache beschreibt also einen Kreis oder eine Spirale, indem sie (auf einer andern Stufe) dahin zurückkehrt, von wo sie ausgegangen ist: ihrerseits ein Beispiel des Kreislaufs menschlicher Dinge.

Hierbei jedoch ist eine Vorsichtsmassregel geboten. Was nämlich heute keinen logischen Sinn mehr hat, so oft und so gern es auch wiederholt wird, besass ihn vielleicht schon an der Stelle nicht mehr, wo es zuerst vor unser Auge tritt. Entweder also es wird ehemals wie heute aus der gleichen Neigung des Gemüts Gleiches (was unlogisch ist) erzeugt, oder, wenn die heutige Redeweise uns an die Überlieferung anzuknüpfen scheint, so bedarf jene älteste uns erreichbare Überlieferung noch einer besonderen Analyse.

Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. Heute heisst es im Kirchenliede (Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für Evangelische Gemeinen, Berlin 1853) 20, 1: ruft, dass es Erd und Himmel hört, oder 889, 7 frohlocke die Erde und jauchzet ihr Hügel; Ps. 95, 11 laetentur caeli et exultet terra . . gaudebunt campi et omnia ligna silvarum a facie domini. Die Belebung der Natur in dieser Form, wenn sie zur Teilnahme an der religiösen Empfindung herbeigerufen wird, ist keineswegs allgemein menschlich, aber eine beliebte Wendung der religiösen Poesie von den Psalmen und Propheten an durch das katholische Kirchenlied hindurch bis ins evangelische hinein Entweder also ist es bei uns Überlieferung (und das ist es hier gewiss), oder diese Wendungen sind unabhängig von einander

Digitized by Google

entstanden oder könnten wenigstens bei den heutigen Menschen ebenso gut entstehen, wie ehemals. In diesem Falle frägt es sich also, was haben wir von der hebräischen Anschauung zu halten? Ist sie durch Analogie und Beispiele andrer Literatur derart zu belegen, dass sie uns einfach nur allgemein menschlich erscheinen müsste? Dann brauchte unser heutiges Kirchenlied nicht aus der hebräischen Quelle geschöpft zu haben; nur der hebräische Ausdruck bedürfte einer Prüfung nach seinem Anschauungs- und Gefühlsinhalt.

In den Überlieferungen, welche aus der Bibel, aus der heidnischen Zeit und aus der griechisch-römischen Literatur auf uns gekommen sind, wohnen viele Gedanken dicht bei einander, ohne sich zu stossen, was merkwürdig genug ist. Aber wie die Menschen ihre Einrichtungen hartnäckig festhalten, obgleich sie oft nicht sowol durch ihren logischen Sinn Berechtigung haben als durch das heilige Vorrecht langer Gewohnheit, so auch Worte und Redewendungen, namentlich wenn sie im religiösen Gebiet leben und überliefert wurden.

Wie z. B. die Übersetzung des Ulfilas[1]) lehrreich ist für den Wort- und Gedankenbestand seiner Sprache, für die Art, wie er fremdes Gut aufsog und umformte, so analog die Versuche des katholischen und evangelischen Kirchenlieds bei der Aufsaugung und Umformung älterer Überlieferungen, bei der Umsetzung eines überlieferten Materials von Worten und Gedanken aus der religiösen Entwickelung einer älteren Zeit in eine neue und eigenartige Anschauung. Wenn Phönizisches in Griechisches, Griechisches in Römisches umgesetzt wurde,

1) Eine eingehende Untersuchung darüber konnte ich nicht finden. Die Literatur über Vulfila bei Wackernagel, Gesch. d. deutschen Litteratur, zweite Auflage, von Ernst Martin. I S. 20, 21. Vgl. Marold, Krit Untersuchungen über den Einfluss des Latein. auf die got. Bibelübersetzung. Germania 1881 S. 129 f. 1882 S. 23 f. 1883 S. 50 f. Dagegen finden wir eine höchst fleissige Vergleichung eines profanen Originals (der Metamorphosen des Ovid) mit der deutschen Übersetzung bei Bartsch Albr. v. Halberstadt, Einleit. p. CXLIII—CLXII.


Digitized by Google

so waren es nicht bloss Laute und Worte, sondern Gedanken und Empfindungen; diese Fusion ging nicht ohne Trübung der übernommenen Elemente vor sich. Sehen wir zu, ob es in unserem Falle ähnlich gegangen ist und wie sich diese Unterart sprachlicher Überlieferung zum allgemeinen Verhalten der Sprache und ihrer Entwickelung stellt.

Wir wenden uns nun zunächst zur Teilnahme der Natur, besonders bei religiösen Empfindungen. Was unsere Kirchenlieder haben — ist es Original oder überliefert? Sind unsere Liederdichter in derselben Gemütsverfassung gewesen wie die Dichter des A. T.? Wie war denn jenen zu Mute, als sie solche Dinge sagten? Hatten ihre Worte logische Überzeugung? War es dem hebräischen Dichter auch schon Formel, wenn er seine Rede begann: horchet auf ihr Himmel, höre du Erde u. s. w.? Was konnte er sich denken, wenn er die Himmel auffordert, seinen Worten zu lauschen? Was sagen wir zu der Ausstattung der empfindungslosen Natur mit Empfindung? Lassen wir also die Beispiele reden:

Dan. Thes. I 62 gavisa sunt caeli regna reditu unigeniti beweist zunächst nichts; es ist so, wie wenn wir in einer Zeitung lesen „das ganze Land freute sich“ . . . Ebenso steht es mit Ps. 32, 8 timeat Deum omnis terra, ab eo autem commoveantur omnes inhabitantes orbem, oder Ps. 47, 12 laetetur mons Sion (vgl. 65, 14. 67, 9. 95, 1. 97, 4.) Auch Dan. I 83 mundus exultans iubilat, gemens infernus ululat tritt nicht aus dem Geleise üblicher Redewendungen heraus. Dagegen finden wir weder allgemein menschliche, noch besonders christliche Anschauung, sondern Nachahmung der Psalmen in folgenden Fällen wieder:

Dan. I 78 hunc caelum terra mare
hunc omne quod in eis est
auctorem adventus tui
laudans exultat cantico.[1])

1) Dieselben Formeln heutzutage im Gebrauch Vesperale romanum sive antiphonale rom. Leodii 1860 p. 51.

Digitized by Google

Denn es heisst Ps. 68, 35 laudent illum caeli et terra et omnia reptilia in eis,

Ps. 41, 8 abyssus abyssum invocat in voce cataractarum tuarum

95, 11 laetentur caeli et exultet terra: commoveatur mare et plenitudo eius, gaudebunt campi et omnia quae in eis sunt, tunc exultabunt omnia ligna silvarum a facie Domini (vgl. Ps. 97, 7).

Dan. I 170 namque triumphanti post tristia tartara Christo
undique fronde nemus gramina flore favent,
laudant rite Deum lux polus arva fretum;

dazu Ps. 148, 3 laudate eum sol et luna, laudate eum omnes stellae et lumen (luminis), laudate eum caeli caelorum et aquae omnes, quae super caelum sunt, laudent nomen Dei.

Ps. 97, 8 flumina plaudent manu, simul montes exultabunt a conspectu Domini: quoniam venit iudicare terram. Dies plaudere übersetzt Luther: Die Wasserströme frohlocken; wörtlich heisst es in die Hände schlagen oder Beifall klatschen. Dieser fremdartige Ausdruck, die Flüsse werden in die Hände schlagen, scheint aber erst Nachahmung von Jesai. 55, 12. Da heisst es (Vulg.) montes et colles cantabunt coram vobis laudem et omnia ligna regionis plaudent manu; Luther: Berge und Hügel sollen vor Euch her frohlocken mit Ruhm und alle Bäume auf dem Felde in die Hände klappen. Hebr. hěhārīm wᵉhagbāʿōt jipᵉṣᵉchū lipᵉnēkᵉm rināh wᵉkōl ʿăṣē hāsādēh jimchaʾū kāph; Ps. 97, 8 nᵉhārōt jimchaʾū kāph.

Nun werden offenbar an der ursprünglichen Stelle Jesai. 55, 12 die Zweige der Bäume appercipirt als Arme und Hände, welche durch ihre Bewegung, ihr Rauschen, Beifall ausdrücken oder frohlocken. Hier hat also der leidenschaftliche Ausdruck einen plastischen Sinn und unverkümmerten Wert. In der zweiten Stelle dagegen, beim Psalmendichter, ist diese Anschauung nicht mehr Anschauung und machā schlagen und kāph Hand wird vereinigt für die Vorstellung Beifall äussern, obgleich der Fluss nicht Arme und Hände hat wie der Baum.

Jenes plaudere der Vulgata aber diente nun zu einer zügel-

Digitized by Google

losen Anwendnng von plaudere manu für alle beliebigen, wirklichen oder vermeintlichen, Äusserungen des Beifalls und der Teilnahme, wie sich weiterhin in einzelnen Beispielen zeigen wird.

Mit dem Original Ps. 113, 3 mare vidit et fugit; montes exultaverant ut arietes et colles sicut agni ovium vergleiche man:

Dan. I 172 quem terra pontus aethera
colunt adorant praedicant (I 241)
I 199 et tibi compar utriusque semper
nomine trino deitate soli
sidera clament
I 126 astra laudibus intonent [1])
I 233 tellus et aethera iubilent (II 383. III 286. IV 70. 181).
I 245 plaudant astra solum mare
I 257 sol astra terra aequora
adventum dei altissimi
prolem excelsi germinis
dives et inops concrepet
I 258 sol luna caelum sidera
mons vallis alta concava
fons stagna flumen aequora
quidquid volat repit natat
qua voce quisque praevalet
in laude Christi plaudite.

Da die Gemütsverfassung, aus welcher heraus die Psalmendichter dichteten, vielfach derjenigen der Propheten sehr ähnlich ist, so kehrt naturgemäss eine Reihe bezeichnender Ausdrücke bei beiden wieder. Die herkömmliche Stillehre nennt das Hyperbeln. Damit wird die gemeinsame Form in der Tat einheitlich ausgedrückt. Aber wie verschieden ist der Inhalt von Hyperbeln in Folge der verschiedenen Empfindungsweise der Völker und in Folge der verschiedenen Zeiten literarischer Entwicklung innerhalb einer einzigen Sprache.

---

1) Schiller: Die ihren Schöpfer wandelnd loben. Ob die Worte „und führen das bekränzte Jahr“ auf Ovid Metam. II 25 f. oder auf Ps. 65, 12 zurückgehen, scheint nicht zu entscheiden. Vgl. Herder, Vom Geist der ebr. Poesie, Werke ed. Suphan XI, 291.

Digitized by Google

Es dürfte schwer sein, aus der griechischen Literatur viel Hyperbeln anzuführen — ein Zeichen davon, dass die Griechen Plastik der Anschauung und des sprachlichen Ausdruckes besassen, dass in aller Kunst ihrer Sprache die Natur nicht verloren gegangen ist. Anders ist es bei den Römern. Sie sind rhetorisch. Obgleich mit ausgezeichneten praktischen Fähigkeiten, mit einem untrüglichen praktischen Blick ausgestattet für alle äusseren Verhältnisse, haben sie doch in der Literatur Hyperbeln, die uns kalt lassen, weil sie uns keine poetische Anschauung geben und das in ihnen sich aussprechende Gefühl sich auf Gegenstände richtet, welche uns gleichgiltiger sind.

Dagegen zeigen die alt-testamentlichen Hyperbeln, von denen jetzt eben die Rede ist, eine Innerlichkeit des Gefühls und einen religiösen Schwung, welcher über die mitunter fehlende Plastik leichter hinweghilft. An diesem Feuer wärmten sich daher die Nachdichter Jahrhunderte lang, ohne es eigentlich von neuem in ihrer Seele zu entzünden.

In unmittelbarem Anschluss an die Stelle Jesa. 55, 12 ist zu nennen Jesa. 14, 8: auch freuen sich die Tannen über dir und die Cedern auf dem Libanon. Der Ausdruck freuen (sâmach) hat nichts so Auffälliges, wie jenes mit den Händen klappen.

Ezech. 31, 16 und alle Bäume Edens trösteten sich
Zachar. 11, 1 tue deine Tür auf, Libanon, dass das Feuer deine Cedern verzehre! Heulet ihr Tannen, denn die Cedern sind gefallen und das herrliche Gebäude ist zerstöret. Heulet ihr Eichen Basans, denn der veste Wald ist umgehauen
Jesai. 41, 1 Lass die Inseln vor mir schweigen
49, 1 höret mir zu ihr Inseln vgl. 60, 9 und Zeph. 2, 11
41, 5 da das die Inseln sahen, fürchteten sie sich und die Enden der Erde erschraken, sie naheten und kamen herzu (vgl. 51, 5)
42, 10 singet dem Herrn ein neues Lied, sein Ruhm ist an der Welt Ende; die im Meer fahren und was darinnen ist, die Inseln und die darinnen wohnen.
Ezech. 26, 18 ach wie entsetzen sich die Inseln über deinen Fall (vgl. 27, 35).

Digitized by Google

Jesai. 23, 1 heulet ihr Schiffe auf dem Meere, denn sie (Tyrus) ist zerstört,

23, 4 Du magst wol erschrecken Zidon, denn das Meer, ja die Veste am Meer spricht: ich bin nicht mehr schwanger und ich gebäre nicht mehr

44, 23 jauchzet ihr Himmel, denn der Herr hat es getan; rufe du Erde herunter; ihr Berge frohlocket mit Jauchzen, der Wald und alle Bäume darinnen

Jerem. 2, 12 sollte sich doch der Himmel davor entsetzen, erschrecken und sehr erbeben,

4, 28 der Himmel droben wird traurig sein,

51, 48 Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, werden jauchzen über Babel

Jesai. 45, 8 träufelt ihr Himmel von oben und die Wolken regnen die Gerechtigkeit (vgl. Ps. 72, 3; 85, 12; Hos. 10, 12.[1]) (In der letzten Stelle ist regnen transitiv zu verstehen, „dass er euch Heil herniederträufeln lasse.")

24, 20 das Land wird taumeln wie ein Trunkener und weggeführt wie eine Hütte

35, 1 aber die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird

42, 11 rufet laut ihr Wüsten und die Städte darinnen samt den Dörfern

Micha 1, 2 höre Land und alles, was darinnen ist

Nahum 1, 5 Die Berge zittern vor ihm und die Hügel zergehen; das Erdreich bebet vor ihm, dazu der Weltkreis und Alle, die darinnen wohnen (Hab. 4, 6 u. 10).

Ezech. 6, 3 ihr Berge Israels höret das Wort des Herrn. So spricht der Herr beides zu den Bergen und Hügeln, beides zu den Bächen und Tälern (35, 3. 36, 1 f.)

21, 47 und sprich zum Walde gegen Mittag

Amos 1, 2 Der Herr wird seine Stimme hören lassen, dass die Auen der Hirten jämmerlich stehen und der Carmel oben verdorren wird.

Ezech. 38, 20 alles zittert vor Gott, die Fische, die Vögel, das Vieh und alles, was sich reget und webet auf dem Lande und alle

---

1) Für diejenigen, welche nicht hebräisch lesen können, bemerkt Lagarde, Deutsche Schriften 1878, p. 176, dass der Mann Osee hiess und dass es nicht heissen muss Hesekiel, sondern Ezechiel. Wonach sich zu richten!

Digitized by Google

Menschen, so auf der Erde sind; und sollen die Berge umgekehret werden und alle Mauern zu Boden fallen.

Habak. 3, 10 Die Flut lässt sich hören, zur Höhe erhebt sie ihre Hände nâtan tᵉhôm qôlô rôm jâdēhû nâsâ'.

[Jesai. 24, 23 und der Mond wird sich schämen und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird — hat nicht ethischen Sinn.]

[3, 26 und ihre Tore werden trauern und klagen und sie wird jämmerlich sitzen auf der Erde — gehört trotz äusserer Ähnlichkeit nicht hierher.]

Habak. 2 (3), 11 Denn auch die Steine in der Mauer werden schreien und die Balken am Gesperre werden ihnen antworten.

Dass solche Poesie manchem Sohne einer späteren Zeit, eines anderen Himmels fremdartig vorkommen musste, ist begreiflich. Die äusserliche, weil nicht auf den Ursprung zurückgehende, Philologie sagt einfach, die Poesie habe Redefiguren. Und mit dieser Formel mag auch der rationalistisch aufgeklärte Leser des achtzehnten Jahrhunderts zufrieden sein. Seiner Kritik gelten jene hyperbolischen Wendungen nur als Redefiguren. Das sind sie ja auch; aber zwischen Redefigur und Redefigur ist jener Unterschied, welcher sich mit den Worten des lateinischen Spruches bezeichnen lässt: duo cum dicunt idem non est idem. Voltaire mit seiner dem 18. Jahrhundert entspringenden und entsprechenden Kritik spricht vom „guten orientalischen Stil“ (Romans IV p. 30 Zadig) . . . prétendirent que dans son discours, il n'y avait pas assez de figures, qu' il n'avait pas fait assez danser les montagnes et les collines. Il est sec et sans génie, disaient-ils; on ne voit chez lui ni la mer s' enfuir ni les étoiles tomber, ni le soleil se fondre comme de la cire; il n' a point le bon style oriental. Von dem hier Getadelten heisst es il se contentait d'avoir le style de la raison. Aber in diesen alten „Figuren“ lodert das Feuer lebendiger Empfindung, sie sind noch lebendig, obgleich sie einer in manchem Sinne greisenhaften Sprache angehören. Zu anderen Zeiten dagegen scheinen uns solche Figuren gänzlich tot, ver-

Digitized by Google

steinerte Erbstücke einer früheren Zeit, deren Gefühl wir nicht teilen.

Auch im A. T. selbst fehlt es wol nicht an solchen Versteinerungen. Die Nachkommen, so heisst es ja oft, sollen sein wie der Sand am Meere; danach scheint gebildet Jerem. 15, 8 es sollen mehr Wittwen unter ihnen werden, denn der Sand am Meere ist.

Wir wenden uns nun wieder zur Nachahmung.

Dan. I 350 audi tellus, audi magni maris limbus
audi omne quod vivit sub sole (IV 293)

II 52 quin et astrorum micantia luminaria
iubilent altum Alleluia.

Dan. II 347 o caeli obstupescite. Gesangb. nach 1587 Wernig. Bibl. Hb. 2157 No. 165: Die liebe Sonne kann nicht mehr zusehen und sich entsetzet sehr, darumb verleurt sie ihren Schein, das mag ein grosser Trübsal sein, das ist ein Zeichen vor den jüngsten Tag. Der Mon und Sterne engsten sich und ihr Gestalt sieht jämmerlich. Wie gern sie wollten werden frei von solcher grossen Büberei ...

Dan. II 351 lugete caeli sidera
ventique suspirate

II 364 serena lux amoena lux
iam rident sidera
surrexit Christus hodie
caelum et terra iubilet

II 365 plaudant maria
applaudant fontes flumina
caelorum plaudant agmina
rex regum super sidera
Jesus ascendit aethera

II 366 plaudite caeli rideat aether
summus et imus gaudeat orbis
plaudite montes ludite fontes.

Wir kommen zu den Beispielen aus der griechischen Kirchenpoesie.

Digitized by Google

Dan. III 18 *οὐρανος γὰρ καὶ ἡ γῆ καταβοῶσι πικρῶς*
III 47 *σκιρτήσατε τὰ ὄρη* (springt ihr Berge)
III 104 *σκιρτάτω ἡ γῆ*
III 48 *πρόσεχε οὐρανὲ καὶ λαλήσω* (= Jes. I 2)
III 108 *εὐφραίνου ἡ ἔρημος καὶ οἰκουμένη ἅπασαι*
τὰ ὄρη πάντα γλυκασμὸν σταλάξατε
βουνοὶ ἀγαλλᾶσθε ὅτι Χριστὸς .. εἰρήνην δέδωκε
III 114 *ἡ γῆ ἀγλώσσως βοᾷ στενάζουσα*
τί με κακοῖς μιαίνετε πολλοῖς πάντες ἄνθρωποι;

III 115 (aus dem Syrischen) Die Sterne des Lichts jubeln dort oben,
III 161 (aus dem Syrischen) Dir jubeln sollen alle Winde
mit staunendem erregten Wehn;
des Himmels Zierden sollen prangen
zum Preise deiner Wesenheit;
die Höhn sich freun, weil du herabkamst,
die Tiefen tanzend preisen Dich;
Das Meer erfreu sich deiner Schritte
Und Deiner Tritt' das feste Land.
Unsre Natur frohlocke dich lobend
weil Deine Gottheit wohnt in ihr ...
heut sollen alle Wasser oben
laut preisend Hosiannah schrein (vgl. IV 74),
heut sollen alle Wasser unten
des Lobes Gaben opfern Dir.
Das Firmament frohlocke heute
heut freue sich die Sonne; heller
soll schimmern ihrer Strahlen Glanz;
heut glänze in den schönsten Strahlen
der Himmelsleuchten hell der Mond,
anbetend in der Höh' den Höchsten.
Heut sollen auch die Sterne alle
geschmückt in ihrer Lichtgestalt
des Jubelliedes Gaben senden dem Schöpfer.

III 161 (syr.) Heut hüpfe freudig auf die Erde.
Wie Lämmer tanze das Gebirg,
heut soll das Meer sich freun, die Inseln
in ihm verklären sich vor Lust,
heut soll'n frohlocken auch die Wälder
und Hain' mit ihren Bäumen all,
heut soll auch das Gewild frohlocken,
die ganze Tierwelt sich erfreun —

Digitized by Google

denn seht auf einem Esel reitend
zog bei uns ein der Himmlische.

Dan. IV 74 ortus occasus aquilo septentrio
tellusque pontus, oceani limites
lati, polorum iubilate cardines,
fontes aquarum, flumina la tentia,
plaudete (sic) manu montium cacumina.

IV 129 ortus occasus aquilo septentrio
caelum terraque mare fontes flumina
montes et colles campi mixta rosulis
lilia flete

IV 146 inde natura stupuit

IV 277 (I 285) ... abyssus atque maria
laudent Deum per saecula

Den fürchten der Hellen pfort und die abgrund der andern tieff thun ehren (Geistl. lieder auffs new gebessert und gemehrt zu Wittenberg D. Mart. Luther. Viel geistl. Gesenge von andern fromen Christen gemacht. Item die Ordnung der deutschen Mess. Leipz. 1539. Fol. 107.)

IV 286 (I 226) gaudium mundi
quem tremunt caeli, metuunt abyssi,
fluminum guttae maris et procellae,
laudat occasus, veneratur ortus
stringis in ulnis (V 319)

IV 325 plaude caelum, plaude terra
loca plaudant infera,
plaudat aether, plaudat unda,
turba plaudat squamea,
plaudant silvae, plaudant prata,
laete plaudant nemora,
et quaecunque campis nata
laeta plaudant flumina,
plaudant valles, plaudant montes,
fontes, flores, germina;
plaudant rupes et torrentes:
Christo plaudant omnia.

V 335 plaudat ergo tellus, plaudant caelorum agmina.

Wackern. II allez himel here daz freut sich
p. 204, 344 swenn ez, vrouwe, siht an dich

Digitized by Google

II 389 Wald, laub, die sate, klihe, gras und blumen
die wollen sich zu lieben dir,
in freuden gross sieht man sie heute rumen,
christ, auf dein lob steht ir begir,
auf das, wenn sie könten sprechen,
an in würde es nicht gebrechen
sie lobeten dich, her, al zugleich.

II 876 den erde, mer und himel all
eren, anbetten, verkünden (= Hoffm. v. F. S. 269)

II 1121 Den Erde, Meer und Himmels Thron
ehren, anbeten und singen schön.

Den Ursprung dieser Vorstellungen und Redewendungen gibt das A. T., dessen oben angeführte Beispiele durch die folgenden ergänzt werden:

Ps. 34, 10 omnia ossa mea dicent Domine quis similis tibi?
71, 3 suscipiant montes pacem populo et colles iustitiam
76, 17 viderunt te aquae Deus ... et timuerunt
et turbati sunt abyssi (vgl. 92, 3. 96, 4. Hiob 26, 11. 38, 7.)
88, 6 confitebuntur caeli mirabilia tua Domine
96, 1 Dominus regnavit: exultet terra, laetentur insulae multae
102, 22 benedicite Domino omnia opera eius
148, 7 laudate Dominum de terra dracones et omnes abyssi.[1])

Hoffm. v. F. S. 269 Den erde, mer und himmel all
eren, anbeten, verkünden
der die drei beu regiert mit schall

p. 501 = Uhl. Volksl. I, 2 S. 886, 1.

Da Jesus in den Garten ging
und sich sein bittres Leid anfing,
da trauret alles, was da was,
es trauret alles Laub und Gras.

p. 502 (Liliencron IV, 426.)

Die hohen Bäum die bogen sich,
Die harten Felsen zerkloben sich

1) Vgl. Hoffm. v. Fallersl. Kirchenl. p. 237 f. Jesai. 3, 26. 15, 31, 23, 1. 34, 1 u. s. w.

Die Sonne verlor ihren klaren Schein[1])
Die Vöglein liessen ihr Singen sein (17. Jahrh.)

ib. II 61 Kyrieleis, der himelkreiss
sol dir pusoniziren (1450).

v. Liliencron IV 380 Die berg Italie haben gesprungen wie die widder (vgl. Ps. 114, 4. 68, 17)

IV 544 Damit die erd erkrücket
und sich wieder ergetzt
so sie wieder erblicket ..

III 112 es möcht einen harten stain erschröcken

IV 137 es möcht ein stein erbarmen.[2])

Für Furcht würden die Steine selbst vor mir umherschreyen Macb. II, 2 bei Herder, Volksl. S. 35/36.

Schiller, Tell I, 4 mich treibt des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt, was auch den Stein des Felsen muss erbarmen.[3])
(vgl. IV, 1 und die Natur soll nicht in wildem Grimm sich drob empören).

Dass, wie der Natur überhaupt, so auch sogar Felsen und Steinen Teilnahme und Mitleid an und mit menschlichen Zuständen beigelegt wurde, erhärtet Grimm aus der mhd. Literatur mit Beispielen Mythol. I 537. II 539f. III 185. Ja der Stein, welchem man klagt, ändert sogar seine Farbe, der weisse wird rot, der rote blau.

Uhland (Schriften III 15) erklärt sich diese doch gewiss

1) Grimm, Myth. II, 588. Uhl. Volksl. S. 829, 14. Die erde bidemet, es klübent die steine.

2) Dies ist auch bei uns eine populäre Redensart.

3) Dönniges, altschott. Ball. S. 219:

Der wilde Fels erstarret und höret den Tönen zu,
seit hunderttausend Jahren schläft er beim Lied in Ruh.

S. 83 er macht eine Harfe von ihrem Gebein;
wenn sie klang, brachen Herzen von Stein.

Knaben Wunderh. Reclam S. 379 ein Stein mögt es erbarmen, wie man auf uns hat zielt (in der Schlacht). v. Ditf. II, 82 ist unklar; was hört man bei jetziger Zeit? Und wenn das Herz wäre von Stein, so könnt' es nicht schrecklicher sein. v. Ditf. IV, p. 2—3. Knapp, l. c. II, p. 415. Nr. 2525, 6.

Digitized by Google

merkwürdige Erscheinung so: „Der Mensch sieht in der Natur nicht bloss Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines empfindsamen Zeitalters, dass Lenzeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendrot, Sonnenaufgang, Mondschein und Sternenglanz das Gemüt erfrischen, rühren, beruhigen, dass der Anblick des Meeres, dass Sturm und Gewitter den Geist zum Ernste stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbildeten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die fühllose Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbsttätig anregend entgegenkommt. Die wissenschaftliche Forschung hat überall den Schein zerstört, der alte Glaube an die götterbeseelte Natur ist längst gebrochen und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemütes mit der Natur eine Wahrheit, das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der, über dem Ganzen waltend, die Menschenseele mit der schönen Natur zum Einklang verbunden hat und damit sich selbst dem empfänglichen Sinne stündlich nahe bringt".

Es ist wol billig, sich Uhlands Worte genau anzusehn, da er ja eine ausgezeichnete Kenntnis dieser Sachen besass, über welche er hier sein Urteil nach einer Richtung hin zusammenfasst. Allein genau besehen scheinen sich seine Worte grade in einige disparate Behauptungen zu zerteilen.

Dass der Mensch, auch der poetisch kultivierte, nicht immer in der Natur für jede Regung seines Innern eine antwortende Stimme gesucht hat, kommt hier nicht wesentlich in Betracht — Uhlands Behauptung geht etwas zu weit. Dass die Naturerscheinungen (so hören wir weiter) auch auf unverbildete Völker (nicht bloss auf ein empfindsames Zeitalter)

Digitized by Google

mancherlei ästhetische und ethische Eindrücke machen, sei zugestanden — aber dies ist nicht eins damit, dass sie dem Menschen eine antwortende Stimme sind.

Wir verlegen nur unsere Stimmung in die fühllose Natur, warum? Alle Gründe dafür sagt uns Uhland nicht; nur einen sozusagen indirekten Grund nennt er uns. Die Natur ihrerseits fordere uns auf, rege uns an. Damit jedoch ist zu wenig erklärt. Wir wissen gut genug, dass die Anregung durch äussere Verhältnisse, nicht überall und immer den gleichen Erfolg beim Menschen hat für seine Entwicklung im Grossen, und, wie hier, im Kleinen [1]. Geist und Schicksal des Menschen ist der andere Faktor — wir meinen der wichtigere, um Vorstellungen und Worte zu erklären.

Trotzdem sind wir zuweilen (wie einige mhd. Dichter lehren) in dieser Ausnahme-Form mit der Natur „befreundet“. Wenn nun aber Uhland sagt, das in der Natur einst geahnte Mitgefühl rücke hinauf in den Schöpfer, so wird damit vielleicht etwas Richtiges gelehrt, allein leider das zu erklärende Rätsel verlassen. Dass der Schöpfer mit allen in Versen oder Prosa ausgesprochenen Empfindungen Mitgefühl haben könne, ist ein anderer Glaube, als der, dass die Natur d. h. Bäume, Blumen, Bäche, Steine Mitgefühl haben könne.

Kurz, die Frage, wie einige Menschen dazu kommen, der Natur im allgemeinen und Steinen im besondern Gefühl zuzuschreiben, die Natur als ethisch und ihre empfindungslosesten Teile als fühlend zu denken, finden wir nicht beantwortet. Doch ist klar, dass auch Uhland Zeiten und Arten dieses Glaubens oder dieser Redeweise unterscheidet.

Fragen wir also zunächst, wie sich verschiedene Literaturen zu diesem Glauben verhalten. Im Rigveda, also einem relativ alten literarischen Denkmal, welches in sich alte und

---

1) Peschel, Völkerkunde³ S. 481. 516. 556. Humboldts Sprachphilos. Werke, herausgegeben von H. Steinthal. Berlin, 1883 S. 156, 28.

viel jüngere Anschauungen, alte und jüngere Lieder, vereinigt, begegnen wir neben unzweifelhaften Ausdrücken für die Teilnahme der Natur oder unbelebter Wesen auch solchen, welche man kaum als Ausflüsse eines lebendigen Gefühls wird gelten lassen. Beginnen wir mit den ersten, so erhebt sich eine bekannte Reihe von Gestalten vor unseren Blicken, Himmel und Erde, Bäume und Berge, Wolken und Flüsse.

Schützt uns Himmel und Erde vor Gewalt (No. 173, 4.) Dies, o Himmel und Erde, sei wahr, o Vater und Mutter, was ich hier euch zurufe (ib. V. 11.)[1]) Die beiden Grossen, Himmel und Erde, sollen merken auf das Werk (235, 1). In dieses Freundschaft frohlockten Götter, Erde, Himmel, Wasser und Kräuter (431, 2). Die Erde zittert aus Furcht vor dem Zorn ihres eigenen [Sohnes] des Indra, in Erregung gerieten die starken Berge (518, 2). Sogar der Himmel ist ehemals gewichen vor deinem Keile, aus Furcht vor dem Zorn seines Angehörigen, als den Drachen Indra niederschlug (541, 9). Zu dir Indra hatten geklagt die beiden Welthälften, als du losbrachst, als du der Dasyutöter wardst (614, 11). Die Monde, die Bäume, die Kräuter, die Berge, die lauten beiden Welthälften kamen Indra nach, als er geboren ward (644, 13). Ihr beiden Welthälften [erobert uns] Reichtum an madhu zum Gewinne von Kraft (797, 9). Indra wird (454, 4) von den sich bewegenden [Bäumen] gepriesen[2]). Nieder gehen euch die Wälder o Marutas aus Furcht vor eurer Fahrt (691, 3). Wie die Bäume die von der Kälte geraubten Blätter, so klagt Vala um die von Brhaspati geraubten Kühe (972, 10) [wörtlich!]

---

1) Vgl. 174, 5. 175. 176. 202, 6. 204, 1. 235, 2. 486, 5 dann machtest Du die Erde, dass den Himmel sie sehe. 517, 7 es half Deinem Donnerkeil Indra die einverstandene Erde. 554, 2. 613, 4. 673, 8. 693. 694. 936, 6. 641, 1.

2) Vgl. 570, 26. 588, 21. 1026, 17 herab vom Himmel fliegend haben die Kräuter gesprochen, den wir noch lebend treffen an, der Mensch wird nicht zu Schaden kommen.

Digitized by Google

Dem Kenner des R. V. braucht nicht gesagt zu werden, dass Berge und Wolken in Folge der alten, etwas versteinerten Überlieferung, mehrfach verwechselt werden. Die Wolken werden Berge genannt[1]) und was einstmals von jenen himmlischen Bergen erzählt wurde, wird, weil es einmal überliefert ist, nachher als irdisches Ereignis aufgetischt.

Anders Bréal. Er sagt (Mélanges de mythologie etc. Paris 1877, p. 108): La confusion, que produisent dans l'idiome védique les termes qui signifient à la fois nuage et montagne a également laissé sa trace dans la mythologie grecque. Dies mag zuweilen wol der Fall sein, entspricht aber nicht der obigen Darlegung. Bréal meint überhaupt: c'est la langue avec ses variations qui est le véritable auteur de la mythologie (ib p. 10)[2]). Ein Beispiel seiner Ansicht von der Entstehung eines Mythos ist dieses (ib. p. 155): quantaux vaches volées par le démon, elles sont une création de l'idiome primitif, qui désignant chaque objet d'après sa qualité la plus saillante, avait choisi l'idée du mouvement (gu, gam) pour nommer le boeuf d'un part, la nuée qui s'en va dans le ciel de l'autre. Ainsi dans le même instant où le mythe s'explique, il s'évanouit: on peut dire qu'il n'existe qu' à condition de n'être pas compris. Er meint also, dass ein zufälliger Gleichklang und ein Misverständnis solche Fabel entstehen lässt. Von go, gehen heissen die Wolken die eilenden, gâvas; nun heisst auch danach das Rind *βoFς*. Zuerst sagte man, der Dämon hat die Eilenden (Wolken) weggetrieben; später (oder auch gleichzeitig?) dachte man bei dem Wort die Eilenden an Kühe, daraus sei der Mythos entstanden, dass der Dämon die Kühe weggetrieben habe (p. 99). Hier wird zunächst vorausgesetzt, dass unsere Etymologien zuverlässig sind. Denn wenn das Rind nun nicht vom Laufen

---

1) Kuhn, Herabk. p. 127, zweite Aufl. bringt einen Mythos für den Zusammenhang von Berg und Wolke und citirt Wolfs Ztschr. f. deutsche Mythologie III 378.

2) So ähnlich Brinkmann l. c. I 99.

Digitized by Google

seinen Namen hat, was dann? Dann müssten die Wolken auch anders etymologisch erklärt worden.[1]) Zweitens: Woher kommt der Dämon? Ist er auch in Folge einer Homonymie und Verwechslung entstanden? So viel an dieser Stelle zur Begründung, gegen die Ansicht Bréals, welche in dieser Allgemeinheit nicht annehmbar ist.

Wir kommen nun also zu den Bergen (und Wolken). Hören sollen uns die regnenden Berge, die in fester Ruhe von nährendem Nass voll sind (200, 20). Die Wasser, die Kräuter sollen uns günstig sein, Dyâus, die Wälder und die baumbehaarten Berge (205, 11 u. 12). Indra und Agni .. die Berge, die Wasser ruf ich (210, 3). Die Berge, die Wasser zur Darbringung kommend, die Kräuter und Dyâus, Pṛthivî mit den Bäumen eines Sinnes, beide Welthälften sollen uns schützen (220, 23)[2]). Sogar die Berge erzitterten vor dir Indra aus Furcht wie Staub[3]). Mit uns sind die Rudra mit reichlichem Regen, die Berge (= Wolken) bei der Vṛtratötung (607, 12). Wenn Indra du den Keil in die Arme nimmst, da brüllten die Berge (626, 5). Die goldfarbenen Berggipfel gehen wir mit erhobenen Opferlöffeln andachtsvoll um preiswürdige Gewährung an (685, 11). Berge selber sinken nieder, glauben Abgründe zu sein, Gebirg sogar hat sich gebeugt vor den Maruts (701, 34)[4]).

Solchen Schutz uns sendend soll der feindlose[5]) Savitar, sollen die Flüsse kommen; wenn ich sie herbeirufe als hotar des Opfers, mögen wir Herren des Reichtums sein (No. 213, 4). Aufmache sich das helle, göttliche Lied vor uns wie der gut

---

1) Fick, die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas Göttingen 1873, p. 277 erklärt gau Kuh von gu brüllen.

2) Vgl. 241, 8.

3) 485, 13 erzittern sie (also nicht: fürchten). 475, 6 Himmel und Erde ist gleichsam in Furcht.

4) Nicht alle seine Übersetzungen gibt Ludwig für sicher aus; indessen an dem Gesamt-Ergebnis kann das nichts ändern.

5) Feindlos, d. h. ohne einen nennenswerten oder ebenbürtigen Feind vgl. 585, 1. 572, 3. 653, 2.

Digitized by Google

gezimmerte, kräftige Wagen; es (sie) kennen der Erde und des Himmels Geburt, es hören auch die Wasser, wie sie fliessen (220, 1 u. 2). An einer andern Stelle haben die Wasser dem Varuna zugesungen (612, 11) wie Kühe, die Junge haben, dem Kalbe [1]).

Einzelne Tätigkeiten der Menschen werden gleichfalls von Naturdingen ausgesagt. Die Sonne, schwankend zwischen ihrer natürlichen und göttlich-persönlicher Wesenheit, beschaut Alles (127, 2). Dann wieder schaut Sûrya (111, 2) das Rechtschaffene unter den Menschen und das Schlechte. Wie der Sonne Auge in des Raumes Ausbreitung, wie starke Rosse seid ihr schön (693, 3). Der Sonne Auge machen sie (die Maruts) schwinden durch Regengüsse ib. V. 5; des Sûrya Auge wandert vom Raume umgeben (951, 14) [2]).

Das Singen des Feuers soll wol nicht viel anderes bedeuten als das Geräusch lebhaft brennenden Feuers. No. 18, 2 entgegen singt ihr (der Ušas) das entzündete Feuer; vgl. 43, 5 und 416, 6. (Deutsch singen und sengen bei Kluge Etymol. W. B. s. v.)

Einem Lächeln begegnen wir gleichfalls nicht häufig. Die aufleuchtende Morgenröte (No. 4, 6) lächelt beim Erscheinen, wie Freude zum Glücke, schönes Antlitzes ist sie zum Wohlwollen erwacht. Die Maruts sind aus dem lachenden Blitze geboren (244, 12); Blitze lächeln auf die Erde herab, während die Maruts ghṛta sprühen (683, 8). Dyâus, halb Himmel, halb Person, lächelt durch die Wolken (296, 6) wie bei uns der bekannte ewig blaue Himmel über Griechenland. Endlich (334, 3) bewirkt der ordnungsvolle Agni, schauend wie der Himmel mit [seinen] Sternen, aller Opfer Strahlenlächeln Haus für Haus.

---

1) 209, 10 hören die Wasser auf Sûrya; 463, 1 „wie den Sindhu rings die Wasser von vorzüglichem Verstande; herab schauen sie, wie weit ausgedehnt der Raum."

2) Vgl. 681, 11: weit hinschauend wie die himmlischen Räume durch die Sterne.

Digitized by Google

Wir kommen zu den Steinen. Hört Açvinâ dies Lied des Steines (28, 3)[1]). Dieser Stein ist der zum Soma-Pressen gebrauchte. Vorsichtig wird ein „gleichsam" gebraucht: Preis dem unsterblichen Gotte (Agni), den gleichsam anfleht der madhu kelternde Presser, der Stein (330, 3)[2]). Euch o Steine setzte Savitar der Gott nach der Satzung in Bewegung, lasst euch an die Stangen spannen, presst. Unheil, o Steine, wehret ab, abwehret die Bosheit, die Morgenstrahlen schafft als Heilung (787, 1 u. 2). Das durch Reiben hervorgebrachte Geräusch wird also ein Singen oder Sprechen genannt; gelegentlich erlangen die Steine, wie manche andre Dinge auch eine mystische Kraft und Bedeutung, wie in No. 786 und 787.

Dass die Morgenröte einmal spricht, hat nichts zu sagen: prächtig sind aufgegangen die Morgenröten, (308, 10) die Schönes sprechen mit schönen Strahlen, denen man vor allem mit Speise opfert u. s. w.

Einmal (so viel ich bemerkte) wird man an biblische Ausdrücke erinnert, wo von Toren die Rede ist (399, 1 u. 2): Agni lass dich entzünden von dem, der gutes Brennholz hat, und weit werde dir das barhis[3]) ausgebreitet. Die Tore sollen begehrend weit sich auftun und fahre du die verlangenden Götter her.

Der Wind erscheint kaum als Persönlichkeit, wenn wir auch von seinem Flug, seinem Wagen und seinen Rossen hören 575, 4. 585, 11. 630, 4 u. 5 692, 7. 777, 7. 1019, 5. Auch die Nacht bleibt das, was sie ist, schattenhaft[4]).

Was sagen wir nun dazu, wenn die Ströme, Berge, Bäume angerufen werden? Max Müller[5]) meint, wir können, „obwol

---

1) Vgl. 39, 1. 90, 4. 218, 14. 239, 15. 236, 4. 209, 7 stark gesungen hat hier der von der Hand getriebene Stein.

2) Vgl. 363, 8. 463, 6: wo der Stein singt als ukthakundiger Preissänger. 464, 3. 532, 12. 588, 19. 785, 4. 786.

3) barhis: Polster 1003, 3.

4) 128, 4. 195, 2. 912, 1.

5) Urspr. u. Entw. d. Rel. Strassb. 1880 S. 230 f. 235. 316.

Digitized by Google

wir doch keine Polytheisten sind, ganz wol auf eine Ausdrucksweise eingehen, wie dass die Bäume, die Berge und die Flüsse, die Erde, der Himmel, die Morgenröte und die Sonne uns hold und freundlich sein möchten." Das klingt aber sehr unbestimmt. Selbst jetzt dürfte ein Schweizer-Patriot geneigt sein, seine Berge und Flüsse um Schutz für sich und sein Haus gegen auswärtige Feinde anzurufen. Die Berge sollen zuhören: auch dies sei bis zu einem gewissen Grade noch verständlich; denn — warum sollte man sie anreden, wenn sie nicht zuhören können?![1]) Der Himmel wird mit einem Vater verglichen; nun, wacht der Himmel nicht über uns, schützt er nicht uns und die ganze Welt? Gibt es etwas, was so alt, so hoch, zu Zeiten so gütig, zu Zeiten so schrecklich wäre wie der Himmel? Wenn wir jene alten Dichter fragen, ob die Flüsse, die Berge und der Himmel ihre Götter wären, so würden sie nicht einmal verstehen, was wir meinen; sie würden mit Nein antworten. Würde man sie fragen, ob sie wirklich glaubten, dass die Sonne, der leuchtende Ball, den sie am Himmel sehen, ein Mann mit Armen und Beinen, mit Herz und Nieren sei, so würden sie ohne Zweifel über uns lächeln und uns sagen, dass wir wohl ihre Sprache, aber nicht ihren Geist verstehen.

Selbst wenn jetzt ein Schweizer seine Berge und seine Flüsse zum Schutz gegen auswärtige Feinde anriefe, bleibt die Frage bestehen, wie das möglich ist. Übrigens glaube ich nicht, dass es einer tut, wenn nicht ein Dichter. Der Himmel ferner schützt uns nicht, wenn wir es auch sagen. Wir haben diese heidnische Redensart nun einmal noch so gern, weil sie seit so langer Zeit angewendet wird, dass wir sie weiter brauchen, obgleich wir dabei wol wissen, dass der Himmel weder gütig ist noch über uns wacht, sondern Gott. Bei uns erklärt sie sich also durch die Überlieferung; wie bei den

1) Dies verstehe ich wol nicht; sonst müsste ich sagen, dass es circulus in demonstrando ist.

Digitized by Google

Indern, ist eine andere Frage. Wenn die Dichter nicht geglaubt haben, dass die Sonne ein Mann mit Armen und Beinen ist[1]), wenn sie trotzdem Sûrya[2]) in einen rasch rollenden Wagen treten lassen (No. 44, 5) oder Savitar (= Erreger) goldhändig, goldaugig, goldarmig, goldzüngig[2]) nennen, wenn Sûrya (127, 8) als strahlenhaarig erscheint, wenn er seine Rosse abspannt (128, 4), wenn er (129, 4) mit dem Lichte die Finsternis bedrängt, so ist dies eben höchst erstaunlich und einer Erklärung bedürftig, welche M. Müller nicht gibt. Wir haben im Gegenteil auch hier das Rätsel: die Menschen sagen etwas, was sie gar nicht glauben; nicht etwa indem sie lügen, sondern gerade indem sie andächtig sind oder wenigstens eine religiöse Handlung vollziehen.

Dass nun ein Teil jener Aussagen von anschaulichen Ereignissen, von natürlichen Wahrheiten ausgegangen ist, dürfen wir als die wahrscheinlichste Annahme gelten lassen[3]). Die Bäume neigen sich beim Gewittersturm; daraus kann leicht werden, sie beugen sich vor Indra, sobald man im Gewitter Indras machtvolle Tätigkeit zu sehen glaubt. Die Erde scheint zu zittern: sie ist zunächst vielleicht nur gleichsam in Furcht (No. 475, 6 = I 133 der Ausgabe d. R. V. von Müller); dann wird das gleichsam einmal weggelassen, wie wir es ja so oft weglassen, obgleich wir es im Sinne haben. Das wäre also rein sprachgeschichtlich zu erklären. Anderes dagegen, wie die Anrufung von Himmel und Erde (Dyâus und Prthivî) hat wohl einen tieferen mythologischen Grund: man dachte Himmel und Erde wirklich einmal als Urheber aller Dinge, als Vater und Mutter des zwischen ihnen aufspriessenden Lebens.

Also M. Müllers Berufung auf heutige analoge Beispiele reicht nicht aus zur Erklärung. Diese hat vielmehr auch bei

---

1) Von Herz und Nieren habe ich nichts gelesen im R. V., darum wage ich nicht, sie dazu zu nennen.

2) 131, 8. 10. 138, 2. 200, 11. 217, 8. 220, 4. 137, 3. 5. 139, 2.

3) Müller l. c. p. 321 u. 343.

Digitized by Google

den Indern sowol eine psychologisch-mythologische als auch eine psychologisch-sprachgeschichtliche Aufgabe zu lösen, als bei einem Volke, dessen Anschauungen wir nicht mehr haben, oder dessen im R. V. vorliegende Redensarten ebenso konventionell und eigentlich unzutreffend sind, wie es bei uns welche gibt. Gegen Bréal, welcher, wie es scheint, die Mythologie ganz auf Homonymie und Verwechslung aufbauen will, hat Müller darin Recht, dass er das Gefühl sich an der Schöpfung mythologischer Gedanken beteiligen lässt; die Herrschaft des Wortes erkennen ja Beide an, — Müller vorsichtiger, wenn er z. B. sagt, dass einzelne Namen der Sonne mit der Zeit zu einer göttlichen Persönlichkeit werden. Doch scheint mir in letzterer Beziehung die Untersuchung noch nicht abgeschlossen, worauf zurückzukommen sich an einer späteren Stelle Gelegenheit finden dürfte.

Hier sei nur zusammengefasst, dass es im R. V. an Teilnahme der Natur nicht fehlt. Sie ist jedoch nicht mit der des Alten Testaments zu vergleichen. Sie ist oberflächlicher, weniger innerlich, weniger leidenschaftlich. Ihre Ausprägungen unterscheiden sich von den alttestamentlichen merklich dadurch, dass sie mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Tore 399, 1 u. 2 = Ausgabe von M. Müller VII, 17) keine Aufforderung oder gar Prophezeiung enthalten, sondern meist ein Ereignis der Vergangenheit schildern. Freilich werden sie auch mitunter angerufen, als wenn sie im Stande wären, Schutz oder Vorteile zu gewähren. Diese sogen. Halbgottheiten (M. Müller a. a. O. p. 317) erheben sich selten oder nie zur Stufe einer höchsten Gottheit.

Wie es zu erklären ist, dass man ihnen aber eine für den Menschen nicht gleichgiltige Befähigung zuschrieb, bedarf jener oben (p. 29/30) angedeuteten doppelten Betrachtung. Von Himmel und Erde war schon die Rede, auch von der Verneigung der Bäume vor Indra oder vor den Marutas. Wenn es einmal heisst, wie die Bäume um die von der Kälte geraubten

Digitized by Google

Blätter, so klagte Vala um die von Brhaspati geraubten Kühe (972, 10 = M. M. X. 68), so halte ich das für poetisch, nicht für mythologisch, wie Heines Tannenbaum. Aber die regnenden Berge sollen uns hören (200, 20 = M. M. III 54); dies dürfte mythologisch sein, weil es einen Gefühlsgrund hat. Weiss man einmal (bis zum Überdruss), dass der Regen als kostbares Gut gepriesen wird, als Schatz, welcher vom Feinde durch Indra zurückerobert werden muss, so begreift sich, dass auch die Berge, an deren Gipfel die Wolken hangen, welche also im Besitz der Wolken scheinen, um diesen Segen angerufen werden, dass sie, nicht nur in Worten, sondern auch in der Empfindung zu Wesen werden, mit welchen sich reden lässt. Mit ihnen im Zusammenhang dann auch die Bäume, welche mit den Wolken zuweilen in Gemeinschaft leben (205, 11 u. 12 = M. M. V, 41). Werden endlich die Kräuter (ib.) mit dazu genommen, so ist dies entweder darauf zurückzuführen (scheint mir), dass sie auch auf den Bergen stehen oder darauf, dass Kräuter allerlei wunderbare Wirkungen erzielen können, also nicht ganz geheuer sind. Wenn die Wasser angerufen werden, günstig zu sein (205, 11 u. 12), so ist leicht möglich, dass die Wasser die Wolkenwasser sind (oder ursprünglich waren, jetzt aber formelhaft gebraucht werden). Diese aber haben nicht bloss deswegen mythologischen Wert, weil sie mit dem menschlichen Wohl und Wehe eng verbunden sind, sondern weil sie auch vielfach bei mythischen Ereignissen beteiligt sind, so dass z. B. Agni in den Wassern geboren wird[1]) u. s. w.

Somit sehen wir dass alles in schönster Ordnung ist, d. h. dass die Anrufungen ihren guten Sinn haben, wenngleich zuweilen die Steine, weil bei einer heiligen Handlung benutzt, einen abergläubischen Wert erhalten.

Die rhetorischen Römer kennen die Formel cupioque mori, moturaque duros verba queror silices Ov. Met. 9, 303.

---

1) 265, 2 = M. M. I, 70; ausserdem vgl. 184, 10. 4 = M. M. II, 35.

Digitized by Google

Die Griechen haben wenigstens die Sage, dass Orpheus durch seinen Gesang Bäume und Steine in Bewegung gesetzt hat.[1]) Zu diesem dürftigen Bestand von Analogien kommen ein paar Wendungen, in welchen von einem *γελᾶν* der Natur die Rede ist. Nämlich Hom. Il. T 362

ὡς τότε ταρφειαὶ κόρυθες λαμπρὸν γανόωσαι
νηῶν ἐκφορέοντο καὶ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
θώρηκές τε κραταιγύαλοι καὶ μείλινα δοῦρα.
αἴγλη δ' οὐρανὸν ἷκε, γέλασσε δὲ πᾶσα περὶ χθὼν
χαλκοῦ ὑπὸ στεροπῆς.
Aesch. Prom. 89 *ποντίων τε κυμάτων ἀνήριθμον γέλασμα*
hymn. Cer. V 14 *κηώδει δ' ὀδμῇ πᾶς τ' οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθε*
γαῖά τε πᾶσ' ἐγέλασσε καὶ ἁλμυρὸν οἶδμα θαλάσσης[2]).

Dies ist offenbar den Wendungen der deutschen Poesie nicht analog. Sehen wir jedoch erst noch ein paar andere Beispiele an[3]).

Pressel
p.361 jetzt weint der Himmel, jetzt trauert die Erd
387 Ihr Gestirn', ihr hohen Lüfte und du lichtes Firmament,
tiefes Rund, ihr dunklen Klüfte, die der Widerhall zertrennt,
jauchzet fröhlich, lasst das Singen jetzt bis durch die Wolken dringen
429 Die Saat für Freuden lachet

---

1) Bei Homer nichts davon, aber bei Pausan. IX, 17, 7 p. 745, wo auch von Amphion dies Wunder berichtet wird. Vgl. ib. IX, 30, 4 p. 768. Verg. Ecl. VI, 30. Ov. Met. XI. 2.

2) Mannhardt, Nachgel. Schr. S. 212. Curtius, Gr. Et. [4] S. 172.

3) Lachen der Blumen, Uhlands Schriften III 420 f. 511. 513. Anm. 179. Grimm, Altd. Wälder I, 72:

von der rehten minne gruoz
wart dem ritter sorgen buoz,
vil rôsen ûz dem grase gienc
dô liep mit armen liep enphienc.
dô daz spil ergangen was
dô lachten bluomen unde gras (vgl. Jl. XIV, 346

Digitized by Google

459 Die Sonn' mit freundlichem Gelächter blickt
aus dem Himmel [1])
S.88 Der Himmel, die Erd' und das Meer geben dem Herrn Lob und Ehr,
tun sein Wolgefallen [2])
437 Du Luft, du Meer, du Sternenheer klagt euern Herrn.

Einige Verse sind Nachahmung der Bibel, und das Lachen der Saat und der Sonne [3]) drückt hier kein Mitgefühl mit dem Menschen aus, geht uns also zunächst nichts an. Im Neuen Testament begegnen wir dem Gedanken von einem Schreien der Steine an der Stelle (Lucas XIX V. 40), wo die Pharisäer, erzürnt über das Jauchzen der Jünger, von Jesus verlangen, er solle sie schweigen heissen. Da sagt er: „wo diese werden schweigen, werden die Steine schreien". Dies dürfte aber nur eine Erinnerung an Habak. 2 (3) 11 sein, eine hyperbolische Redensart, für welche zunächst dieser Prophet verantwortlich wäre. Wenn nun eben der (ib. V. 19) den Stein stumm nennt — was kann er sich in der ersten Stelle gedacht haben?

Die geschichtliche Frage, ob dieser späte Prophet diese Wendung erfunden oder übernommen hat, lässt sich nicht beantworten. Was sonst von Steinen im A. T. erwähnt wird, gewährt nur eine dürftige Anlehnung. Ein Stein wird von Jakob zur Erinnerung mit Oel begossen Genes. 28, 18. 22, zur Erinnerung aufgerichtet Genes. 31, 45, zwölf Steine werden von den Juden zum Denkmal des Durchzuges durch den Jordan hingestellt (Jos. 4, 3. 5). Dann haben wir die beiden merkwürdigen Stellen Deuteron. 32, 18 u. 30 „deinen Fels, der dich gezeuget hat, hast du aus der Acht gelassen und hast vergessen Gottes, der dich gemacht hat." Jesai. 51, 1: „Höret mir zu, die ihr der Gerechtigkeit nachjaget, die ihr den Herrn suchet: schauet den Fels an, davon ihr gehauen seyd und des Brunnens Gruft, daraus ihr gegraben seyd. Schauet Abraham an, euren

1) Vgl. Schwartz, Poet. Nat.-Ansch. I 207, 208. Gr. Mythol. II, 623.
2) = Ev. Gesangbuch der Brüder in Behemen p. 192.
3) Bei Simon Dach S. 680 lacht der Himmel. Vgl. unten.

Digitized by Google

Vater und Sarah, von welcher ihr geboren seyd." Auch was wir sonst von semitischem Steinkult wissen, klärt uns nicht genügend auf[1]); indogermanische Wendungen, griechische und deutsche Überlieferungen kommen hier gar nicht oder vorläufig nicht in Betracht.

Gesetzt, Habakuk habe die Formel bereits vorgefunden, so frägt sich, welchen Sinn hatte sie beim Erfinder? Eine entscheidende Antwort darauf lässt sich nicht geben. Jedoch scheint mir in den biblischen Stellen das zu beachten, dass nicht eine Erfahrung berichtet, sondern eine Prophezeiung ausgesprochen wird und zwar in religiöser oder sittlicher Erregung. Solche Aussage kommt einem Wunsche sehr nahe, und „fromme" Wünsche bezeichnen leider oft etwas, an dessen Erfüllung man selbst nicht recht glaubt. Das könnte auch bei Habakuk der Fall gewesen sein, wenn wir seine Worte nicht auf dem prosaischen Umwege erklären wollen: jeder einzige Stein, welcher eine gottlose Verwendung gefunden hat, wird die Menschen zu einer Verwünschung des Gottlosen erregen. Diese Auslegung wäre hier zur Not möglich; wer sie nicht billigt mit Rücksicht auf den Geist der hebräischen Poesie, muss nach einer andern psychologischen Erklärung suchen.

Nun ist diese Poesie eine Poesie neben anderen. Poesie ist eine species des Genus Sprache. Sprache ist doch einmal entstanden, nicht immer gewesen; sie ist also ein Organ, menschlichen Bedürfnissen entspringend und sie befriedigend in gewaltigen Unterschieden sprachlicher Entwickelung. In den sprachlichen Denkmälern ist uns zugleich die Mythologie überliefert und Poesie hat viele Berührungen mit Mythologie, sodass die begründete Überzeugung besteht, dass oft erst aus Poesie sich Mythologie entwickelt hat[2]). Demgemäss nötigt die

1) Dozy, Die Israeliten zu Mekka. 1864. S. 18. 20.

2) Z. B. Kuhn, Herabkunft d. F., zweite Aufl. Gütersloh, 1886, Vorwort 3. (= Mythologische Studien von Adalbert Kuhn u. s. w. I)

Digitized by Google

Stelle aus Habakuk zu einer weiter greifenden Betrachtung, welche jedoch auch schon hier, im geschichtlichen Teil dieser Abhandlung, angestellt werden kann.

Die mannigfachen Versuche Poesie zu definieren haben uns gezeigt, dass für diese sprachliche Erscheinung eine logisch scharf abgrenzende Definition nicht möglich ist. Diese Definitionen sind zutreffend für manche oder viele, nicht für alle poetischen Erscheinungen. Mir scheint der Versuch einer Definition eben daran zu scheitern, dass wir sprachliche Schöpfungen haben, welche einen Übergang zwischen Prosa und Poesie bilden. Wie wir noch keine Definition für Tier und Pflanze haben, da es Pflanzentiere oder Tierpflanzen gibt, so haben wir keine für Poesie. Dies natürlich kann uns nicht hindern von Poesie zu reden, wie bisher. Poesie wäre nun nie entstanden, wenn sie nicht ein Bedürfnis der Menschen befriedigt hätte — es müsste denn sein, dass man Poesie für eine Krankheit erklärt, wobei von der Befriedigung eines Bedürfnisses nicht die Rede sein kann. Auch dann wäre sie ein notwendiger Process des menschlichen Geistes.

Die einfachste und natürlichste Art der Poesie ist nun doch die Volkspoesie, welche einen Bestandteil des Lebens bildet, nicht einen abgegrenzten Bezirk der Kunst. Empfindungen gleich lebendig und in gleicher Einfachheit bei vielen Gliedern einer Gemeinschaft verbreitet verlangen ausgesprochen zu werden [1]). Wenn irgend etwas für menschliches Wesen bezeichnend ist, so ist es die Neigung sich auszusprechen. Der Wille zum Leben nötigt uns zur Befriedigung des Magens, aber nicht minder führt er diese Bejahung der Persönlichkeit mit sich, dass der Mensch sein Leid und seine Freude ausspricht, schliesslich auch seine sonstigen Gedanken, sogar wenn er ein Tagebuch für den passendsten Teilnehmer seiner

1) Statt „Freiheit ist das Wesen der Sprache" Steinthal, Abriss I. S. 363, § 483 möchte ich sagen „Befreiung"; über Mitteilung s. ibid. S. 386 § 514.

Äusserungen halten sollte. Diese höchst natürliche Neigung ist sicherlich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen in primitiven Zeiten noch viel ungestörter befriedigt worden als jetzt, zumal bei Gelegenheiten einer gemeinsamen Empfindung, welche einer scheuen Verschleierung nicht bedurfte.

Die idealen Güter solcher Epoche denken wir uns in enger Verbindung mit dem praktischen Leben. Götter und Geister werden gepriesen, gebeten; Totenklage trauert, Hochzeitsgesang jubelt, beim Trinken wird gesungen, beim Treten des Tanzes werden Liederverse laut, ein errungener Sieg über den Feind und die Heldentaten Einzelner werden gefeiert. Die tief eingewurzelte Liebe zum Rhythmus [1]) bringt Wort- oder Gedankenrhythmus hervor: das Alles dient zur Befriedigung des Gefühls. Was die Menschen lebhaft erregt, das sprechen sie aus, und je mehr an dieser Empfindung Teil nehmen, desto woler ist ihnen dabei.

Heute, wo z. B. die lyrischen Gedichte trotz Goethe, Rückert. Heine, Platen, Lenau u. s. w. wie die Pilze aus der Erde schiessen und meistens ein diesen Gewächsen analoges Wachsen und Wirken zeitigen, ist nicht der Erfolg, sondern nur der unbezämbare Drang der Mitteilung ein hinreichender Grund für die Production. Auch die Poesie des A. T. ist auf jene allgemein menschliche Neigung zurückzuführen. Die Dichter wollten sich und ihre Hörer befriedigen. Ein grosser Teil dieser Poesie, obgleich von uns altertümlich genannt, ist schon darum nicht primitiv, weil der Geist Jahves auf den Fittigen dieser Poesie durch die Seelen seiner Bekenner fliegt. Die Empfindungen, welche die Dichter aussprechen, sind nach Völkern und Zeiten denn doch sehr verschieden. Ja, wenn es nun gilt, gegen Verächter Jahves aufzutreten? Ihn zu preisen war schon ein tiefes Bedürfnis der leidenschaftlich erregten Innerlichkeit

1) Wundt, Essays S. 254. Physiol. Psychologie, erste Aufl. S. 518. 693. 789. Fechner, Vorschule der Ästhetik I, 78.

Digitized by Google

der alttestamentlichen Dichter, wie musste ihnen zu Mute sein, wenn sie ihn zu verteidigen hatten? Beim Bekennen höchster Güter entbehren die Menschen ungern des hyperbolischen Schwunges, geradeso wie sie ihre Verachtung und ihren Hass selten mit kalter Gelassenheit ausdrücken.

Wir wissen, dass eine edle Leidenschaft den Menschen erhebt und schätzen sogar den übertriebenen Ausdruck solcher Leidenschaft um der Sache willen, welcher er dienen will. Wir sehen dabei mehr auf sein Gefühl, als auf den Ausdruck seines Gefühls in Worten oder Taten. Dasjenige, woraus Sprache entstanden ist, Gefühl, ist uns in solchen Fällen so wertvoll, dass wir geneigt sind, grade das Gefühl des Andern uns anzueignen, ohne besonders die Form seiner Rede zu beachten.

Die Ethisierung der Natur im A. T. ist unter den uns bekannten Literaturen einzig. Dass die Natur auch sonst zur Teilnahme herangezogen wird, ist bekannt; diese Teilnahme unterscheidet sich aber wesentlich von jener ersteren. Hier erhebt sich nun die Frage, was sich die Dichter dabei gedacht haben und die andere, ob die Nachahmung des A. T. in der christlichen lateinischen und deutschen Poesie auch eine Nachempfindung gewesen ist.

Ist es möglich, dass die Dichter etwas aussprechen, was sie eigentlich nicht glauben? Oder glauben sie es wirklich in dem Augenblick, wo sie es aussprechen? Zerfällt unser Denken in eine höhere und tiefere Schicht, wie das Meer, welches vom leichten Wind gekräuselt oder vom Sturm zerwühlt wird, aber nach der Tiefe zu doch sehr bald ruhig bleibt? Da Sprechen und Denken nicht identisch ist und die Sprache kein logisches Organon, so lässt sich das wol annehmen. Die Dichter sagen Vieles, was sie nicht glauben, und erzählen viel, was sie nicht erlebt haben. Nun ist ja die Seele kein Meer, aber dennoch könnte sie eine Analogie mit jenem physikalischen Geschehen zeigen. Ferner wird sicherlich Manches, was die Dichter sagen, keineswegs von Allen gleich empfunden werden — ja Einzelnes

Digitized by Google

wird einfach vom Leser ausgelacht. Wenn dies so ist, so bleibt immer die Tatsache, dass Menschen (Dichter) so reden dass also bei ihnen wenigstens jener Zwiespalt des Denkens vorauszusetzen ist. Haben die Menschen nicht die Neigung in sich, auch im Guten, auch nur vorübergehend, sich mit Worten zu betrügen, sich in Worten eine Illusion zu bereiten, bloss um ihr Gefühl zu befriedigen oder zeigen uns dazu auch andere Spracherscheinungen denselben Gang, dass etwas eigentlich Sinnloses weiter gebraucht wird, weil die Sprache es gibt und seit langer Zeit erhalten hat?

Mir scheint diese Frage des „holden Wahnsinns" zu bejahen. Nicht in dem übertriebenen Sinne, welcher gelegentlich von den Dichtern selbst in der Theorie ihrem eigenen Tun beigelegt wird, wie wenn Goethe sagt (I 310, Divan):

weiss denn der, mit wem er geht und wandelt,
er, der immer nur im Wahnsinn handelt?

sondern in dem richtigen Sinne, dem Goethe an einer andern Stelle Ausdruck gibt (Leben II, IV 17): „betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmassung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgendeine Weise als wahr erscheinen konnte."

Ein grosser Teil der alttestamentlichen Beispiele, von denen hier gehandelt wird, fällt nun dazu nicht sowol unter die Kategorie berichteter Tatsachen, als erhoffter und gewünschter Ereignisse und selbst, wo von Tatsachen berichtet zu werden scheint (Ezech. 31, 16), spielen sie sich im Scheol ab — erhalten also dennoch den Character einer Vision.[1])

Da nun die Literatur nach Goethes Ausdruck das Fragment der Fragmente ist, so muss hier, wie sonst in andern Literaturen, gefragt werden, ob nicht eine Wiederholung mythologischer Reste vorliegt. Dies dürfte für die hebräische Poesie

1) Zu Jes. 14 vgl. Sayce, Alte Denkmäler u. s. w. p. 191.

Digitized by Google

meistens nicht zutreffen. Demgemäss fassen wir endlich unsere Meinung dahin zusammen, dass jene Ethisierung der Natur, in ihrer Art einzig, gerade nur hier entstanden, nicht etwass allgemein Menschliches ist. Diese Redeweise sollte dem in diesem Volke herrschenden Gefühl genug tun. Dass die Dichter an die Erfüllung ihrer prophetischen Wünsche geglaubt haben, ihren Visionen Wirklichkeit zugeschrieben haben, glaube ich nicht. Denkbar wird so etwas nur unter der allgemeinen Voraussetzung von der Fähigkeit und Neigung der Menschen, ihr Gefühl durch Poesie in der Weise zu befriedigen, dass sie das Gefühl vorübergehend durch das Spiel der poetischen Vorstellungen erregen lassen, zu deren Tatsächlichkeit sie kein logisches Vertrauen haben. Wenn also Steinthal (Ztschr. f. Völkerps. VI 321) sagt, das Causalitätsverhältnis der Wirklichkeit, welches die Wissenschaft zu erkennen strebt, wird von der Praxis vorausgesetzt, die Kunst will bloss den Schein, die Wissenschaft will die Wahrheit des Seins erfassen, die Poesie will den wahrhaften Schein darstellen und (S. 328) Kunst ist, Alles mit Liebe sehen und Jedes so erscheinen lassen, wie der es Liebende es sieht, wenn er Liebe Tausch des Gemütes nennt, so scheint die Anwendung auf den vorliegenden Fall ebenso leicht wie schlagend. Denn hier haben wir einen (bei der vorausgesetzten Gemütsverfassung) wahrhaften Schein. Die Natur wird mit Liebe (zu Jahve) gesehen, der Tausch des Gemütes findet statt, denn den Steinen und Bäumen, den Inseln und den Wogen des Meeres wird das menschliche Gemüt geliehen, nicht bis zur logischen Täuschung, scheint mir, sondern um durch den schönen Schein die Seele, wenn auch nur vorübergehend, angenehm zu erregen. Als Beweis scheint mir hier ferner anzuführen Jesai. 60, 18—20 (nach De Wette, vierte Aufl.): nicht hört man fürder Gewalttat in deinem Lande, Verwüstung und Verderben in deinen Grenzen; du nennest Heil deine Mauern und deine Thore Ruhm. Nicht dienet dir fürder die Sonne zum Lichte bei Tage, noch zum Scheine leuchtet

Digitized by Google

dir der Mond; sondern Jahve dienet dir zum ewigen Lichte und dein Gott zu deinem Schmucke. Nicht geht fürder deine Sonne unter und dein Mond verdunkelt sich nicht; denn Jahve dienet dir zum ewigen Lichte und vorüber sind die Tage deiner Trauer. Und dein Volk, sie alle sind Gerechte.

Wenn hier die Sonne nicht zum Licht bei Tage dienen soll, so müsste es finster sein, sie müsste gar nicht mehr scheinen. Allein sollte es einen Erklärer geben, welcher sich denkt, dass die Welt in jener gepriesenen Zeit finster sein wird? Sondern mit wunderbarer Kraft wird geschildert, dass der Besitz von Jahve mehr ist als Sonne und Mond, welche gegen ihn verschwinden.

Indessen, dem, was im A. T. einmal geschrieben und empfunden wurde, braucht darum nicht etwas Anderes, äusserlich ähnlich, auch innerlich ähnlich zu sein. Wenn Ps. 144, 4 die Berge hüpften wie die Lämmer, die Hügel wie junge Schafe [1]; wenn Ps. 68,17 gefragt wird: was hüpfet ihr grossen Gebirge, so ist dies eine andere Sache, als wenn es bei Liliencron IV, 380 heisst, die berg Italie haben gesprungen wie die widder. Im letztern Fall ist es nur zu erklären durch die Macht der Überlieferung; es ist eine Formel aus der Form geworden, eine Nachahmung, über deren Geschicklichkeit man nach Belieben urteilen kann.

Unsere populäre Redensart „es möcht' ein' Stein erbarmen" ist nur hypothetisch; man kann sich dabei denken: wenn er auch nur die geringste Fähigkeit hat, sich zu erbarmen. Oder der Stein könnte sich eher erbarmen, als irgendein Mitleidsloser, dessen Herz noch erbarmungsloser ist als der Stein — schon ein Unsinn. Wer so spricht, hat nur im Augenblick die Befriedigung, jenen harten Menschen so beurteilt zu haben.

1) Wieland VI, 90 (Hempel): Die Hügel hüpfen fröhlich wie junge Rehe; ganze Wolken von Engeln flammen vom Äther herab.


Digitized by Google

Oder es ist ein Unglück geschehen; dann sagt jene Formel: es ist sehr gross; es will wenig sagen, dass ein Mensch dabei Erbarmen empfindet. Dass der Stein wirklich fühlt, glaubt Niemand [1]). Später kommen wir jedoch auf diese Dinge noch zurück, während wir jetzt die Macht der Überlieferung weiter an Beispielen erproben und zwar zunächst aus dem Berliner Gesangbuch.

Berl. Ges.-Buch 201, 1 ruft, dass es Erd und Himmel hört — erinnert an Jesai. 1, 2 und 5. Mos. 30, 19 ich nehme Himmel und Erde heut über euch zu Zeugen; ib. 4, 26 u. 31, 28; 32, 1 merket auf ihr Himmel, ich will reden und die Erde höre die Rede meines Mundes. Jerem. 6, 19 die Erde höre zu u. s. w.

Berl. Ges.-B.
889, 7 Frohlocke du Erde und jauchzet ihr Hügel
651, 1 Die Himmel und der Engel Schar lobsingen Dir, Herr, immerdar
668, 2 jauchzet laut ihr Himmel, unserm Gott zu Ehren lasset euer Loblied hören. Preise deinen Schöpfer, Sonne, deren Strahlen dieses grosse Rund bemalen. Mond und Stern ehrt den Herrn. Ihr, der Allmacht Werke, rühmet seine Stärke.

Gesangbuch nach 1587 (Wernig. Bibl. H b 2157)
p. 56 auch zeugen alle Berg und Thal,
dass du ein Herr seist überall.

So bringt, wie es scheint, lediglich die Macht der Überlieferung auch die Umkehrung des Natürlichen gelegentlich zu Stande. Natürlich nämlich ist es, wenn die Menschen Gott loben, Wieland aber (Werke Hempel VI, 88) müsste die Sache anders angesehen haben, da er ausruft: Soll dich der Himmel stets allein, o Ewiger, loben? Soll der zweimal geschaffene, begnadigte Mensch von deinen Taten schweigen? Nein!

---

1) Darum hat man nicht an eine Überlieferung aus der Edda zu denken, Simrock S. 302. Hrungnir hatte bekanntlich ein Herz von hartem Stein, scharfkantig und dreiseitig, wie man einem das Runenzeichen zu schneiden pflegt, das man Hrungnirherz nennt. Auch sein Haupt war von Stein u. s. w. Alt aber scheint mir die Redensart zu sein; woher das Amen der Steine (Beda) stammt, konnte ich nicht ermitteln.


Digitized by Google

Haben wir nun gesehen, wie im allgemeinen Vorstellungen des A. T. überliefert werden und so ziemlich zu logisch leeren Redensarten werden, welche eigentlich nur ein Substrat für religiöse Empfindungen sind, so bleibt uns noch im besondern die Nachahmung einzelner Stellen zu verschiedenen Zeiten übrig, die nicht ohne Interesse ist.

Ps. 19, 6 und freut sich (die Sonne), wie ein Held zu laufen den Weg

18, 6 u. 7 in sole posuit tabernaculum suum et ipse tanquam sponsus procedens de thalamo suo[1]) exultavit ut gigas ad currendam viam

---

1) Dass die Worte procedens de thalamo suo (Ps. 18, 6) nicht etwa eine blosse Redefigur sind, geht sowol aus dem hebräischen Text andrer Stellen des A. T. hervor (z. B. Jesai. 60, 20), als auch aus einem modernen Reisebericht, welcher uns darüber belehrt, dass es sehr wol nomadischem Anschauungs-Bedürfnis entsprochen hat, für die Sonne ein Zelt am Himmel zu denken. Denn bei W. W. Wereschagin, Skizzen und Erinnerungen, Leipzig 1885, S. 33 lesen wir: als mein greiser Freund, ein Bauer, erfuhr, dass ich grosse Reisen gemacht, wollte er wissen, wo die Sonne zur Ruhe gehe. „So gibt es also gar keinen Ort, wo die Sonne ausruht?" fragte er mich dann mehrmals. Vgl. Gr. Myth. [4] III, 204. Auch in der Edda begegnen wir dieser Anschauung, Simrock, l. c. S. 19, die Sonne wusste (noch) nicht, wo sie Sitz hätte u. s. w. Herder ed. Suphan, 25, 97. Die Edda u. s. w. von Simrock, 7. Aufl. S. 83, 5. S. 254. Auch ins Kinderlied scheint jener Vergleich gedrungen zu sein; denn es heisst Kn. Wunderhorn, S. 818:

Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenstern mit hellem Schein
Lässt sich sehn frei gleich wie ein Held
Und leuchtet in die ganze Welt.

Im Rig-Veda werden auch Fragen über den Verbleib himmlischer Erscheinungen aufgeworfen; z. B. No. 70, 2

wo stellen sich die Açvinâ am Abend, wo beim Aufgange ein, wo ist ihre Einkehr, wo übernachten sie? Wer bringt euch zu Bette wie die Wittwe den Schwager, wie die Braut den Bräutigam am gemeinsamen Orte?

81, 10 Jene Gestirne, die in der Höhe angebracht sind, Nachts sind sie sichtbar, wohin doch sind sie des Tags gegangen?

Digitized by Google

Dan. I p. 12 procedens de thalamo suo
alacris ut currat viam.

Berl. Ges.-Buch 71, 4 sein Arm bereitet der Sonne hoch am Himmel ihr Gezelt; sie geht heraus mit Freud und Wonne, läuft ihren Weg gleich wie ein Held (vgl. 72, 2. 74, 4).

Dies ist offenbare Nachahmung; vielleicht gehört dazu auch Schiller, Räuber III 2:

Schwarz: Wie herrlich die Sonne dort untergeht
Moor: So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig.

Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass anderweitig diese Vorstellung auch selbständig auftrat, z. B.: Ossian I 302

es glich der Sonne der Held, die lang am Saume der Berge steht

Oss. I. 339 bald wird schaun aus Osten die Sonne, voll Stolz wie ein Held . . .

Aber wir sind nicht im Stande, geschichtlich Ossian mit dem Berliner Gesangbuch zu verbinden [1].

Ps. 90, 5 u. 6 non timebis a timore nocturno, a sagitta volante in die, a negotio perambulante in tenebris, ab incursu et daemonio meridiano [2]) (Luther: von der Pestilenz, die im Finstern schleichet)

469, 1 eine Wohnung dir, dich niederzulassen, ward dir geschaffen, o Indra, da lass dich nieder wie ein Renner, der den Wettlauf gemacht, aufgebend die Anstrengung, ausspannend die Rosse, die dich Abends und Morgens schnell in die Nähe führen.

1) Die von Twesten (Carl Tw. Die relig. polit. u. social. Ideen der asiat. Culturvölker u. s. w. II, 473) angeführte Stelle „Die Sonne fährt aus mit Majestät, wie ein Siegesheld vom Gipfel“ [Vendid. Kap. 21, 20] kann nicht hierfür angeführt werden. Die neueren Übersetzer fassen die Sache anders, wie Prof. Spiegel mich zu belehren die Güte hatte. Derselbe ausgezeichnete Gelehrte hat im Awesta den Vergleich der Sonne mit einem Helden nicht gefunden. Vgl. Schwartz, P. N. A. I S. 9. 141. 214. 222.

2) Vgl. Karl Haberland, Ztschr. f. Völkerps. XIII, 310 f. Ossian III, p. 218 (Ahlw.) Die Neugriechen glauben, dass Mittags der Teufel auf Kreuzwegen tanzt, Bernh. Schmidt l. c. I. p. 177.

Digitized by Google

Wackern. III 556 dass dich bei nacht kein grawen
noch betrügnuss erschrecken mag
auch kein pfeyl der da fliegt bey tag
(vgl. 669, 771; 802, 948. Pressel, S. 38 = Mützell I, 258.)

Was mag sich der Nachdichter gedacht haben bei dem „pfeyl der fliegt bey tag“?

Wackern. p. 935, kein falscher Schein dir schaden mag
1128 noch schneller pfeil im hellen tag
die allenthalben fliegen

p. 1205, 1407 unter seinen Flügeln hab ich Ruh
ob mir viel Tausent setzen zu;
kein Graw des Nachts, kein Pfeil am Tag
kein Mittagshauch mir schaden mag

p. 1206, 1408 kein Graw des Nachts mich schrecken mag
Teuffels Pfeil so fliegen am Tag
Die soln mir nicht schaden ein meitt
Gott mein Herr schützt mich alle Zeit

ibid. kein Pfeil am Tag, die der Teuffel lasst fliegen

Mützell II, 600, 5 Das wird er tun, dass dir nicht grau
bei gar nächtlicher Weile
und an dem Tag selbst keine Schau
für dem fliegenden Pfeile.

Was hat sich der Dichter gedacht bei „kein falscher Schein“, bei „schneller Pfeil im hellen Tag, die allenthalben fliegen“? Dass sie sich nichts Rechtes denken konnten, scheint daraus ersichtlich, dass der eine ruhig der Überlieferung folgt, der andere sie umbildet, ein dritter einen konkreten Ausdruck statt des abstracten wählt. So heisst es bei Mützell III 824

ach Gott die Pest, dein scharfer Pfeil

und was wir uns unter solchen Pfeilen zu denken haben, lehren Stellen des A. T., wie Ps. 36, 3; 7, 14 und 5 Mos. 32, 23 [1]) ich will alles Unglück über sie häufen und will alle meine Pfeile in sie schiessen, Hiob 6, 4, denn die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, derselben Grimm säuft aus meinen Geist und

1) Vgl. 32, 42.

Digitized by Google

die Schrecknisse Gottes sind auf mich gerichtet, Ezech. 5, 16 und wenn ich böse Pfeile des Hungers unter sie schiessen werde, die da schädlich sein sollen, und ich sie ausschiessen werde, euch zu verderben und den Hunger über euch immer grösser werden lasse, den Vorrat des Brotes wegnehme. Aber diese anschauliche Handgreiflichkeit fehlt jenen schattenhaften Formeln der Nachdichter.

Uns setzt es freilich in Erstaunen, dass viele Worte und Wortverbindungen, durch die Überlieferung gewissermassen beati possidentes, fast oder ganz ohne Sinn gebraucht werden. Grade in der religiösen Literatur jedoch gibt es Beispiele dafür, welche sich nicht anzweifeln lassen. Kyrie eleison[1] (Kyrieleis und Kyrioleis), noch heute als Refrain in einigen Kirchenliedern gebräuchlich, hatte zeitweise die Kraft einer Zauberformel, wie Hoffmann v. F., Gesch. d. deutschen Kirchenlieds p. 87 nachweist. Noch andere Verwendung fand es als zauberkräftiger Schlachtruf, Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. I² p. 98. 80. 15. Neuerdings beobachtete der bekannte Maler und Reisende Wereschagin Folgendes (Skizzen und Erinnerungen, Leipzig 1885, S. 27): . . . „diese Psalmen sind die einzig gebräuchlichen Gebete der Duchoborzen; wie wenig sie jedoch dem Propheten David zugeschrieben werden können, beweisen die Muster, welche ich gesammelt habe. Mag sein, dass ihre Gebete zur Zeit der Entstehung der Sekte mehr Sinn hatten, doch da sie sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzten und auch heute noch nur mündlich überliefert werden, so ist es, zumal diese Leute weder lesen noch schreiben können, nicht verwunderlich, dass viele Worte und Phrasen entstellt und in lächerlichster Weise ihres Sinnes beraubt sind“. Von dem,

1) Vgl. Zwölff christl. Lobgesenge. Durch M. Joh. Spangenberg, Wittenberg 1545. S. 9. Über Sprüche, Zauberformeln u. s. w. Dr. Ed Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet. 1871, p. 344. Gr. Myth.³ 1173 f. = Myth.⁴ 1026. ib. III,⁴ 373. Simrock l. c. S. 211. 499. 503.

Digitized by Google

was aus dem Rigveda hierher gehört, wird später die Rede sein.

Christl. Gesenge, Lat. u. Deutsch u. s. w. durch Georg Dietrich, Nürnberg 1573, Nr. 26:

Das dich bei nacht kein grawen noch betrübniss erschrecken mag
auch kein pfeil, der da fleugt by tag
kein pestilenz dir schaden kann, die im finstern umschleichet
kein seuch noch krankheit rührt dich an, die im mittag umstreichet
(auf lewen und ottern wirstu gehn und tretten auff die trachen
auf jungen lewen wirstu stehn . . . (Mützell II, 600, S. Dach S. 216. 587.)

Hymnorum hexas . . a M. Josepho Claudero, Altenburg 1625:

p. 557 kein Pestilentz dir schaden kann
die in der finstern schleichet,
kein Seuch noch Krankheit rührt dich an,
die im Mittag umbstreichet . . .

Psaumes de David en vers, Berlin 1762 p. 352:

tu ne craindras jamais la nuit
les soudaines allarmes
ni le jour si l'on te poursuit
le dur effort des armes
ni la peste nous surprenant
lorsqu' endormis nous sommes
ni la fureur exterminant
en plein midi les hommes.

Neben dieser späten französischen Übersetzung sei eine aus der Mitte des 16. Jahrhunderts vertreten. Les oeuures de Clement Marot, de Cahors . . . Paris 1551; darin cinquante deux pseaumes de Dauid, traduicts en rithme françoyse selon la vérité Hebraique

Ps 19 les cieulx en chacun lieu
la puissance de Dieu
racomptent aux humains;
ce grand entour espars nonce de toutes pars
l'ouvrage de ses mains . . .

Digitized by Google

Dieu en eulx ha posé palais bien composé
du Soleil clair et munde: dont il sort ainsi beau
comme un espoux nouveau de son paré pourpris
semble un grand prince à veoir.

Ps. 91 car du subtil las des chasseurs
et de toute l'outrance
de pestiferes oppresseurs
té donnra deliurance.
De ses plumes te couurira
seur seras soubz son aisle
sa deffence te seruira
de targe et de rondelle.
Si que de nuict ne craindras point chose qui espouuante,
ne dard, ni sagette qui point, de jour en l'air volant.
Nlaucune peste cheminant, lorsqu 'en tenebres sommes,
ne mal soubdain exterminant en plein midy les hommes.

Hieran schliesst sich aus derselben Zeit die lateinische Übersetzung eines Deutschen, das psalterium Davidis ... per Eob. Hessum (ca 1550)

p. 215 ut neque nocturnos possis metuisse pavores
quaeque volant claro noxia tela die.
non etiam obscuro grassantem nomine pestem
non mala quae media luce venire solent.
millia multa tuae sternentur fulmine dextrae
et tua letho animas mille sinistra dabit.

Ps. 120, 6 per diem sol non uret te neque luna per noctem

wird gleichfalls verschieden bearbeitet. So Uhland, Volksl. S. 895, 9

dass dich des tags die sonne mit ihrer hitze nicht rüre,
auch nit des nachts der monde mit seinem schein verschüre

Mützell III, 952 der Sonne Hitz, des Mondes Schein
sollen dir nicht beschwerlich sein

Burkh. Waldis († nach 1556, Pressel p. 76 = Mützell I, 280)
ob dich des Tags die Sonne sticht,
der kalte Mond des Nachts anficht —

Ps. 136, 2 in salicibus in medio eius suspendimus organa nostra

Digitized by Google

Wackern. III, 185 = Press. p. 82 = Mützell I, 71; vgl. Geistl. Lieder .. D. M. Lutter, Leipz. 1555. Fol. CXXXVII:

wir hingen auf mit schwerem Mut
die Orglen und die Harpffen gut
an ihre Bäum der Weiden (oder B. und Weiden).

Hier scheint der Nachdichter über organa gestolpert zu sein; bei „Orglen“ konnte er sich schwerlich etwas denken.

Den Beispielen von Naturteilnahme in der profanen Poesie nachzugehn hat nicht viel Reiz, denn sie sind sehr bekannt und von Grimm, Uhland und Andern behandelt. Daher möge Folgendes genügen. Zuerst aus einem dänischen Liede (Herder, Volksl. p. 210)

Der brausende Strom, er floss nicht mehr und horcht den süssen Tönen.
Ihr Blümchen im Tal, trauert, trauert allzu mal,
Du Nachtigall im Baum klage meines Lebens Traum (ib. p. 337).
Hain und Bäume stehn wie Träume am verstummten Wasserfall (ib. 338).

[Vgl. 356 sylvae stupent et arbores ct. S. 413, 4, 3. Wellen, Felsen und Winde ächzen in die Klage der Liebenden S. 482, 3; vgl. 430, 17, 2. 582. Ihr Auen, Bäch und Büsche, du stille Felderruh und auch ihr stummen Fische hört meiner Klage zu S. 583.]

Walter v. d. V. sô die bluomen ûz dem grase dringent same sie lachen gegen der spilnden sunnen. fröit iuch, grüeniu heide, fr. i. vogel, fr. i. grüener walt (Bartsch. p. 213) ich klage dir meie, ich kl. dir sumerwunne, ich kl. dir liehtiu heide breit, ich kl. dir ouge brehender klê .. grüener walt .. sunne u. s. w. (ib. 253) [vgl. Simrock l. c. p. 148.]

Endlich zwei Beispiele aus Albrecht v. Halberstadt (von K. Bartsch, Quedlinburg und Leipzig 1861)

ir kleinen waltvogelin helfet klagen den vriedel mîn (p. CXLVI, 37 d);

XXIII, 73 die trûregen waltvogelin
ir sûzen sanc dô liezen sîn.
in begunden weine
tier unde steine (p. 199)

Digitized by Google

der walt weinde sînen tôt,
der ê sîn ôren dicke bôt
Orphêûses harphen dar.
daz wazzer mêrte sîne zar u. s. w.

Goed. Tittm. p. 93 enthält ein Gespräch zwischen Buchsbaum und Weide und p. 119 freut sich der sommer, der meie.

Platen III, 32 Die Lüfte spielen und es lacht der Äther
Dem falschen Meer vertrau ich mich hinfort.

Recht ergiebig ist Spee:

Wie Schlänglein krumb gehn lächelnd umb
Die Bächlein kühl in Wäldern (p. 26)

Laub, Gras und Bäum und Wälder gebt Ohren meiner Frag (p. 46)

O schöne Stern, nit lauffet ferr, hört an, was euch wil klagen.
Du schöner Mon auch bleibe stehn, hör an mein Leid und Zagen (63)

O Sternen still, o stiller Mon, des Elends lasst euch dauren
Mein Leid euch lasst zu Hertzen gehn, mit mir thut kläglich trawren
Ach haltet ein den halben Schein, euch halber thut zerspalten (65).

Auch lobe Gott du gelbe Schar ihr Sternen wol gezündet
Du Sonn und Mon ihr Kuglen klar, ihr Cirkel wol gegründet (106)
(Psalm 48)

Auch lobet Gott von erden auff ihr Drachen aus den Klüfften (107)
Ihr Walfisch tief auss saltzem Sauff, Wind, Sauss und Brauss in Lüfften,
Auch Hagel weiss und Flocken greiss von Schnee und Eyss entzogen
Auch Dampff und Fewer Blitz ungehewer
Zusampt dem Regenbogen.
Auch lobet ihr ihn stolze Berg, ihr hoch und starcke Risen,
Auch kleine Bühlein, kleine Zwerg, auch flaches Feld und Wiesen,
Auch grüne Stauden, Bäum und Zweig . . .

Die Sonn mit edlem Stralen-Krantz den Schöpfer täglich weiset[1])
Der Mon mit rundem Sternentanz den Schöpfer nächtlich preiset (114)

Gott loben Wind und Regen, ihn loben Blitz und Wetterschein
Zusampt den Donnerschlägen, Reyff, Wetter, Wind und Sommer-Eyss
In Kisel klein zerkerbet . . . (115); 118:

werden die Geschöpff Gottes ausführlicher ihn zu loben ange-

1) Gr. Myth. III, 218.

Digitized by Google

mahnt, die Engel, die Himmel, mit sambt den Flüssen allegar, welch über euch noch wallen":

ach lobe Gott, du reine Lufft, du Web gar zart gesponnen,
zu Nachts bist nur ein schwarzer Tufft, biss zu der Morgensonnen --
da zeigest dich in klarem Schein, viel weisser als die Schwanen

Wolken, Schnee, Hagel, das Meer und alle Fische, die Erde und alle ihre Gewächse sollen Gott loben (116)

Gryphius p. 52 und opfre Dank- und Freudenlieder
ihm, den Luft, Erd und Himmel preist

Weckherlin p. 102 Der Wind enthielt sich auch von allem Sturm und Rasen
Erfreuend sich allein die Segel aufzublasen.

Ein Mosaikbild geben folgende Stellen aus dem Wunderhorn.

Spee (Wunderh. S. 116) lässt die Sonne und den Mond für Daphnis empfinden, wonach ihm die Sonne noch nicht der seelenlose Feuerball gewesen wäre.

Schöne Sonn, magst nunmehr trauern
Daphnis dir nicht spielet mehr . .
Schöner Mond, magst nunmehr klagen
Daphnis rastet in Verhaft.

Zwölf Stern um ihr (Maria) glorwürdig Haupt
Als Krone ringsum schweben und jauchzen: uns ist es erlaubt
Allein sie zu umgeben (119)

Es trauert mit mir die Sonne, der Mond dazu die hellen Sterne (259)

Sonn und Mond, dazu das Firmament
Schaue, wie mein junges Herz vor Liebe brennt (442)

Sobald du hebst die klaren Äugelein,
Freut sich Gestirn und auch der Sonnenschein,
Also gar sehr du Liebeszier sind sie geneiget dir.
Sobald du auch die Erde blickest an, ist sie erhitzt
Schickt Blümelein heran . . . und schliessest du o Herz die Äugelein,
Da gibt der Stern der Venus grossen Schein,
Wie ihrem Kind, wenn sie offen sind, die Fackel heftig brinnt,
Und hüllst du ein die hellen Äugelein,
Der Himmel traurig zieht die Sterne ein,
Die Erd ist kalt, Frau Venus alt, ohn Feuer Amor bald. (623)

Digitized by Google

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Tal, sah ich meinen Schatz zum letzten Mal?
Die Sonne, der Mond, das ganze Firmament
Die solln mit mir traurig sein bis an mein End (59).

(Hochzeitslied auf Kaiser Leopoldus und Claudia Felix)

fühlen die Steine Liebeskraft, Luft und Erde schreien Glück zu,
Gras und Kraut sind verliebt; der Himmel neigt sich vor der erkornen Jungfrau. Höret ihr Hirschen, Gemsen, Reh, hört ihr Vögel auf den Bäumen
es wimmelt der Flut wallendes Heer den hohen Gott zu preisen,
erfüllet das schweifende Meer Muscheln zu fernen Reisen! (S. 277)

Einfacher geht es bei gewöhnlichen Sterblichen zu; da singt einer S. 318, dass die lieb Heide lacht, wenn er Wein getrunken hat.

Ein missvergnügter Liebhaber ruft (S. 428): o ihr hohen Berge fallet auf mich zu!

S. 443 Berg und Hügel, auch dieses Tal schreien über mich auch hunderttausendmal,
Froh wollt ich sein, wenns dir und mir wolgeht, obschon mein Herz in Trauren steht.

Für das 18. Jahrhundert charakteristisch — man erinnere sich an die vielen philosophisch-poetischen Versuche, Gottes Weisheit, Allmacht, Güte selbst aus den scheinbar widerstrebendsten Dingen oder Einrichtungen zu beweisen — ist dies (S. 136, aus dem Jahre 1713):

Die Eul auch, die nicht singen kann
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Dass sie auch Gott tu preisen.

Zinzendorf (der „nur der Wahrheit frohnt", wie er unter sein Porträt schrieb) singt l. c. S. 3.

Hügel wimmert, Täler heulet

und S. 5:

Brecht ihr Hügel, kracht ihr Mauern, schmettert Lucifers Pallast!
Auf Cozythus (!) speie Flammen, wenn du Flammen übrig hast.
Ihr Elementen (sic), Sonne, Mond, ihr Nachtgestirne,
Himmel und du Erdenplan . . . winselt, ächzet, heulet, schreiet,
Fangt die Zeterklage an!

Digitized by Google

Endlich S. 182:

Ein Tröpflein das sagt weder Ja noch Nein im tiefen Meer
Es wär' denn, dass Hallelujah auch Wassermusik wär.
Warum nicht, wenn sogar der Rab' Gott um sein Futter bitt't?
Und hat der Strom die Singegab, singt jedes Tröpflein mit.
Harmoniöse Melodie!

Zinzendorf ist jedoch keineswegs der einzige Vertreter dieser Poesie im XIX. Jahrhundert; vielmehr stehen uns aus der Sammlung von Kraus weitere Beispiele zu Gebote.

Vögel, lasst das Lied verstummen, Blüten, weigert euren Duft, euer Schöpfer liegt erblasst (S. 6 der zweiten Auflage);

hoch in unermessne Fernen fliegt hinaus mein ewiger Geist,
horcht entzückt den Morgensternen, deren Lied den Ewgen preist (S. 6);

komm, Himmel, komm und schau, sein Thau ist wie der Thau grüner Felder (S. 8);

als die Sonne das vernommen, hat sie eine Trauerhülle
um ihr klares Aug genommen, ihre Thränen fallen stille (S. 96);

und der Felsen harte Herzen brechen all mit lautem Knalle (S. 97);

seit dass erhellt die Sonne die Welt, sah nie sie solch Entsetzen (S. 148);

der Himmel sieht's mit heiligem Schauer (S. 156);

und Erd und Himmel preisen in tausendfachen Weisen
Gott Vater deinen Weltenbau (S. 195);

jauchzt eurem Schöpfer wonniglich, ihr fernen Inselheere (S. 473, Ps. 97);

was alles heut geschehen, die Sonne hat's gesehen (S. 522);

Sonne, Mond und Stern' erbleichen, wenn des Menschensohnes Zeichen
jäh am Himmel wird erscheinen (S. 540).

Aber auch bei dem profanen Dichter des 19. Jahrhunderts finden wir fast diesen gesamten Stimmungskreis wieder. Lenau und G. Keller mögen dies veranschaulichen. Der Himmel umhüllt sich tief, dass er sein Leid verhehle (Lenau p. 42 Hempel), seine Wimper blinzet manches Mal (p. 57), der Sturm hat sein brausendes Gefieder (p. 76). Der Berg sehnt sich nach der Wolke (p. 40), will sie mit seinen Felsenarmen umfangen und

Digitized by Google

wird sie schliesslich in seinen heissen Busen hinabtrinken. Der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes (p. 59), braust dahin mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand; ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen vom schaukelnden Schosse des Schlummers zu Gott empor, taumeln entzückt sich in die Arme und singen „allmächtiger Gott“ in tausendstimmigem Chor. Die Welle der Durance (p. 186) jauchzt trunken von den Strahlengüssen. Die Abendwolken tanzen ihre Tänze, leichtgeschürzt in Strahlengold (p. 14), das Morgenlüftchen streut duftige Rosen mit leisem Finger in das Lockenhaar (p. 23), der Frühling klimmt verwegen zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach (p. 35). Die einsame Blume zittert froh, dass der Himmel ihrer gedenkt, indem er den Thau herabschickt (p. 39).

Der Pfad, der nichts der Liebe mehr zu künden,
schloss trauernd seine grünen Lippen zu (p. 58) —
und ringsumher Vergessen und Verschwinden.

Man sieht dieselbe unbezämbare Neigung, welche von dem Jahrhundert unabhängig ist, der jedes Jahrhundert recht ist, um sich zu regen. Tätigkeiten von Tieren sind schwerer zu idealisieren; doch scheint es Lenau zwei Mal sehr glücklich zu tun. Es heisst (p. 34): an ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft (Liebesfeier); warum ist sie selig? Weil wir

wenn über uns im blauen Raum verloren
ihr schmetternd Lied die Lerche singt

oft eine sehr angenehme Empfindung haben, selig sind. Da wir das Tiriliren der Lerche wol einen unregelmässigen Gesang nennen, da sie selbst unregelmässig fliegt, so lässt sie der Dichter klettern; die Lieder sind bunt d. h. abwechselnd, mannichfaltig, nicht langgezogen gleichmässig, wie der Gesang der Nachtigall. Dass sie nun an den Liedern hinauf klettert ist freilich ein Kunststück, das noch über Münchhausens Zopf

Digitized by Google

geht, aber wir lassen es uns doch wol ohne „Heiterkeit" gefallen, da wir uns denken, dass ihr Singen und Steigen sich bedingen, dass sie singt, weil sie steigt, aber auch steigt, weil sie singt, d. h. weil ihr in Gesang sich erhauchendes Seelchen durch das Singen mit immer neuer Freude und Kraft erfüllt wird. Nur anschaulich idealisiert ist (p. 190) der Geier, stürzend sich in seinen Blick (kommt plötzlich auf das Lamm herabgestossen), als ginge vom Auge des Geiers ein funkelnder Strahl hinab bis zur Erde, in welchen seinen Strahl sich der Geier nun stürzt, während er herabstösst.

Gottfried Keller, der berühmte Novellist, lässt die Haide die Peitsche des Windes fühlen (Ges. Ged. p. 19) Während die Blumen einmal (p. 16) von Kränzen träumen, schwingen sie sich ein andres Mal noch zu einer höheren Leistung auf (p. 22):

> tausendfach wollen die Blumen entriegeln
> aus ihrer Brust den gefangenen Gott —

Die Sonne ruft (p. 23): Fort den blassen Schein! Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein. Bringt, ich bin die Sonnen (sic), an das Kerkertor, was ihr habt gesponnen winterlang, hervor! Stein und Eiche (p. 159) führen ein langes Gespräch. Der Himmel ist trunken (p. 344) von der höllischen Pracht, was wir ihm nicht als Ketzerei anrechnen wollen. Endlich wird uns (p. 382) von einem Gespräch mit den Wellen berichtet. Einige Personifikationen und sonstige Bestimmungen machen unsrer Anschauung Schwierigkeit. Der Schiffer sputet sich ängstlich zu Lande (p. 29), wo gaffend der Feierabend steht am grell erleuchteten Strande. Als die Tochter Pharaos baden ging, hing an ihr das verwunderungsgrosse Auge des Nils (p. 154). Ein andres Mal rauscht aus der Tiefe die Sage verwunderungsvoll ans Licht empor, sie, die im Glanz verschwundener Tage einst auf dem Rhein zum Festgelage sah fahren schneller Männer Chor. In den Wipfeln der Föhren rauscht

Digitized by Google

der Traum vom ferneblauen Leben (p. 359). Die bekannte Frau Ehre kommt (p. 384) als Gast.

Den „klingenden" Morgen nennt der Dichter einen krystallnen Wagen (p. 22); das Tor des Jahrhunderts springt mit ehernen Pforten auf (p. 223). Die beliebte Harmonie der Sphären tönt auch bei K.

p. 834: Dort im donnernden Weltgesang wirst du ein leises Lied erkennen,
das dir, wie fernster Glockenklang, diesen Sommertag wird nennen.

Der Tod erscheint als Jäger, welcher in goldbetresstem Kleide auf dem hintersten Wagen steht (p. 313), ein andres Mal (p. 377) mit der wolbekannten Sense ... ein Ende nimmt der Firlefanz;

denn die Universität des Schweigens
ist das Grab und Christ wie Heide,
Pfaff und Hanswurst, alle Schreier
lernen schweigen in der Erde,

wo sich die Menschen so verwandeln, dass, wie Keller allerliebst sich ausdrückt (p. 491), das bescheidne Mondesviertel still durch Menschenrippen zwinkert.

Der Mensch zieht also auch die unbelebte Natur herbei, dass sie (in seiner Phantasie) Anteil habe an dem, was ihn bewegt. Jenes Herbeiziehen ist den Hebräern ja nicht allein eigen: dennoch gehen die meisten der obigen Beispiele auf die Quelle des A. T. zurück. Nur der Glaube, dass die Sonne moralischen Anteil nimmt ist unser deutsches Erbteil. Aber das andere ist entlehnt, da es — meines Wissens — nur eine Poesie gibt, welche der Natur eine ähnliche Stellung anweist, die unter Ossians Namen gehende Samlung. Da heisst es (Ahlwardt):

Die Hügel ergreifet ein Graun (I, 41)

Kommt Hügel Conas, mit euren Strömen
Kommt und horcht auf Oisians Stimme (III, 286).

Die stillen Thale der Nacht erfreuen sich (III, 349).

Digitized by Google

Es trauern die Thal im Gebirg
Voll wechselnder Furcht vor dem Regen (II, 12)

Inseln schütteln die hundert Häupter (II, 205)

Die Flut hemmt zagend den Lauf (III, 109)
(weil ein Geist winselt)

Langsam rollen die Wellen um dich
Zu schauen den Held, des Wange strahlt;
Sie heben mit Furcht ihr Haupt.
Sie sahen dich (die Sonne) in Schlummer schön
Und fliehen erbleichet hinweg (III, 91)

Stern der sinkenden Nacht
Voll Freude umkreisen dich die Wellen
Sie baden dein liebliches Haar (III, 310)

Der blaue Stern ist froh im Thal (II, 96. 380)

Wenn die Sterne wir hinter ihr (der Wolke) sehn
Mit ihren weinenden Augen (III, 485)

Wann hold in stiller Wonn' er (der Stern) blickt (II, 39)

Vor dir (Mond) freuen sich die Wolken
Von Glanz bestrahlt die blauen Säume (III, 375)

Und im Strome des Winds sich freut die Eiche (III, 489).

Sieht man in den eben angeführten Stellen die Natur empfindungsvoll belebt, so könnte man denken, dass dergleichen von selbst entstehen kann, also nicht, wie oben, aus dem A. T. entlehnt zu sein braucht. Nicht alle Belebung der Natur ist entlehnt: die christlich-religiösen Beispiele sind aber einmal denen des A. T. sehr ähnlich und zweitens sind sie überhaupt andrer Art als die bei Ossian. Denn bei letzterem bewundert, fürchtet u. s. w. die Natur sich selbst in einzelnen ihrer Teile oder Erscheinungen: dort aber ist alles nur zur Ehre Gottes. Die stets wiederkehrende Frage, ob aus mythologischer Tradition bei Ossian gesprochen wird, scheint zu verneinen; denn Hügel, Täler, Inseln, Wellen, die Eiche, die Wolken, die Sterne werden nur mit dem allgemeinen Attribute der Empfindueg ausgestattet und zeigen weder persönlich individuelle Züge, noch irgendwie bemerkenswerte oder wunder-

Digitized by Google

liche Schicksale. Sie empfinden zwar etwas, erleben aber eigentlich nichts, geschweige denn, dass sie aus dem allgemeinen Nebeldunste der Empfindung als zielvoll strebende Individuen klar hervortreten oder uns durch kraftvolles Handeln den Schein einer eignen Persönlichkeit erregen könnten.

Wenn es wahr ist, dass sogar die erste germanische Entlehnung aus der alten Welt wesentlichen Einfluss auf die Entstehung der specifisch-germanischen Lautform geübt hat, dass wir berechtigt sind, die Entstehung der specifisch hochdeutschen Lautform durch Vermittelung des Versbaues auf Berührung mit der Antike zurückzuführen [1]), wieviel selbstverständlicher ist alsdann noch die Gedankeneinwirkung der reifen oder überlebten Kultur der Antike auf die erst aufblühende germanische?

Die griechische Literatur ging zu den Römern, die gräcisierte lateinische und die rein griechische kam zu den Deutschen. Es brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden, Amor und Venus bleiben ewig römisch, ewig heidnisch: wie sie sich als Eigennamen nicht übersetzen lassen (wenn wir auch eine Etymologie haben), so bleiben sie als Personen gänzlich unübersetzbar. Im christlichen Zeitalter haben sie ja dennoch in Folge ihres ästhetischen Reizes fortbestanden; genau genommen jedoch sind sie höchstens in der profanen Poesie erlaubt, in der religiösen nehmen sie sich als Curiositäten des Gedächtnisses aus. Der Himmel wird mehrmals Olymp genannt; Zeus und andere Götter waren auf dem Olymp; die Stelle, von der aus Gott regiert, kann man also seinen Olymp nennen. Ja, diesen Vergleich kann man anstellen; nur würde sich gar Mancher die Redensart verbitten, dass Gott auf dem Olymp

1) Wackernagel, Gesch. d. d. Lit. 2. Aufl. I. S 4 Anm. 5a und Scherer, Zur Gesch. d. d. Sprache, 1868. S. 167, 165.


Digitized by Google

ist, dass der fromme Mensch einstmals die Pforte des Olymps sich wird öffnen sehen, um dort das selige Leben zu geniessen. Mythologie haben wir bei den christlichen Dichtern gar nicht mehr vor uns. Ist es aber Poesie? Was der Mythos sagt, wird für reale Wahrheit gehalten. Er ist ja natürlich nicht ein Erlebnis, sondern nur die Ausdeutung eines Ereignisses. Dass am Himmel ein Gott den Donnerkeil schleudert, hat keiner von denen gesehen, welche es glaubten. Aber sie glaubten es eben: sie hatten einen Mythos.

Von den christlichen Dichtern glaubt keiner, dass Zeus auf dem Olymp gesessen hat, wenn es gleich diesen Berg gibt. Dennoch sagen sie allerlei christlich-metaphysische Ereignisse vom Olymp aus; Olymp bedeutet also nur „Stelle, von wo aus Gott regiert“, die früher einmal fälschlich als Sitz falscher Götter gegolten hat.

Es wäre sehr erwünscht, wenn hier das Wörtchen „wie“ oder „gleichsam“ vor den Olymp vorgesetzt wäre (vgl. Steinthal, Ztschr. f. Völkerps. II. S. 176), dann hätte man noch eher den Eindruck von Poesie, während mir jetzt der Olymp als frostig oder unpassend erscheint [1]. Man wird jedoch lieber, statt dem Urteilsspruch blindlings zu glauben, die Zeugen selbst hören wollen. Ihren Reigen eröffnen die religiösen. Es folgen einige Stellen aus Volksliedern; den Schluss bildet ein Dichter, religiös und profan erprobt und eben deswegen hier erscheinend, da sein Heidentum unverdächtig ist ein ästhetischer Schleier, durch welchen die unverkümmerten Runzeln guter Gesinnung hindurch scheinen — übrigens ein wirklicher Poet.

---

1) R. Werner, Seebilder, 1876 S. 107: Der grosse Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, dass die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.


Digitized by Google

Mythologie.

Ecce vergentem rotat hora solem
Vesperis rursum remanentis ortum
hinc et astrorum chorus omnis alto
surgit Olympo.[1] (Dan. I, 152)

tu Christe nostrum gaudium
manens Olympo praeditum
mundi regis qui fabricam
mundana vincens gaudia (I, 197)

nuncius celso veniens Olympo
te patri magnum fore nasciturum (I, 209)

alto ex Olympi vertice
summi parentis filius
ceu monte desectus lapis
terras in imas decidens (I, 240)

portas Olympi reserant fidelibus (I, 243)

χαῖρε κόρη μυριόμμασιν ἀστράσιν οἷα σελήνη
μεστὰ φαινομένη φωτὶ περισσοτέρῳ
χαῖρε δέμας παγὲν ὑψόθεν αἰγλήεντος ὀλύμπου
ἡμερίης κακίης οὐδὲν ἀφελκομένη (III, 123)

bene gesta plaudens ornat olympus (IV, 300)

hac die summi Benedicti arcem
scandit Olympi
iamque felici residens Olympo
inter ardentes Cherubim catervas
spectat . . . (IV, 329)

namque triumphanti post tristia tartaro Christo
undique fronde nemus gramina flore favent . . . (I, 170)

ab ipsa fauce tartari redit ad vitae limina (I, 221)

praedam refudit tartarus (I, 222)

solus ululet tartarus rapta praeda vacuus,
ugens terra tremuit (I, 223)

1) Auch von Nektar ist da die Rede, Piper l. c. I, 194 f. Cerberus ib. 403. Über Jupiter und Apollo im Mittelalter Bartsch, Albr. v. Halberst. Einl. XLVI.

Digitized by Google

Τάρταρον ἠερόεντα und tartarea tormenta (III, 9 u. IV, 126)

Christus cui sol luna et terra
cunctaque sidera parent per saecula . .
gratias agentes ei quod nos eruerit
de fauce tartari (IV, 260)

per quod averni ignibus ipsi crememur acrius (I, 175)

Adam Averni de Styge extractus laetatur (IV, 233 vgl. I, 341)

tibique gentes creditas Averni ab igne libera (IV, 309)

infelix erebi igne cremandus es (I, 187)

τὰ δεσμὰ διέρρηξε τοῦ ᾅδου (III, 48)

δι' ἧς ᾅδου πύλας τοῦ παμφάγου θανάτου συνέτριψας (III, 77)
ὃν ᾅδης κατεπλάγη (III, 78)

quis me de manu Cocyti flammivomi
erui (?) potest nisi patris unica proles? (IV, 129)

stygis victor (IV, 297)

Stygias Judith phalanges fudit Maria terror hostium (IV, 337)

gelu madebis horrido obsessus a Charonte (16. Jahrh.) (IV, 349)[1]

saeviant portae licet inferorum
hostis antiquus fremat
nil truces possunt furiae nocere
mentibus castis (IV, 303)

ille Amor almus Artifex
Terrae marisque et siderum
errata Patrum miserans
et nostra rumpens vincula,
Non corde discedat tuo
Vis illa Amoris inclyti:
Hoc fonte gentes hauriant
Remissionis gratiam (IV, 311)

nunquam serenior nunquam amoenior
Phoebus est visus quam quando conditus
et novus consitus est paradisus (IV, 327)

---

1) Vgl. Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte von Prof. Carl Meyer in Basel. 1884. S. 125. Liebrecht l. c. p. 202.

Digitized by Google

σοὶ μὲν ἄναξ Φαέθων ὑψίδρομος ἄστρα καλύπτει
κύκλον ὑπερτέλλων ἔμπυρον, σοὶ ζώει φθινύθει τε
ἀμοιβαδὶς ὄμμα τὸ νυκτός (III, 7).

θοῦρος ἄρης (III, 8)

θαμὰ χρυσοφεγγέας τε
ὀρόων στύλους τε μούσης
μάλα καλλίτευκτον ἔργον
ἀχέων νέφους λαθοίμην (III, 38)

doleo multis peccatorum iaculis
confossus arcu quae Venus libidinis
intorsit . . . (IV, 128)

Aus dem 16. Jahrhundert (Pia quaedam vetustissima poemata ct. 1552)

No. XXVI: aurum plus quam phronesis ponderat
nisi trahat Lachesis, Clotho frustra praeparat

No. XXVII: Argus circa loculos
centun gyrat oculos
Briareus sacculos
centum tollit manibus[1]).

Die Spuren deutscher Mythologie sind nicht eben häufig im Vergleich zu den eben vorgeführten Prunkstücken der griechisch-römischen Bildung.

Hoffm. v. F. p. 84 heisst Maria Wünschelgerte des Stammes von Jesse. Hier ist fraglich, was Wünschelgerte bedeutet[2], ob es bedeutet mit Wunderkraft begabt, oder nur so kostbar wie die Wünschelrute. In letzterem Fall wäre nur ein Vergleich mit einem heidnischen Requisit gezogen, wobei es denn freilich einen andern Sinn erhalten hätte.

Mützell l. c. II p. 646 ach Herr nimm ab die Nebelkapp,
ich möcht getötet werden.

---

1) Mythologie im Wunderhorn S. 191 Pallas. 203 Aurora, welche den Zügel hält. 594 Pegasus. 671 Venus. 672 Amor. Ausserdem 673. 312. 664. v. Ditf. IV, 86. Über Sonne und Mond Piper l. c. II, 116 f.; die Tageszeiten II, 347 f.; den Abgrund II, 112 f.

2) über die Mythologie s. Kuhn, Herabk.² S. 180f. 192. 201. 206f. 213f.

Digitized by Google

Dies scheint eine Erinnerung an die Tarnkappe[1]), sodass eine mythologisch-heidnische Vorstellung hier auf christliche Verhältnisse übertragen ist, für welche sie ihren Sinn verloren hat.

v. Liliencron II, 328 wol zu derselbigen Stunde Maria namb ein Schleierduch und hengete in für die Sunnen (1492).

Dies nimmt sich, am Ende des XV. Jahrhunderts doch aus, wie eine schablonenhafte Wiederholung eines alten, damals unlebendigen, Glaubens.

sie zugen hin, als ob es wär des wutes her (1504) (II 543)

dit geschach den 24. merz, dat he dar schudde sinen sterz mit hagel und mit winden (Gr. Myth. III, 91. I, 236) (IV, 215)

Germania sagt: es haben mich die hellischen Flüss[2]) gar umbgeben (1546) (IV, 290)

Der Endchrist hat mich oft verflucht durch seine grobe Bachanten (IV, 429).

Des sölln sie von mir han lob, ins bockshorn sie nit zwingen[3]) (IV, 475)

Das thet der Bund verachten, so schlug der Hagel drein (IV, 357).
Spee (starb 1635) p. 27:

Die Jägerin Diana stoltz, auch Wald- und Wassernymfen
Nun wieder frisch im grünen Holtz gahn spielen
Die reine Sonne schmückt ihre Cron, den Kocher füllt mit Pfeilen,
Ihr beste Ross[4]) lässt laufen loss auff marmor-glatten Meilen
Mit ihr die kühle Sommerwind als Jüngling still von Sitten
Im Lufft zu spielen seind gesinnt auf Wolken leicht beritten;
Die Sonne sampt ihren Rossen späth osterlich bezecht (p. 40)

---

1) Simrock. Myth. S. 417.

2) Scheint ausserdeutsche Vorstellung trotz Dietrich, Die deutsche Wasserhölle in Haupts Ztschr. IX, 175 f.

3) Gr. Myth. III, 176. Simrock Myth. S. 529. Agricola v. Latendorf S. 173 f.

4) an die Erneuerung der biblischer Sonnenrosse ist hier nicht zu denken, s. E. Meyer, Gesch. d. Altertums I S. 375. Wackernagel l. c. III 213. 2 Reg. 23, 11; altnordische Vorstellungen bei Simrock, Edda 3, 5 die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin hielt mit der rechten Hand die Himmelrosse (vgl. 18. 37) kommen hier nicht in Betracht.

Digitized by Google

Mit Schlaf noch übergossen wolt früh kaum machen recht;
O Sonn du deinen Wagen magst heut noch stürtzen umb (45)
Starck hats gespannt den Bogen schiesst ab den besten Schein (58)

Gross Hitz da kompt geflogen und dringt mit Machten ein
Der Frühling rüstet sich zum Lauff umbgürtt mit Rosen-Feder —
Du schnelle Post o schöne Sonn, o gulden Ross und Wagen (88)

Wan Phoebus mit den Stralen sein den höshsten Grad erklimmet (111)

Pferdt und Wagen new beschlagen als die Sonn heut spannet an
Und mit Rossen unverdrossen reyset ihr Crystallenbahn
Ich spatzieren ging . . . (224).

Wer möchte den ehrlichen Simon Dach (starb 1659) heidnischer Gelüste für fähig halten? Gewiss Niemand. Dennoch begegnen wir auch bei ihm dem traditionellen, zuweilen (S. 262f.) sogar sehr wunderlichen Aufputz. Die Sonne behält, wenn auch nicht in seinem Denken, so in seinen Worten ihren Wagen:

S. 126 Sonne, was verzeuchst du viel? Fleuch mit deinem Wagen
S. 401 als wenn der Sonnen Wagen dem Leuchten wollt' entsagen;

sie, die mit Prangen durch die Frühlingsbahn rennt, lacht mit ihren Wangen den runden Erdkreiss an (410. 415. 421).

Alte Bekannte sind Aurora (S. 482), Flora, hier als Braut des Westwindes drapiert (S. 410), Pan (414), Boreas (411), die Musa (239), Mars (695), der Helicon (735 selbs mein grüner Helicon ist mir jetzund gram und hohn), Venus (die du uns mit deinen Flammen durch Mark und Seele dringst 417), und der unvermeidliche, gelegentlich mit Cupido abwechselnde, Amor, welcher angeblich Simoni Dach „allhie oft die Zeit vertrieben" (452; 815. 946). Nach Goethe möchte man darum sagen:

Sorge, sie steiget mit dir zu Ross, sie steiget zu Schiffe,
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

(Herder, Volksl. S. 155 aus dem Spanischen:
Du aus deren schönen Haaren
Amor tausend Netze stricket,
Drin sich, blind von deinem Anschaun,
Tausend freie Seelen fangen —)

Digitized by Google

Als Übergang zu den allgemeineren mythologischen Bestandteilen der Überlieferung sei hier eine kurze Betrachtung von stella maris eingeschoben [1]).

Daniel I 204 ave maris stella!
dei mater alma
atque semper virgo
felix caeli porta.

Dass Maria stella maris genannt wird, erklärt Hilarius so: sicut stella praestat ducatum nautis ut veniant ad portum, ita ducatu virginis Mariae venimus ad portum. Daniel führt die Bezeichnung zurück auf eine Art Wortspiel, er glaubt, sie habe eine etymologische Färbung. Denn Genes. I, 10 heisst es: et vocavit Deus aridam terram, congregationesque aquarum appellavit maria und Ps. 23, 2 quia ipse super maria fundavit eum (sc. orbem) et super flumina praeparavit eum; ausserdem sei Maria stella genannt worden und daraus sei dann stella maris zusammengesetzt.

Es ist keine Frage, dass die Anschauung des Hilarius einen guten Sinn hat und literarisch begründet ist, denn wir lesen z. B.

Dan. V 338 stella maris redde portum
ab occasu duc ad ortum
per tot mundi maria, und

V 303 caeli porta portus maris
sancta mater expers maris
quae naturam decipis.

Andrerseits wird Maria auch „Stern“ allein genannt.

Dan. II 197 o stella praefulgida

I 303 Maria lux lucis beatissima, M. splendidissima

I 332 (II 93. 212) stella solem protulit, sol salutem contulit
(Maria gebar den Jesus)

---

1) Hoffm. v. F. Kirchenl. p. 60/61 gibt literar. Nachweise.

Digitized by Google

I 348 ave virgo gratiosa, stella sole clarior[1])
II 61 angelus consilii natus de virgine sol de stella ...
II 235 ... nam procedit sol de stella ...
II 245 virgo prolem, stella solem ... profers
II 323 (II 208. Pressel a. a. O. 74) salve virgo virginum stella matutina sordidorum criminum vera medicina.
I 226 gaudium mundi nova stella caeli (also Stern des Himmels)
procreans solem pariens parentem
da manus lapsis fer opem caducis, virgo Maria.

Trotzdem scheint mir der Ursprung der Formel stella maris weder nach Hilarius noch nach Daniel genügend aufgeklärt. Da haben also die Menschen in der Bibel das Wort maria gefunden; ausserdem besassen sie den Namen Maria (als der Mutter von Jesus), diese Maria nannten sie mitunter Stern und daher seien sie darauf gekommen, die Maria Stern des Meeres zu nennen, stella maris. Mir würde zunächst für wahrscheinlicher gelten, dass sie gesagt hätten stella marium, denn dadurch wäre die Anlehnung an die Stelle der Bibel, welche doch den Anstoss gegeben haben soll, wirklich erreicht.

Dass man den Namen Maria an die Bibelstelle angeschlossen hat, ist ja nicht undenkbar — denn wozu muss die Bibel und die Etymologie nicht herhalten? — aber das Wahrscheinlichste ist es wol nicht, da es sich nicht darum handelte, den Ursprung der Maria gewissermassen bis in die Urzeit hinaufzurücken. Ausserdem wird sie ja nie ein Meer oder die Meere genannt, sondern immer Stern oder Stern des Meeres. Daher scheint mir Hilarius noch einfacher erklärt zu haben. Die Worte jedoch

Dan. V 343: duc ad ortum per tot mundi maria

1) Dementsprechend im Deutschen Wackern.
II p. 139 ave Maria; reiniu spilndiu sunne
p. 1015 o Maria, du bist ein edler Sterne



sehen mehr aus wie eine Deutung des alt überlieferten Namens, wie als die Vorstellung, aus welcher dieser Name entstanden ist. Wäre es ganz trivial in jener Literatur, das Leben mit einer Seefahrt zu vergleichen, so würde es weniger Verwunderung erregen, dass Maria stella maris genannt wird. Jener Vergleich jedoch kommt meines Wissens durchaus nicht häufig vor, sodass man freilich die Möglichkeit des Zufalls, dass einmal ein Dichter die Maria stella maris genannt hat, nicht ableugnen kann, ohne aber zu verkennen, dass dieser Annahme nicht eine besonders beruhigende Wahrscheinlichkeit innewohnt.

Jedesfalls hätte sie ebensogut Stern des Lebens oder Stern des Heils heissen können. Gibt es denn aber ausser jenen beiden Erklärungs-Versuchen überhaupt noch einen andern? Und auf welchen Weg würden wir uns dabei verwiesen sehen? Da wird uns berichtet [1]), dass in Sicilien hauptsächlich die Heiligtümer der Ceres und der Venus in Kapellen der Madonna verwandelt zu sein scheinen und dass (Daniel IV 342) ein beliebtes Schifferlied lautet:

congregavit Deus aquas
sacro spiritu afflatas
et vocavit maria:
ego aquas calidarum
congregabo lacrymarum
et vocabo Mariam.
O Maria! semper dulcis, semper pia . . .
si ventorum murmur fremit
tempestatum furor premit
cymbam inter scopulos:
ecce maris stella lucet
cymbam haec in portum ducet:
in hanc verte oculos.

Aus späterer Zeit (Freytag, Bilder II, 1 S. 241): Den Heiden war eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des

1) Der Aberglaube des M. A. von Carl Meyer S. 121/122.

Digitized by Google

stummen Seevolkes gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des deutschen Ordens nahm man an, dass sie Gebieterin dieser Strandlandschaften sei . . .

Nun ist bekannt, dass heidnische und christliche Festgebräuche verschmolzen sind, dass heidnische Götter-Anschauungen mit christlichen sich vermischt haben [1]), dass auch zwischen Venus und Maria solche Vermengungen stattgefunden haben. Wenn Venus gelegentlich als Gottheit des Meeres erscheint, wenn Venus ein Sternen-Name ist, so könnte man wol vermuten, dass der Name der Maria, stella maris, auf Verquickung einer heidnischen Formel mit christlichen Anschauungen zurückgeht [2]).

Welches aber auch der Ursprung des Namens sein mag, seine Anwendung erfolgt keineswegs überall so, dass der Dichter mit klarer Anschauung geschrieben zu haben scheint. Vielmehr erblasst der schon anfänglich von einigen Nebeln umgebene Glanz der Formel, so dass er fast erlischt. Der Leser wenigstens hat nicht die Empfindung, dass der Dichter eine Empfindung dabei hatte und empfindet in Folge davon selbst auch nichts, wenn nicht Befremden über das imitatorum servum pecus. In der lateinischen Poesie ist das jedoch zunächst nicht der Fall.

Dan. I 277 o sancta mundi domina
regina caeli inclyta,
o stella maris Maria
virgo mater deifica.

II 200 o stella maris ave,
gratia summa plena,
nobis, quaesumus, fave,
ne absorbeat nos gehenna.

---

1) Literatur: Raumer l. c. S. 292 Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache I 116. 149. Simrock, Mythologie. Dritte Aufl. 1869 S. 52. 188. 202. 235. 271 f. 306. 461. 489. 521. 365. 263. 494 und S. 82 Anm. dieser Abhandlung.

2) Maria im sicilian. Fischerlied o sanctissima ct. Herder Volksl, S. 627.

Digitized by Google

II p. 3 hodie saeculo maris stella est enixa novae salutis gaudia

II 21 quam splendida polo stella maris rutilat quae omnium lumen astrorum et hominum atque spirituum genuit

I 146 mundi stella fluentis

II 92 ergo maris stella
verba Dei cella et solis aurora:
Paradisi porta
per quam lux est orta

II 256 O Maria mater pia
stella maris appellaris
operum per merita (!)

IV 164 te nostra sonant carmina ...
o stella maris fulgida
absolve plebis crimina (V 134)[1]).

Wackern. ich grüess dich gerne
II p. 448 meres sterne[2])
lucerne aller kristenhaite

455 ave meres sterne, mueter gotes wortte, ewig magd in erne, selig hymel porte

581 bis grüst, stern im mere (!) gottes mutter here

582 O Maria stern im mere (!) wirdigkeit hast vil u. ere

585 bis grüst Maria, schöner merstern (!), empfangen hatt die welt gross liehte

600 ave maris stella, bis grüst ein stern im mer (!)

693 got grüsse dich lichter meresstern

694 Jesu muter, des mer ein stern (!)
erwelte sunn, man und lucern

877 gegrüsst syest möres stern, gottes mutter

1111 des mörs ein liecht, frev dich hymelischer ziere.

Eine etwas andere Fassung haben wir in folgenden Versen:

1) IV 137 = I 277 = I 205 = IV 188.

2) Scherer Gesch. d. d. Dichtung im XI. u. XII. Jahrh. p. 38. 97. 118. Estela marina in Provenzal. nach Bernh. Schneider: Bemerkungen zur literar. Bewegung auf neuprovenzal. Sprachgebiete. Berlin 1887 (Progr. d. Friedr. Wilh. Gymnas.) p. 13.

Digitized by Google

Dan. I 338 caelica regina (II 21 caeli regina)

II 319 ave regina caelorum

Wackern. II 51 wis gegrüzt, chaiserinn mer,
vor allem hymelischen her

II 88 Maria in himel kuniginne

97 du bist es keiserliche meit (vgl. p. 875)

322 kunigin der himel und der erden

602 regina celi, terre et maris, du tu mir deiner hilfe schin, Maria tu vocaris

621 Maria wann du pist ein kunigin alleine uber die himel gar
wenn du pist ein lihter morgensterne
und des heiligen geistes ein lucerne

979 Maria ist ein liechter Stern, sie leucht von Himmel biss auff die Erde

989 O Maria die Sonn hat dich umbfangen (ist unklar)

1136 (Hans Sachs) Maria himel keisserin

Uhland, Volksl. S. 837, 6, 1 Maria, ein ros von Jericho,
ein stern des mers und junkfraw klar

ib. 836 Maria, edler sterne

Dan. II 265 Maria regina gentium veni lux stella marium

II 32 ave praeclara maris stella in lucem gentium Maria divinitus
orta euge dei porta quae non aperta veritatis lumen
ipsum solem iusticie indutum carne ducis in orbem
(= Breviarium 1498. Wern. Bibl. H I 635).

Hoffm. v. F. p. 162 ave morgensterne, erleucht uns mildiclich

221 O Maria, du bist ein edler Sterne,
Du leuchtest in diesem Jammerthal also ferne

269 gegrüsst syst möresstern, gottes mutter mit hort
auch alweg jungfrau gern, selige himmelport

284 = Wackern. II 693

462 = Wackern. II 694

II p. 58 = Wackern. II 600

p. 65 regina celi terre et maris nu tuo uns dine hilfe schin
maria tu vocaris, dass ich entgang der helle pin.

Dass hier Maria Morgenstern genannt wird, dass sie Stern im Meere oder Meerstern heisst, ist eine Veränderung der la-

Digitized by Google

teinischen Formel oder ein sprachlicher d. h. Vorstellungs-Atavismus, wonach sie wieder zum Morgenstern wird, nachdem sie vielleicht ursprünglich — jenem ersten Dichter unbewusst — mit der heidnischen Venus verschmolzen war. Das Verhältnis der Venus zum Meere (vgl. S. 67) wird einer kurzen Darlegung nach den antiken Anschauungen nicht entraten können.

Beim Horaz Carm. IV, 22, 15 erscheint die Venus marina: Idus tibi sunt agendae, qui dies mensem Veneris marinae findit Aprilem; III, 26, 5 nunc arma defunctumque bello barbiton hic paries habebit, laevum marinae qui Veneris latus custodit. Endlich I, 5, 16 me tabula sacer votiva paries indicat uvida suspendisse potenti vestimenta maris deo. (S. Piper l. c. II 48. I 157. 300. II 421 f. 425 f.; überhaupt ist das Werk Pipers von ganz erstaunlicher Gelehrsamkeit).

Was überhaupt von ihr zu sagen ist, finden wir bei Preller (Röm. Mythol., dritte Auflage v. Jordan, I 1881, II 1883 Berlin). Da lesen wir I 328 unter den Gestirnen wurde auch in Italien vorzüglich der Morgen- und Abendstern ausgezeichnet. Gewöhnlich galt er für einen Stern der Venus Urania, namentlich als nächtlicher Abendstern, der die Braut zum Bräutigam führt und wol als Morgenstern auch für einen Stern des Jupiter oder der Juno Lucina. Eine Einwirkung des griechischen und phönizischen Aphroditedienstes hatte ohne Zweifel schon früher stattgefunden, da diese Göttin unter ihren übrigen Eigenschaften auch als mächtige Schutzgöttin zur See verehrt wurde und ihr Cultus eben deshalb über die verschiedenen Küsten des mittelländischen Meeres und seiner Nebenmeere sich rasch verbreitete. Venus in Sicilien (I 445) ist die weibliche Macht des Himmels und der schöpferischen Natur, auch der beruhigten See, aus welcher Aphrodite geboren ist. Venus auf dem Rosse bedeutet die Herrscherin über das Meer (I 447), wie die gleichfalls in Rom verehrte Venus marina und Limnesia d. i. die

Digitized by Google

Hafengöttin, welche mit der Zeit den gleichartigen Dienst der alten mater matuta verdrängte.

Man verehrte (II 406f.) eine Juno Caelestis oder Virgo Caelestis = Astarte der Phönizier, die weibliche Macht des Himmels, welche über Mond und Sterne, über Blitz und Regen gebietet, eine jungfräuliche (!) strenge und fanatische Göttin, daher sie mit der Diana, der Juno, nicht selten auch mit der phrygischen Cybele identificiert wurde .... aber auch Liebesgöttin, daher man sie auch Venus caelestis nannte, in der Zeit des Caracalla. [Apul. Met. VI, 4 p. 388 magni Jovis germana et coniuga, Tertull. Apol. 23 ista ipsa Virgo Caelestis pluviarum pollicitatrix.] Durch ganz Afrika (II 407) wurde sie verehrt und als die himmlische Göttin und als Herrin der himmlischen Heerscharen angerufen Ἀστροάρχη, obwol man sie gewöhnlich eine Mondgöttin nannte. Auch für eine Heilgöttin und Schicksalsgöttin galt sie. Wie sehr diese Göttin in den sinkenden Zeiten auch in Rom und Italien Anklang gefunden hatte, beweisen die Inschriften, in welchen sie Caelestis schlechthin, bald Virgo Caelestis, bona dea caelestis, Juno, Diana, Venus Caelestis, Invicta Caelestis Urania u. s. w. genannt wird.

Bilder der Venus (I 438) waren beflügelt, mit der Taube, mit dem Myrthenzweige, endlich strahlenbekränzt dargestellt. Verschmolz Maria, wie aus allen angeführten Einzelheiten glaublich erscheint, mit Venus, wurde Venus als Stern bezeichnet, so scheint die Formel Maria der Meerstern ein ganz natürliches Ergebnis. Nur bleibt noch die Frage zu beantworten, seit wann der Abendstern Venus heisst, obgleich schon erwähnt wurde, dass er in Rom für einen Stern der Venus galt. Er wird ausdrücklich so bezeichnet von Cicero (der die Bezeichnung offenbar nicht erfunden hat) de nat. deor. II, 20, 53 infima est quinque errantium terraeque proxima stella Veneris quae Φωσφόρος Graece, Latine dicitur Lucifer cum antegreditur solem, cum subsequitur autem Ἕσπερος. Bei Plin. n. h. II, 14 primum igitur dicatur cur Veneris stella nunquam

Digitized by Google

longius XLVI partibus, Mercurius viginti tribus a Sole abscedant etc. Es ist also zweifellos, dass dieser Planet bereits von den Römern seinen lieblichen lateinischen Namen erhielt, dass also bei Berührung römischer und deutscher Welt, heidnischer und christlicher Anschauungen in der römischen Bezeichnung ein Grund gelegen haben kann, die fremde zu bestimmen.

Wir kommen nun zu den allgemeineren mythologischen Bestandteilen der Überlieferung. Ihre Verwendung wird nur erklärlich durch die Zähigkeit der Sprache, welche einmal Entwickeltes nur höchst ungern fahren lässt, besonders wenn es einen starken Gefühlsreiz oder ästhetischen Wert besitzt. Da begegnen uns die Sterne, die Hölle, der Himmel u. a. m., was teils aus germanischem Sprachgut, teils aus dem klassischen der Griechen und Römer entlehnt ist, was bei uns noch heute gäng und gäbe ist. So sagt Simrock, Edda p. 335 ein glücklicherer Stern hat im Norden über dem Glauben unsrer Väter gewaltet. G. Michell in seinem erheiternden Buche der Esel, Jena 1884, S. 14 der Esel hat in Europa wenigstens das Missgeschick gehabt unter einem Unglücksstern geboren zu sein. C. F. Meyer Jürg Jenatsch dritte Aufl. 1882 p. 142 sie ist ohne Frage an Rang und Geist die vornehmste Dame, der mich meine Sterne zu Füssen legten; ib. 199 der glückliche Stern, der seine kriegerischen Unternehmungen begünstigt hatte.

Folgende Beispiele aus der Dichtung mögen hier genügen.

v. Lil. II 530 ich glaub nit, das sei kain gestirn
das sie hab mögen inclinirn.

III 257 in schweizerland hastu kein stern.

G. Keller Ges. Ged. p. 91
wohin hat dich dein guter Stern gezogen
o Schulgenoss aus ersten Knabenjahren?
So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden, ich Poet.

Ebenda p. 93 am Ende preis' ich meine dürftgen Sterne

Digitized by Google

p. 183 Leute, denen aus Wanderleid ist ein guter Stern entglommen.

Platen III 106 [1]) möchtest in dein Los ihn flechten
in dein Los voll Mord und Graus?
Keine gütgen Sterne rechten
über dir und deinem Haus.

Schiller: Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Piccol. I, 4 nie wird das Glück von Österreich sich wenden,
so lang zwei solche Sterne segenreich
und schützend leuchten über seinen Heeren.

Wall. T. Weissagte mirs das bange Vorgefühl
Dass über mir die Unglückssterne stünden (III, 2)
ein Geist fährt in sie (die Kugel), die Erinnyen
ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen . . . (III, 21)
der Rachegöttin weih' ich eure Seelen (III, 23)
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen (IV, 2)
Wehrlos gibt sie ihr böser Stern in unsre Hand (IV, 8)
ihn aber rette ein Gott aus Eurer Hand (IV, 8)
dort wirds ein Gott mir in die Seele geben (IV, 11)
mir träumte von zwei himmelschönen Stunden (IV, 12)
Mit dem ists aus, sein Glücksstern ist gefallen (V, I)
die bösen Götter fordern ihren Zoll.
Das wussten schon die alten Heidenvölker (V, 4)
Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder
Den heiligen Herd der Laren umzustürzen (IV, 1)

Tell V 2 Euren Ohm erschlagen, euren Kaiser! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!
Wo sind die blutgen Helfer deines Mords?
Wohin die Rachegeister sie geführt.

v. Lil. IV 426
Die Sonn verlor ihren schein, kunt nicht sehn die verretherei

Goed. Tittm. p. 211 das trientisch concilium schweigt
und lobet die sind zu Rom,
vor welchen möcht die Sonn erbleich

Goethe Ged. (Grote, 1873,)
Glück der Entfernung:
p. 25 ewge Kräfte, Zeit und Ferne
heimlich wie die Kraft der Sterne
wiegen dieses Blut zur Ruh

1) Werke in 5 Bänden, Cotta 1853, der gläserne Pantoffel.

Digitized by Google

p. 28 und sein Mund geniesst der Stunde, die ihm gütge Götter senden („Schadenfreude“)

Gryph. (1616—1664) p. 60
Lasst die stolzen Wirbel sausen! Vesta, wirf die Felsen ein

Weckherl. (1584—1651)
Was? soll ein Fürst mehr Macht und Vorteil haben
Denn Amor selbst, der grössten Götter Gott? (p. 17)
Vom Zorn der Götter ist die Rede p. 18;
Dein Haupt, der Tugend Thron, da sie stets triumphieret,
Mit seinem reichen Haar hat Phöbus selbst gezieret (p. 100);

p. 119
kaum kaum war das Gerücht, niemals stumm, erhöret
wie dass Gustav der Gross der Götter Zahl vermehret;
und nur der, der sein Lob darüber weit ausstrecket, der ist den Göttern gleich (p. 122);

Goethe, Gedichte, 175 (Grote, Berlin 1873)
Irrend lief ich umher und flehte zur spähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr scheinst

spielt im Altertum und ist daher ohne weiteres erlaubt.

Wenn aber Freytag, Ahnen III, 5. Auflage p. 4 sagt:

> heut hatte die Frühlingssonne ihre Fahrt am Himmel in heller Freude begonnen; zuerst umzog sie die Zinnen des alten Turmes mit rosigem Schimmer; kurz darauf strahlte ihr rosiges Antlitz[1]) in den Hof und sie sah lachend zu, wie auch der Hof sich zu glänzender Ausfahrt rüstete ...

so ist dies eine Stil-Altertümelei, welche analog erscheint der in einem andern Gebiete der Kunst, in der Malerei, mitunter beliebten. Sehen nicht die Blätter auf den Bäumen Moritz von Schwinds (Heilige Elisabeth) mitunter so altertümlich stilisiert aus? Wenn ja, wie ist es zu erklären? Der Künstler, kann man sich sagen, dachte sich, als er jene Bilderreihe schuf, so lebhaft in jene vergangenen Zeiten hinein, dass er (unbewusst oder absichtlich) zu einem ihrer künstlerischen Aus-

1) Wunderhorn S. 689 die Sonne lacht mit ihren Wangen den runden Erdkreis an (1638).

Digitized by Google

drucksmittel griff. Jenen Bäumen würde dann etwas von jenem berühmten Rost des Altertums ankleben, welcher den Beschauer nebenbei, ausser den dargestellten Begebenheiten, mit in jene vergangene Zeiten versetzen hilft. Dies ist eigentlich eine indirekte Darstellung der Vergangenheit, aber sie scheint nicht ohne Wirkung zu sein [1]).

Eine kurze Musterung dieser Beispiele belehrt uns, dass der Aberglaube von der Beziehung zwischen den Sternen und dem menschlichen Leben, so lange er lebendig ist, in den Ausdrücken der Sprache seinen guten Sinn hat, dass sie sich jedoch zur blossen Formel verhärten in den Zeiten, welche den Glauben nicht mehr haben. Sie hatten weder Glück noch Stern [2]) heisst in jenem Liede sie hatten gar kein Glück. Wir denken nicht mehr Wallensteinisch darüber.

Ein Gott, die bösen Götter, die Erinnyen sind doch wol eine seltsame Gesellschaft in jener Zeit; ebenso dürften die Laren längst tot gewesen sein und sich nicht ins Deutsche übersetzen lassen. Tells Ausruf (V, 2) kann nicht logisch oder real gedacht sein; entweder es ist eine Erinnerung an Erzählungen früherer Zeit, nach denen die Erde den Frevler verschlang, die Sonne vor seiner Tat sich verhüllte (wie in Kleists Hermannsschlacht IV, 5), oder er befriedigt nur sein erregtes Gefühl durch das Urteil, Parricida müsste eigentlich diese Erfahrung an sich machen.

Die Rachegeister erinnern sehr lebhaft an die Erinnyen, obgleich man sie hier noch erklären könnte als das böse Gewissen. Vesta, welche die Felsen einwirft, hat einige Fähigkeit, den Ernst der Lage durch Heiterkeit zu mildern.

Die zwei himmelschönen Stunden sind zwei sehr schöne Stunden. So ist in der Glocke das Mädchen wie ein Gebild

---

1) über Stil u. Stilisiren s. Fechner, Vorschule der Ästhetik II 82 f. ebenda 76 f. Übersetzungen ins Antike und Moderne.

2) Wunderhorn S. 636 heisst es gleichfalls formelhaft Lern Mägdlein lern, so hast du Glück und Stern.

Digitized by Google

aus Himmelshöhn. Es wird da ein Vergleich gezogen, welcher sich nicht an unsere Erfahrung wendet, sondern entweder an unsere Phantasie oder an unser Sprachgefühl im allgemeinen. Derselben Neigung Schillers werden wir später noch begegnen bei Besprechung des Liedes aus dem Anfang des Tell, in dem es heisst „wie Stimmen der Engel im Paradies".

Hieran sei eine kurze Bemerkung geschlossen über einen Dichter, welcher das Paradies selbst besungen hat.

Dichter wie Dante und Shakespeare nehmen in dieser Betrachtung eine besondere Stelle ein. Sie sind zwei Riesen, an der Grenze geschichtlicher Epochen aufgerichtet. Sollen sie denn mit Bergen verglichen werden, deren Haupt hoch über die platte Gewöhnlichkeit aufragt, so wird man erwarten, dass sie ihre Geheimnisse haben und sich nicht leicht ganz ausforschen lassen. Dantes literarische Stellung erscheint jedoch noch klarer als die Shakespeares. Dass Dantes Vergil-Schwärmerei (bekanntlich teilte sie das ganze Mittelalter) einige klassische Erinnerungen bewirken musste, ist leicht glaublich. Sie fehlen denn auch nicht. Wir unterscheiden zwei Klassen. Erstens die direkten Entlehnungen aus dem antiken Sprachgebiet, zweitens die Anwendung antiker Namen auf christliche Dinge. Die übliche Anrufung der Musen finden wir z. B. Inf. II, 7 o Muse o alto ingegno or m' aiutate und XXXII 10 ma quelle Donne aiutin il mio verso. Minos erscheint Inf. V, 4, XIII, 96, Cerberus VI, 13, Styx VII, 106, Furien IX, 38, 45, Dis XI, 65, XII, 38, Pasiphae XII, 13, Centauren XII, 55, Chiron XII, 64, Nessus XII, 67, die Harpyen XIII, 10, Charon III, 84 und 94, Acheron III, 78, die Kyklopen XIV, 56 u. s. w. Mag nun auch an manchen Stellen Vergil derjenige sein, welcher die Erscheinungen der Hölle namhaft macht, so bleibt es immer wunderlich, welche Realität Dante diesem Heidenspuk eingeräumt hat. Er hat ja doch wol nicht an alle diese Fabelwesen geglaubt; wie kann er sie denn als gesehen darstellen? Nur deswegen, weil sie, ästhetisch belebend, als bemerkens-

Digitized by Google

werter Teil der Überlieferung in sein Gedicht zu gehören schienen, welches mit der ganzen Welt fertig werden wollte.

In die zweite Klasse gehört es, dass Dante Parad. XIV, 96 das göttliche Licht mit Helios anredet, dass Christus Purg. VI, 118 sommo Giove genannt wird (che fosti in terra per noi crucifisso). Piper (l. c. I 140) erwähnt, dass Petrarca Gott son. 207 vivo Giove und son. 132 eterno Giove nennt. Aus Alanus ab insulis citiert Piper (l. c. I 139):

quae via ipsam deferret ad Superos arcanaquae tecta Tonantis
hic habitant cives Superi proceresque Tonantis.
Invadens penetrale dei thalamumque Tonantis
consiliumque Jovis ct.[1])

Auch übernimmt Dante den Pluralis die Himmel aus dem A. T. Inf. VII, 74. Dass auch bei uns Deutschen noch im Jahre 1754 der Olymp gedieh, lehrt der vielseitige Wieland. Denn er sagt (Werke, Hempel, VI p. 91): auf, Engelsharfen, tönt das Lob der ewigen Huld, das Lob des göttlichen Sohnes, durch jeden Olymp! d. h. durch alle Himmel; ebenda 97: noch vierzig Tag' entbehrt der Olymp sein neues Haupt, noch wandelt der Menschenfreund bei seinen Geliebten u. s. w.

Itzo (ib. 81) sah von der Zinne der Sonne der erste der Tage wundernd herab in die Tiefen des Äthers. Da drehten Olympe andere Olympe, da eiferten Welten mit schöneren Welten ... Herbst und Frühling werden ein olympisches Paar genannt; ihnen sahn die Olympier (82) nach d. h. die Bewohner des Himmels.

Was aber Shakespeare betrifft, so verdient der eine ganz besondere Behandlung. Wohin sie zielen müsste (sie ist etwas weitläufig), sagt eine Bemerkung Goethes I 249 (Sprüche in Prosa II): S. ist reich an wundersamen Tropen, die aus personifizierten Begriffen entstehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze sind, weil zu seiner

1) Vgl. Piper l. c. I, XVI. XX. 106 f. 255 f. 194 f.

Digitized by Google

Zeit alle Künste von der Allegorie beherrscht wurden. Auch findet derselbe Gleichnisse, wo wir sie nicht hernehmen würden u. s. w.

In der mythologischen Tradition zeigte sich, dass die alten Anschauungen vergessen sind. Eine Art von halb-mythologischen Redensarten macht den Übergang zu Formeln des gewöhnlichen Lebens. Beider gemeinsame Eigenschaft ist dies, dass sie der ursprünglichen Anschauung verlustig gegangen sind. In dieses Mittelgebiet gehören die Himmel, der Tod mit seinen Tätigkeiten (eine Art moderner Mythologie) und endlich mancherlei Personificationen.

Für Himmel finden wir im N. T. entweder den Singular Matth. VI, 20, Luc. XV, 7 oder den Plural Matth. XVIII, 19, Marc. XII, 25. Das Ahd. (vgl. Raumer S. 411) folgt treu dem Lateinischen. Caelum gibt es durch himil, caeli durch himila, regnum caelorum durch himilo richi. Der Plural muss jedoch er ahd. Sprache nicht recht genehm gewesen sein. Denn mehrfach findet sich der Versuch, ihn, wo er im Grundtext steht, durch den Singular zu ersetzen. So geben mehrere ahd. Bearbeitungen des Vaterunsers das qui es in coelis durch du in himele bist [1]). Atta unsar thu in himinam und dû pist in himilum (got. und ahd.) sind beides Plurale. Das caeli der lateinischen Kirchenlieder ist eine Übersetzung des hebr. Plurals haschâmajim (die Himmel) und somit aus fremder Anschauung herübergenommen. Die Vorstellung, dass der Himmel ein Collectivum ist, oder dass es mehrere Himmel gibt, ist hier semitisches Ursprungs [2]). Die *βασιλεία τῶν οὐρανῶν* schliesst sich dann an das A. T. an. Im Mhd. sagt Reinmar v. Zweter in den himeln. Aus den Minnes. führt Grimm an vor froeide zu den himeln springen.

---

1) Dass die Edda neun Himmel kennt, Simrock Die Edda S. 88, 9 kommt nicht in Betracht.

2) Vgl. Gr. Myth. III 237. Sayce, Alte Denkm. S. 30. 223. 20.

Digitized by Google

Spee p. 13 biss zu dem Grab nit lass ich ab, wan schon all Himmel fielen.

Zinzendorf p. 173 Meine Seel ist fröhlich aufgeflogen, weil die Himmel mich bethauen. In einem geistlichen Liede aus dem 19. Jahrh. (S. 601):

der an solchem Frühlingsmorgen hinter sich liess die Natur
und dem irdschen Blick verborgen in der Himmel Himmel fuhr

erinnert lebhaft an das A. T.[1]).

Im Volkslied v. Lil. III 239

Vater unser: Reitling ist unser,
der du pist in den Himmeln.

Endlich ein profaner Schriftsteller des XIX. Jahrh. Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Leipzig 1886 S. 150 . . als zäher Wille zu gefährlichen Entdeckungsreisen, zu vergeistigten Nordpol-Expeditionen unter öden und gefährlichen Himmeln. Vgl. Fechner, Büchlein vom Leben nach dem Tode, dritte Aufl. 1887 S. 50.

Hierzu kommt aus dem Alten Testament das himmlische Heer. Man muss zugeben, dass dieser Ausdruck zwei Bedeutungen hat. Jedoch kommt er in der alten Bedeutung am häufigsten vor, selten in der jüngeren. Die alte Bedeutung ist die, dass das himmlisshe Heer die Sterne sind. Wir lesen da z. B. Jes. Sir. 43, 9 es leuchtet auch das ganze himmlische Heer in der Höhe am Firmament und die hellen Sterne zieren den Himmel; Jesai. 45, 12 ich bin es, des Hände den Himmel ausgebreitet haben und habe allem seinem Heer geboten; Jerem. 8, 2 und werden sie zerstreuen unter der Sonne, Mond und allem Heer des Himmels, 19, 13 ja alle Häuser, da sie auf den Dächern geräuchert haben allem Heer des Himmels und andern Göttern Trankopfer geopfert haben; 33, 22 wie man des

1) Z. B. II Paralip. 2, 6 sic coelum et coeli coelorum capere eum nequeunt, quantus ego sum ct. 1. Kön. 8, 27. 5. Mos. 10, 14. Ps. 50, 6.


Digitized by Google

Himmels Heer nicht zählen kann, noch den Sand am Meere nicht messen kann[1]). Herder denkt sich die Sterne im allgemeinen zu Töchtern Gottes personificirt, was höchstens in Hiob der Fall sein dürfte (vgl. (Ztschr. f. Völkerps. II 160).

Ausserdem nun die andere Fassung, z. B. I. Kön. 22, 19 (= 2. Chron. 18, 18): ich sah den Herrn sitzen auf seinem Stuhl und alles himmlische Heer neben ihm stehen zu seiner Rechten und Linken ṣebā' haschāmajim. Erwägt man, dass der Ausdruck ursprünglich von den Sternen gilt und in diesem Sinne am häufigsten verwendet wird, so muss man die deutschen Beispiele, in denen scheinbar beide Auffassungen vertreten sind, als unklar empfundene, formelhafte Wendungen bezeichnen.

Hoffm. v. F. p. 38	allez himelschez her daz enmohte dich nicht vol loben an ein ende (12. Jahrh.)
Knab. Wunderh. S. 78	Gott Ehr und Preis, der uns zu gut, den Feind durch uns will schlagen und über uns hat treue Hut auf seinem Feuerwagen; sein ganz himmlisch Heer rondet um uns her.
v. Lil. I 116	wie söllen wir erwerben der eidgenossen hulde umb dich und alles himelsch her . . . wir klagents allem himlischen her (1386)
I 393	dass dadurch gelobet werde je alles himelsch her (1443)
II 24	des fröwet sich alles himelsch her (1474)
III 38	der hör von herzen diss gedicht zu lob dem schöpfer zugericht und allem hymelischen her (1512) (Schade l. c. p. XXIX).
III 95	gott well ir aller pflegen und alles himlisch her
IV 26	gott sagen wir gross lob und ehr, Maria, seinem himlischen her

1) Vgl. E. Meyer, Gesch. d. Altert. I S. 376. 445. Spiegel, Ztschr. d. d. M. G. 1852 S. 78 f. II. Kön. 21, 3 (2 Chron. 33, 3. 5.) Jesai. 34, 4. Ps. 33, 6.

Digitized by Google

IV 31/34 gott dem herrn sei lob und ehr, Maria und allem himlischen her. Maria, Mutter, reine maid, alles himelsch her gemeine — Maria du maget reine, alles himelsch her gemeine sy unser führender stern

IV 67 Sant Urs und alles himelsch her hat verdient gross lob und ehr

IV 248 wir wends got trüwlich klagen und allem himelschen her (1544)

Goed. Tittm. p. 210 auf dieser Seite ist Gott, Gideonis Schwert und Himmels Heer.

Der Tod reizt geradezu zu mythologischer Bearbeitung; denn er ist geheimnisvoll und den Menschen überaus wichtig [1]). Nur weiss man nicht recht, wo die Mythologie aufhört und die Poesie anfängt, da wir ja doch nicht, wie die Neugriechen (Bernh. Schmidt I 222 l. c.) glauben, dass er beim Sterben zugegen sei.

Zwölf christl. Lobgesenge u. s. w. 1545 p. 15
er hat den Tod erwürget, die Helle zerstöret, alle Mordgeister bescids getan u. s. w.

ib. p. 47
der Tod sperret den Rachen auff, wolt ihn fressen, desgleichen die Helle wolt ihn verschlingen

Christl. Gesangbüchlein, darinnen u. s. w. 1621 S. 15
den Todt nam er beim Kopff. Thät ritterlich mit ihm ringen und nam ihm sein Gewalt

Ein Gesangb. der Brüder u. s. w. S. 145
Mensch sih wie hie auff erdreych der Todt weg nimpt beyd arm und reych und denck, das er dir auch nach schleych

Gesangbuch nach 1587 (Wernig. Bibl. H b 2157) 153
der Tod der kam geschlichen, greiff ihn gewaltig an. Wolauf, wolauf mit Eile sprach der Tod grimmiglich. Ich schiess soviel der Pfeile, bis ich das Leben triff. Du musst mit mir an ein Tantz . .

---

1) Gr. Myth. II 705. III 252. 255 und Wackernagels höchst inhaltreicher Aufsatz der Totentanz in Haupts Ztschr. IX 302—365, bes. 306 f; über unser Kinderspiel wer fürchtet sich vor dem schwarzen Mann? ib. S. 338.

Digitized by Google

Geistl. Lieder. Mit einer newen Vorrede von D. M. Luther 1555. S. XCI
wiewol der tod hat einmal verschlickt sonach kund er in nicht halten. Gwalts wol am dritten tag nu soll erquickt in sein verklerte gestalte.

Spee p. 25
Er ihm (dem Tod) entlief mit vollem Trab und Stachel, Pfeil und Sensen Ihm stahl gantz redlich ab

Mützell III 978 der einige Gottes Sohn der die Hell überwand und den leidigen Teufel darinne band

I 253 er hat den Tod überwunden, die Höll gerissen ein, die Sünd hat er verschlungen.

III 740 Jesus verschlungen hat den ewgen Tod (vgl. III 872)

II 697 ach lieber Gott, ich lieg im Tod tief in der Hellen Grunde und schrei zu dir aus meiner Not (Psalm 130) mit Herzen und mit Munde

II 448 den Bogen hat er schon gespannt (Nicol. Hermann = Wackern. III p. 1242)

II 693 in kleiner Weil wird ihn der Pfeil des bittern Todes treffen (Ringwaldt) (vgl. v. Ditf. IV, 1 u. 296).

Pressel S. 223 der grimmig Tod mit seinem Pfeil tut nach dem Leben zielen, sein Bogen drückt er ab mit Eil, und lässt mit sich nicht spielen [1])

Daniel IV 349 horrenda mors, tremenda mors telo minax et arcu (Milton parad. lost XI, 490 and over them triumphant Death his dart shook but delay'd to strike citiert Hume natur. relig. part X).

Gryphius spricht vom Pfeil des Todes l. c. S. 8, 12. Der Tod selbst S. 9 spricht: wer vor diesem Bogen graut u. s. w. S. 55 spannt er seinen Bogen; S. 83: sobald des Todes Sens' wird diesen Leib abhauen; S. 106: was acht' ich seinen Pfeil?

---

1) Vgl. Simon Dach l. c. S. 199. 313. Haupts Ztschr. IX, 351. Der Tod ladet vor den Gerichtsstuhl ib. S. 307; im allgemeinen bemerkt Wackernagel, dass die Todesmythologie vor dem 14. Jahrh. fast durchgehends einen andern Charakter besessen habe.

Digitized by Google

Weckherlin p. 153 Dein Schwert sowie der Strahl [1]) und des Tods Sense schlachtet. Wunderhorn S. 40. 450. 619.

Geistl. Lieder im 19. Jahrh. S. 587: Lass die Hand des Todes ihre Sichel schärfen

ib. S. 586: vor seinem Drohn und Schnauben beschirmet uns kein Hort

ib. S. 587: er (Jesus) hat den Tod verschlungen (!), es komt die gute Zeit.

Mützell II 553 Die Seel bleibt unverloren, Geführt in Abrahams Schoss.

Sehr bezeichnend sind einige volkstümliche Redensarten, von denen uns Mannhardt berichtet (Mytholog. Forschungen aus dem Nachlasse von W. M. Strassburg 1884). Bei St. Dié (p. 105) rufen die Schnitter, im Begriff, das Letzte zu ernten: tuez le chien! tuez le chien! und der grüne Strauss auf dem letzten Wagen heisst dann chien. On va tuer le chien lautet die gewöhnliche Phrase für den Schluss des Getreideschnitts; je nach der Fruchtart sagt man: nous voulons tuer le chien du blé, le chien des pommes de terre u. s. w. Die Leute sprechen von einem Hunde, der nicht da ist und vom Töten, das Niemand ausführt Wie so denn? In deutscher und französischer Volksüberlieferung erscheint auch der Hund als einer der vielen Gestalten des Korngeistes (Mannh. l. c. S. 103). Da nun der Korngeist im Korn sitzt, so sagte man statt dessen auch: der Hund sitzt drin. Kinder dürfen nicht ins Korn gehen, um Kornblumen zu pflücken, denn der grosse Hund ist da, le chien ragé vous mangera. Bei der Ernte kommt nun angeblich der Kornhund schliesslich in den zuletzt abgeschnittenen Halmen zum Vorschein, daher man sage, den Letzten beissen die Hunde.

1) Strahl = Pfeil. So öfter; z. B. Phil. v. Sittewald, Strafschr. II, 661 in Knab. Wunderh. S. 423 über hohe Berg, durch tiefe Tal fallen sie oftmals ein wie der Strahl. Wunderh. S. 325 sind diese Synonyma nebeneinandergesetzt: die Sterne fallen ins Tal vor eurem (der Geliebten Augen) Pfeil und Strahl. Amors strâlen = Pfeile.

Digitized by Google

Oder aber er muss mit diesen letzten Halmen sterben, entweder wenn sie geschnitten werden oder wenn das ganze Getreide gedroschen wird. In Frankreich heisst zuweilen sogar das Dreschermahl tuer le chien. Vgl. S. 201 über das Kornpferd.

Die Neigung zu Personifikationen (wie der herkömmliche Ausdruck lautet) ist keineswegs durchgängig ein Zeichen lebhafter Phantasie. In Shakespeares oft scharf gewürzter Rhetorik bewundern wir sie freilich nicht selten, während sie uns anderwärts langweilig ist. Zur zweiten Klasse rechne ich viele Beispiele aus der römischen und mhd. Literatur, über welch letztere unsere Forscher sich mehrfach ausgesprochen haben [1]). Freytag sagt: „Häufiger als die Gestalten des christlichen Glaubens werden in den Poesien der Minnesänger andere Gewalten angerufen, von befremdlichem Namen, Frau Sälde, Frau Zucht, Frau Ehre, Frau Minne, nicht mehr wie in der Heidenzeit als wirkliche Göttinnen des Volkes, aber noch in lebendiger Erinnerung an das Walten geheimer Mächte, welche das Gemüt der Menschen regieren. Die Beschäftigung mit diesen Gestalten ist allerdings ein Spiel geworden, aber der Unterschied zwischen realer Wirklichkeit und poetischer Erfindung ist den Schaffenden keineswegs so deutlich wie unserer Zeit. Der Kirchenglaube aber stand dem Kreis idealer Empfindungen, welche jetzt die Menschen erhoben, dem stolzen Mannesmut ... innerlich fremd und zur Zeit hilflos gegenüber.“ Ähnlich meint Grimm (Myth. II 734), dass jene grammatische, dichterische Allbelebung sogar in einer mythischen Prosopopöie ihren Ursprung suchen dürfe. Tieren, Pflanzen, Sternen, die sich auf

2) Gr. Myth. II 731—740. III 259. 268 f. Uhland l. c. III 14 f. Wackernagel l. c. III 62 f. 98 f. 223. Gr. Grtk. (1831) S. 346. 356. Freytag, Bilder I (1874) S. 518; Wackernagel, Poetik 396. über die geflügelte Minne Jac. Grimm, Klein. Schr. II 314 f. wo auch von Wunsch und Wille gehandelt wird; über die Klauen des Tages Wackernagel l. c. S. 214. Gesch. d. d. Lit. [2] I S. 152. 374. 382. 390. 434.

Digitized by Google

besondere Götter beziehen oder aus Verwandlung entstanden sind, werde eine bestimmte Persönlichkeit gebüren. Wenige Beispiele werden genügen.

v. Lil. I 207
die dio ubirst undir uns ist, die ist genant die hoe frauw Ere (1400)

IV 162 (von Hans Sachs)
fraw Veritas[1]), fr. Hipocrisis, Nequitia, Adulatio, Ignorantia, Patientia, Justitia

Bartsch l. c. 133, 134
ich wolte daz der Anger sprechen solte. Hêr Anger . .

ib. 253, 1
ich klage dir meie, ich klage dir sumerwunne
ich klage dir lichtiu heide breit, ich klage dir ouge brehender
klê . . grüner walt, . . sunne
ich Meie wil den bluomen nûn verbieten . .
ich heide breit wil vâhen . . .

Uhland Volksl. S. 52, 6, 2
so tricknet mich fraw Sunne

ib. 67, 2, 1 nun grüss dich gott, frau Haselin[2])

ib, 716 Armut hat mir die lauten geschlagen
Ellend hat mir gepfiffen[3])

ib. 68, 1. 3 sie (die Linde) will mir helfen trauern
dass ich kein bulen hab.

Bei Hebel, Allem. Ged. S. 119 werden zwei Tage personificirt, der Samstig hat zum Sunntig gseit . . . S. 146 lässt sich der Januar über sich selbst also vernehmen:

i bi ne bliebte Ma
der Stern am Himmel lacht mi a!
Er glitzeret vor Lust und Freud,
und muess er furt, sen ischs em Leid;
er luegt mi a und chas nit lo
und würd bizite wieder cho.

1) Vgl. Wunderhorn S. 293 „Die Wahrheit".
2) Vgl. Uhl. Schriften III 426. Bartsch l. c. 185, 46. 188, 41.
3) Vgl. Wunderh. 639 Spruch zum Glück.

Auch die übliche Frau Sonne fehlt nicht (S. 134): Frau Sunne, was i z' bitte ha, lueg lieb und süess das Plätzli a.

Annette v. Droste (Geistl. L. im 19. Jahrh. S. 101) singt

Der Tag ist eingenickt beim Wiegenlied der Glocken,
Zum Blumenkuss sich bückt der Thau auf leisen Socken;
Die Sterne grüssen sich . . .

Schiller, Wallenst. Tod III, 15
und der erfreuten Welt aus unserm Lager
den Frieden schön bekränzt entgegenführen.

Goethe, Iphig. III, 1
Die Ungewissheit schlägt mir tausendfältig
Die dunklen Schwingen um das bange Haupt.

Spee, 30
heint spät auf braunen Rappen der Mond in starckem Lauff Gundt
Mitternacht ertappen

ib. p. 35
Die reine Sonn zu Morgen in sanfften Haren bloss
Den Brand noch trug verborgen in ihrem Purpurschoss

Geistl. Lieder a. d. 19. Jahrh. S. 10, im Anschluss an den Psalm (139, 9):
nimm der Morgenröte Flügel
eil hinaus auf ihrem Strahl . . . .
Manch Jahrtausend fleucht gleich ihnen
Mit des Blitzes Eil empor.

Weckherlin p. 105
hiermit der Morgenröt gold- und rot-farbne Flügel
entdeckten die Mastbäum und nahen Landes Hügel.

Wir kommen zweitens zu einer Reihe von allgemeineren Beispielen, deren Anschaulichkeit fraglich ist. An dritter Stelle wenden wir uns zu hyperbolischen Redensarten.

Geistl. Lieder 19. Jahrh. S. 547:
Da hat der Herr sich abgewant und spannte zürnend seinen Bogen
Und hat sein Feuer dir gesant und seine Gnade dir entzogen
Und traf dich tief ins Herz hinein, dass du nun leidest Angst und Pein
(J. K. R. Sturm.)

Byron p. 455 (A. Böttger, 1845)

Digitized by Google

Und schwebt mein Schatten dann auf Wolkenrossen,
Ins Thal hinab vom Nebelkleid umflossen . . .

Uhl. Volksl. 686, 5, 1

Darzu helf uns Fortuna
und das ganz Firmament:
ut fiat illi bona
der sich nennt ain student.

ib. 365, 2, 3 Sant Jörg, du edler ritter,
rottmeister soltu sein,
bescher uns gut gewitter,
tu uns dein hilfe schein.

Gryphius p. 57
ob gleich Höll und Teufel neiden

ib. p. 67
was jetzt so pocht und trotzt ist morgen Asch und Bein

Schiller, Tell IV, 2 sagt Rudenz: Der Erde diesen teuren Staub zu geben, ist meine nächste Pflicht — der teure Staub ist der Leichnam des eben verstorbenen Freiherrn v. Attinghausen.

ib. IV, 2 Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab.

Gryph. S. 73 sucht nunmehr in der Höh' die ewig Ewigkeit, die hier nicht zu erreichen; ib. 160 ich seh durch seine (Jesus) Seit', wie tief sein Herz entbrannt.

Geistl. L. 19. Jahrh. S. 89
reicht mir Flügel, führt mich ein

ib. S. 478
der Hölle Pforten werden nicht den Grund je wanken machen [1])

Hoffm. v. F. S. 310/41
bekant hat esel und das rint ze diesem nüwen jar
dass gott der herre was das kint;
der esel und das öchselein, sie erkanten gott den herren sein
= Goed. Tittm. p. 169.

v. Liliencron II 488 = III 438
der pfeffer ward versalzen

---

1) Vgl. Gr. Myth. I 261 v. Liliencron IV, 550. Gr. Grtk. 2, 458 (1826).

Digitized by Google

ib. III, XIX
ungerechtigkeit ward so gross, dass es zu got in himmel toss

ib. I 338 ir plut auf rachsal im himel schreit (1431)[1])

Clemens Brentano (Lieder des 19. Jahrh. S. 74) gibt seiner religiösen Empfindung folgenden hyperbolischen Ausdruck:

Heran, heran ihr Blüten, nun öffnet euren Schoss
Neu bricht nun ohn' Ermüden der Strom der Gnade los,
Mit reinen Kelchen trinken sollt bald ihr Jesu Blut —
Wenn er sein Haupt lässt sinken, dann dann ist alles gut.[2])

Schiller, Huldigung der Künste:
Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meerpalaste.

v. Lil. I 245 dass ir clar glenzend antliz rein
noch liechter wann der sunnen schein . . .
und iren kostlichen mantel wiss
der prinnt als morgenrotes gliss.

Spee p. 37 Sonn Mon han ihm entstohlen von seiner Stirne rein
All ihren Glantz und Strolen, den Golt- und Perlenschein.
Corall- und Purpurseyden gleich jedes auch erwarb
Von seinen Lefftzen beyden die schöne Rosenfarb.

v. Lil. I 365 ir bosheit leucht vor das lasur (= ist heller als das Azurblau des Himmels)

---

1) v. Ditfurth I p. 36 sein Lob zu den Sternen schwebe; p. 61 dein Name wird den Sternenpol mit Flammenlettern zieren; o schau auf uns in aller Not! II p. 6 er schrie, dass sich Gott im Himmel erbarm, wie bin ich doch auf einmal so arm. III p. 3 Kriegsgetümmel dringt sogar bis in den Himmel. IV p. 184 Louvois, deine Thaten stinken hoch zum Himmel auf. Vgl. II Chron. 28, 9.

2) Zwar nicht für unser Thema von Bedeutung, aber von allgemeinem literarischen Interesse sind einige Verse, die hier darum Platz finden mögen; bei Mützell III 872 Dein Kreuz lass sein mein Wanderstab, Mein Ruh und Rast dein heiligs Grab. Die reinen Grabetücher dein Lass meinen Sterbekittel sein. Lass mich durch deine Nägelmal Erblicken die Genadenwahl; Durch deine aufgespaltne Seit Mein arme Seele heim geleit. Vgl. Simon Dach S. 145 hülle dich in Christi Wunden Mützell l. c. II 569 dass ich ja mög geniessen Deines Blutschweisses wert und III 1025.

Digitized by Google

Bartsch l. c. S. 303, 696 weine herze, weinent ougen
weinent bluotes trehen rôt.[1])

Gryph. p. 15 diess Fleisch, dem alle Lilien weichen . .

ib. p. 169 Vor ihm (dem Herrn) läuft Flamm und Not,
bei ihm steht Majestät, nach ihm folgt Blitz und Tod,
um ihn mehr Cherubim, als Sand am Pontusstrande.

Hoffm. v. F. p. 99 Jesus du honig über alle süesse, mins herzens wunne, du sældenriche sunne, mins herzens küeler brunne, du edel gilge wiss, des lustes meiengarte, des veldes bluome zarte, din smac mich wol ernarte der fröiden paradies![2])

Goed. Tittm. p. 166 und alle tier auf erden singen und fröhlich werden . .

Kaum bedarf es der Wiederholung im einzelnen, um die Anstösse merklich zu machen, welche unser Denken beim Überschauen dieser Beispiele empfindet, und um die Frage stetig zu erneuern, was sich die Dichter hier und da gedacht haben.

Der redliche Spee (s. J.) würde sich im gewöhnlichen Leben sicherlich gegen die „braunen Rappen“ des Mondes verwahrt haben und mit den sanfften Haren der Sonne nichts haben zu tun wollen. Die Flügel der Morgenröte fristen ihr Dasein, obgleich sie trotz ihrer Flügel (Ps. 139, 9) und sogar trotz ihrer Augenwimpern (Hiob 3, 9 und 41, 9) [Wunderhorn S. 764 hat sie goldene Wangen] kein mythologisches Wesen war; bei einem Dichter soll die Seele auf den Strahlen der Morgenröte hinaus eilen[3]), beim andern entdecken eben diese Flügel die

1) Im persischen Heldenepos wird übrigens massenhaft Blut geweint; s. S. 369. 373. 376. 377. 381. 445. 459. 471. 489 in Schack, Heldensag. v. Firdusi u. s. w. Berlin 1851. Einmal, S. 209, regnet auch die Sonne vor Angst Blut. Bürger S. 92 (Hempel):

Jetzt that sich ihr blutiger Thränenquell auf
und strömte, wie Regen vom Dache, darauf.

2) Vgl. v. Lil. II 295 Maria, o balsamschmack u. s. w. II 299 Maria du bist ct. Zu III 450 ich glaub du blast in büchsen vgl. Gr. W. B. II 69; v. Liliencr. I, 321.

3) Ossian III 78 Strahlen des Vollmonds tragen empor die Seele des lieblichen Mädchens.

Digitized by Google

Mastbäume uud Hügel des nahen Landes. Byrons Wolkenrosse scheinen eine Erinnerung an Ossian, welche seine Lordschaft zu benutzen die Gewogenheit hatte. Wenn die Teufel neiden, ist es, je nachdem, greulich oder erfreulich — wie ists aber, wenn die Hölle noch dazu neidet?

Ein Lebender wird durch den Tod sofort — Asch und Bein. Rudenz will wie Attinghausen gesinnt sein; was denkt er sich aber, wenn er des Toten Herz und Geist auf sich herabsteigen lässt? Die ewige Ewigkeit bei Gryphius soll wol heissen die wirkliche, unverfälschte.

Ohne der religiösen Empfindung zu nahe zu treten, kann man doch ihrem Ausdruck verlegen gegenüberstehen, wenn man hört, dass Jemand sich will Flügel reichen lassen. Ungerechtigkeit und eine Bluttat sind so gross, dass sie zum Himmel schreien. Aber wie denn? Sieht und hört sie denn Gott nicht, wie er Alles sieht und hört, ohne dass sie den Weg zum Himmel zurücklegen? Der alte Belt hatte sonst gewiss Ruhe vor Schiller: nur hier muss er erschrecken. Wenn das Herz weinen könnte, würde es wol Blut weinen; aber von den Augen hat diese Kraftleistung der Dichter wol nicht ernsthaft erwartet. Um Jemandes Bosheit festzustellen, wird sich Niemand einigen Gefühlsaufwand reuen lassen und wir verzeihen ihm dabei gern eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des Ausdrucks; hören wir aber, dass die Bosheit vor das Lasur leuchtet, so sind wir mehr auf eine allgemeine Zustimmung unsrer Empfindung als auf ein besonderes Verständnis der Worte beschränkt.

Rosettens Angesicht funkelt weit über die Frühlingssonne, wie ihr Verehrer (Herder, Volksl. S. 353) versichert.

Lieblich lacht die Pracht der Sonne den verzagten Seemann an,
Wenn sie, grausen Sturm zertreibend, glättet auf der Wogen Bahn.
Aber tausendmal so lieblich stielt dem Liebelauscher hier
Halbgesehn das schöne Mädchen durch die Dämmrung sich herfür
(ib. S. 149).

Mein Mädchen es ist weiss und roth, ist wie der Himmel schön.
In dieser wie in jener Welt ist nichts wie sie zu sehn (ib. S. 565).

Digitized by Google

Eine „artige" Hyperbel schuldiger Untertanen-Devotion scheint das lettische Lied (ib. 580) zu enthalten:

Junger Herr auf deinem Braunen
Weit umreite deine Felder,
Dass des Grases Spitzen hüpfen,
Dass das Gras sich bücke nieder [1]).

Zinzendorf (Geistl. Lieder u. s. w. von Daniel p. 44, 36, 1) will eine See weinen, wenn u. s w.

Um den Sturm „anschaulich" zu schildern, lässt Virgil, Aen. III 423 die Gestirne vom Wogenschwall gepeitscht werden et sidera verberat unda, gerade wie Schiller im Taucher sagt, bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt. [2]) Eine üble Sucht der Zeit führt nach Horaz carm. III, 1, 33 sogar zu einer Beeinträchtigung des Fischdaseins

contracta pisces aequora sentiunt
iactis in altum molibus; huc frequens
caementa demittit redemtor
cum famulis dominusque terrae
fastidiosus.

Der liebende Abydener Leander schreibt bei Ovid epist. XVII (XVIII) 131:

iam nostros curvi norunt delphines amores
ignotum nec me piscibus esse reor.
iam patet attritus solitarum limes aquarum
non aliter multa quam via pressa rota.

Der unfreundliche Norden lässt nach Platen (II S. 159) den glühenden Seufzer an der Lippe einfrieren

1) Die Mohrin, welche ib. 576 die Farbe vor Liebe verliert, ist wol eine Maurin, keine Negerin.

Wunderhorn S. 138
Leucht't heller als die Sonne ihr beiden Äugelein!
160. Es wird von meinen Thränen wol tiefer noch der See!
465. Myn hert is hundert tusend Freuden voll um de adlige Rosenblome

2) Vgl. Sayce Alte Denkm. S. 30.

Digitized by Google

möchten hier einst meine Gebeine friedlich
ausgestreut ruhn, fern der kalten Heimat,
wo zu Reif einfriert an der Lippe jeder
glühende Seufzer.

Die viel verkannten Iren kommen bei Immermann, Tristan und Isolde, einigermassen zu ihrem Recht:

Nicht klein kann dieser Männer Herze sein, die noch so spät
im Jahre stechen in See
denn wie Ägyptens Flusspferd-breit,
hoch wie des Fichtelberges Tannen,
im Bärenfell, im Eisenkleid,
war jeglicher der Irischen Mannen.

Orientalisch belebt ist es, wenn ein arabischer Dichter sagt (Nöldeke, Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber, 1864, S. 142): ich habe mich getröstet mit einer schnellen, starken Kameelin, deren Rücken einem hochgebauten Schlosse gleicht, das die Nabatäer umwandeln; wenn bei Ezech. 32, 21 sogar im Reich des Todes davon sagen werden die starken Heiden mit ihren Gehülfen, die alle hinuntergefahren sind und liegen da unter den Unbeschnittenen und Erschlagenen vom Schwert (vgl. Jesai. 14, 9); wenn Joel 3, 23 in einer zu erhoffenden schönen Zeit die Berge mit süssem Wein triefen und die Hügel mit Milch fliessen lässt.

Des Behemoths Schwanz (Hiob. 40, 12) strecket sich wie eine Ceder, was Herder irrtümlich zu erklären scheint gewunden wie die Ceder. Sein Herz ib. 41, 15) ist so hart wie der Stein und so vest wie ein Stück vom untersten Mühlstein. Das Kriegsross (ib. 39, 19) spricht hui, wenn die Trompete fast klinget (Vulgat. dicit vah ubi audierit buccinam).

Des Leviathans Augen (41, 9) sind wie die Augenwimpern der Morgenröte[1]) (et oculi eius sunt ut palpebrae diluculi).

1) Obgleich die Morgenröte Wimpern (Hiob 3, 9 u. oben) und Flügel hat (Ps. 139, 9) und Strahlen und Haare öfters gleichgesetzt werden (Ossian II 96. III 42. III 310 Schwartz, Poet. Nat. Ansch. I S. 2. 12. 103.

Digitized by Google

Der Glanz und die regelmässige Bewegung der Sterne ist nicht genug, wenn sie gepriesen werden; die vermeintliche Sphären-Musik wird auferweckt, um mitzutönen. Herder (Volksl. S. 347):

Lasst uns tanzen, lasst uns springen!
Denn die Sterne gleich den Freiern,
Prangen in den lichten Schleiern:
Was die lauten Zirkel klingen,
Darnach tanzen sie am Himmel
Mit unsäglichem Gewimmel.

(Vgl. Wieland, Werke, Hempel VI, 96 und Shakespeare, Kaufm. v. Ven. V, 1 bei Herder ib. S. 60 „sieh! Da ist kein kleiner Sternkreis, den du siehst, der nicht im Laufe wie ein Engel singt und stimmt zu dem Chor der jungen Cherubim. Solch eine Harmonie ist in den Seelen Unsterblicher! Nur wir, so lange dies Kotkleid uns hier hart einschliesst, können sie nicht hören.") (Piper l. c. II 245 f.)

Die Köstlichkeit einer Nacht will Immermann (Trist. u. Is.) durch einen Vergleich deutlicher machen; darum sagt er „so köstlich wie eines selgen Gottes Traum."

Um nicht zu ermüden, seien nur einige Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben angeführt, selbst wenn sie ihre logischen Knochen in ein poetisches Gewand gehüllt haben.

Ἑκατόμβη heisst schon bei Homer „grosses Opfer", z. B. Od. 3, 59, K. Fr. Hermann, Gottesd. Altert.[2] § 26. Anm. 16. *Ἴκρια* Brettergerüste, Bergk, Griech. Literat. III p. 34 Anm. 106. Diese Bezeichnung erhielt sich auch noch, nachdem das alte Brettergerüst durch den steinernen Bau ersetzt war. Arist.

---

205. 217), so kann sie nicht als mythologisches Wesen des A. T. angesehn werden. Wenn es mir gestattet wäre, neben Nöldeke eine eigene Meinung zu haben, so würde ich, was er Beiträge p. IX über die Sonne sagt, nicht wahrscheinlich finden d. h. nicht glauben, dass sie persönlich gedacht wurde.

Digitized by Google

Thesm. 395 εἰσιόντες ἀπὸ τῶν ἰκρίων vom Theater heimkehren; Cratin fr. 51 Com. II, 1, 192 ἰκρίων ψόφησις [1]).

Der Kirchhof ist ursprünglich der Platz um die Kirche herum, wo auch (in früherer Zeit als an besonders geweihter Stätte, etwa bei den Gebeinen eines Heiligen) zuerst die Toten gebettet wurden; jetzt ist es = Begräbnisplatz. Aber zuweilen heisst der Platz um die Kirche auch noch Kirchhof z. B. Liebfrauenkirchhof.

Beim Schiessen und Kartenspielen reden wir von stechen; den Ursprung der Redensart gab ein wirkliches Stechen, wie man aus Freytag, Bilder II, 2 S. 299, 317, 340 erfährt. Wie schnell aber, heisst es da, bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache. Die ausgesetzten Preise werden auch im 16. Jahrh. Abenteuer genannt, noch länger bedeutet Stechen den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben und Rennen eine bestimmte Anzahl von Schüssen (so noch 1738).

Die technischen Ausdrücke von den Saiteninstrumenten pflegte man auf die Flötenmusik zu übertragen, Bergk, Griech. Lit. II 124 Anm. πολύχορδος αὐλή wörtlich eine vielsaitige Flöte.

In mehreren Literaturen finden sich, wie zu erwarten, Ana-

1) Wie der homerische Text modernisirt wurde, da man ihn mit der Zeit nicht genügend verstand (v. Wilamowitz, Homerische Untersuchungen, Berlin 1884, S. 323), so wurden auch homerische Wörter, klangvolle Attribute, zwar nicht geändert, aber nicht verstanden, sondern in andrem Sinne, nur in gleicher Form, verwendet. Im genannten Buche S. 88 Anm. macht v. W. darauf aufmerksam, dass die Schilderung mancher Tiere bei den nachhomerischen Dichtern sehr traditionell d. h. konventionell-formelhaft geworden ist. Da aller guten Dinge drei sind, so füge ich hinzu, dass v. W. eine sehr interessante Entdeckung eines Exemplars eines Völkerpsychologen gemacht hat, von welcher er S. 381 — leider nicht ausführlich genug — berichtet.


Digitized by Google

loga. Aus der arabischen Poesie erwähnt Ahlwardt[1]) p. 8: „Man kann an diesen Versen die Art der ältesten Poesie recht erkennen, wie die Beschäftigung mit den Herden, dann aber auch überhaupt die nahe Beziehung zur Natur, in der sie lebten, nicht selten Anlass wurde, Ausdrücke dieser ihrer Lebensweise auf geistiges Gebiet zu übertragen. Dies ist so sehr der Fall gewesen, dass auch viel später, als ganz andere Beschäftigungen dieses einfache Leben verdrängt hatten, immer fort noch die Ausdrücke an jene verschollenen Zeiten erinnern."

Über Beispiele aus der alt-persischen Literatur s. Fr. Spiegel, Eranische Altertumskunde 1873, II, p. 68.

Aus der ägyptischen Literatur gehört hierher, wovon der sehr verdienstvolle A. Wiedemann berichtet[2]) p. 8: Ganze Verhandlungen, die ursprünglich im Kriegsrat stattgefunden haben mögen, werden als Unterredungen des Königs mit Göttern, vor allem mit Amon-Ra, dem ägyptischen Hauptgotte während der thebanischen Dynastie berichtet. Denn nach ägyptischem Sprachgebrauch pflegt der König seine Gedanken . . . in der Form einzuführen, der oder jener Gott sagte mir, riet mir, rief aus. S. 10: Bei Grab- und Tempel-Inschriften werden stets die gleichen Formeln wiederholt; ja auch historische Inschriften (aus früherer Zeit) werden einfach (später) abgeschrieben, nur Namen werden geändert. S. 29: Der einzelne König lässt ein Protokoll über seine Regierung nicht mit den Ereignissen (seiner Regierung) entstehen, sondern am Anfang seiner Regierung von priesterlichen Beamten aus Phrasen älterer Protokolle und aus frei erfundenen mythologischen Vergleichen zusammenstellen, sodass die einzelnen Redensarten absolut keinen historischen Wert haben. Manche

1) Über Poesie und Poetik der Araber. Gotha 1856, 4°. Für das Deutsche vgl. noch Wackernagel, Gesch. d. Lit. I² p. 108. 157; er citiert Altd. Wälder 3, 103, 1, 110.

2) Geschichte Ägyptens von Psammetich I. bis auf Alexander den Grossen u. s. w. Leipzig 1880. Böckh, Encykl. p. 438, 456. Sayce A. Denkm S. 210 ein sehr gutes Beispiel.

Digitized by Google

von den Königen, die sich mit Stolz Besieger der neun Völker und Herrscher bis an die Enden der Welt nennen, haben nachweislich nie einen Feind gesehen und ihre Macht hat sich nie über das eigentliche Ägypten hinaus erstreckt. Vgl. S. 50/51.

Hier ist ja nicht die Rede davon, dass Wörter oder Wortverbindungen ihren Sinn geändert haben, allein mit dem Namen des Herrschers war im Protokoll seiner Regierung herkömmlich eine Redensart wie „Besieger der Feinde" verbunden, das Gefühl mochte sie nicht entbehren, sei es das Gefühl des Herrschers, sei es das des Hof-Historiographen, sei es das der geliebten Untertanen oder das von allen drei zusammen. Es ist dies so, wie wenn zu anderen Zeiten der einst zur Regierung gelangende Fürst gleich in der Wiege das angeborene Attribut der Gerechtigkeit mitbringt.

Aus einer pikanten Erzählung sei ein Gebrauch von piquer eingeschaltet. Daudet nämlich in seiner Sapho p. 188 sagt: ce que c'est bon de tirer son fauteuil au coin du feu, d'allumer une pipe, en buvant son café arrosé d'un caramel à l'eau-de-vie, et de piquer un chien en face l'un de l'autre, pendant que le verglas dégouline sur les vitres ct. Piquer un chien heisst hier ein Schläfchen machen. Ursprünglich bedeutet piquer son chien seinen Hund töten (stechen) aus Unachtsamkeit auf der Jagd statt des gejagten Tieres. Dieses Beispiel von Unachtsamkeit hat hier allgemeinere Bedeutung, denn piquer un chien heisst mehr als jenes anschauliche Jagdereignis, andrerseits speciellere Bedeutung, weil eine ganz besondere Art von Unachtsamkeit damit bezeichnet wird, die nämlich, welcher ein Einschlafender verfällt.

Fraglich ist die Anschauung bei Freytag, Bilder II p. 155; da hält es einer mit der Gans. Warum? Die setzt sich fein still auf den Misthaufen und legt ein Ei so gross — wie ein Kindskopf. Rudimentär (ohne Anschauung) sind die Redensarten von Henker und Geier. Lessings Briefwechsel mit Eva König S. 48 lesen wir: Denn 19 wird doch nicht des

Digitized by Google

Henkers sein und sich wieder herausziehen lassen!. S. 455: noch Eins! Sie gehören unter die langsamen Reisenden. Wer, der Geyer! braucht drey Tage von hier nach Braunschweig.

Matabich (Reisebriefe aus dem äquatorialen Afrika von Dr. Eugen Zintgraff. Voss. Ztg. v. 21. Aug. 85) ist hier der allgemeine Ausdruck für ein Geschenk irgendwelcher Art und dieses Wort muss am Congo täglich unzählige Male ausgesprochen werden. Ursprünglich ist es portugiesisch; matarbiche will sagen Tier-töten. Unter diesem Tier versteht man aber hier den Durst und zahlreiche Menschen mühen sich hier zu Lande täglich und ehrlich ab, dies Tier zu Tode zu bringen. Anfänglich verstand man unter Matabich die eigentliche Waffe gegen dies immer wieder auflebende Tier, eine Flasche Genever oder Rum. Doch allmählich hat sich dieser Begriff sehr erweitert und zum Matabich gehört alles, was nur als Tauschartikel in Betracht kommen kann: Zeugstoff, Perlen, Korallen, Silber u. A. und an der Küste findet man dort, wo man Geld in Zahlung gibt, im Schilling den Matabich als ein eigentliches Trinkgeld wieder.

Um uns klar zu machen, wie einige weisse Schornsteine aussahen, sagt Eichendorff (Die Glücksritter, Samlung Heyse-Kurz III S. 138) „nur einzelne Schornsteine streckten noch wie Geister verwundert die langen weissen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit.“

In einem englischen Liede (Dönniges l. c. S. 123) lesen wir:

Die braune Maid hat ein Messerlein klein
war lang und scharf von Erz
und zwischen die Rippen kurz und lang
traf sie schön Ellinors Herz.

Wenn die Übersetzung genau ist, so kann klein nur so viel bedeuten, wie lieb, ein Kosewort, ein Gefühl, nicht eine Grössen-Anschauung bezeichnend, denn gleich darauf hören wir ja, dass das Messer lang war.

Digitized by Google

Wenn bei Hiob (26, 11) die Säulen des Himmels zittern und sich entsetzen vor Gottes Schelten, so könnte noch eine Anschauung da sein [1]); wenig wahrscheinlich ist dies bei Schiller (Braut von Messina), wo die ewigen alten Säulen der Erde wanken.

Christus (Wunderh. S. 176, Vogel Phönix) überwand Höll, Teufel, Sünd und Todesband: hier fehlt gewiss nichts, vielleicht ist aber etwas zu viel. Was soll das heissen (ib. S. 195), dass die Welt mehr denn 5000 Jahre „im Höllengrund verborgen" stand, bis Jesus geboren wurde? Nicht leicht möchte es uns werden, eine Anschauung zu bilden, wenn wir lesen (Spee): Der Mond hört, was ich sagte, nahm ein lind gestimmtes Rohr, das er blasend zärtlich nagte, spielte seinen Sternen vor; diese weinen denn auch (Wunderhorn S. 202).

Wenn Rad und Kugel des Glücks rund sind (Wackernagel in Haupts Ztschr. VI 134—149), so ist das anschaulich; dagegen heisst es auch Wunderh. 214 das Glück ist kugelrund. [2]) Maria (ib. S. 255) hat einen Bogen, mit Liebespfeil die Herzen zu durchschiessen. Die höllischen Flammen werden gelöscht (S. 437) durch die Thränen zweier Liebenden, welche zusammen gestorben sind.

Poetisch ist (S. 43): Blut dürstete das breite Schwert, Blut trank der lange Spiess (in der Schlacht bei Murten), denn hier haben wir zwei Individuen, Spiess und Schwert vor Augen und können jenes „wie" leicht dazu denken, es war, wie wenn das Schwert dürstete [3]); dagegen ist es nicht anschaulich, wenn die Nacht die braunen Kleider anzieht (S. 665). Was ist das Auge des Himmels — S. 666 der Himmel wacht bei mir, sein Auge, das mich kennt, muss mir die Lampe sein? Julia, das

1) Ztschr. f. Vps. II, 157.

2) Davon verschieden ist Goethe II 339 (des Epimen. Erw. II, 9, 41): und wo die Liebe wirkt und gründet, da wird die Kraft der Tugend offenbar, das Glück ist sicher und geründet.

3) Vgl. 5 Mos. 32, 42 u. Uhland, Herz. Ernst III V. 146.

Digitized by Google

schöne Kind, war schön, wie die lieben Engel sind (S. 424) — dann wissen wir es also nicht, wie schön; wir denken uns nur, dass sie sehr schön war.

Erregtes Gefühl sucht nach Befreiung in Worten; mitunter scheinen sie desto besser zu sein, je mehr es sind; zuweilen wird bei der Anwendung eines Vergleichs nicht sowol auf Anschaulichkeit gesehen, als auf Erregung eines Gefühls. Ein Beispiel der ersten Art ist:

Dan. I 191 tu Dei de corde verbum, tu via, tu veritas,
Jesse virga tu vocaris, te leonem legimus,
dextra patris, mons et agnus, angularis tu lapis,
sponsus idem vel columba, flamma, pastor, ianua.
(vgl. I 273 No. CCXCV.)

Hier wird Jesus also nach einander genannt: Wort vom Herzen (dem Innersten) Gottes, Weg (des Lebens), Wahrheit (ewige), Reis vom Stamme Jesse, Löwe (an Kraft), rechte Hand des Vaters (dessen Willen er ausführt), Berg (des Heils), Lamm, (welches die Sünde trägt), Eckstein (auf dem die Kirche erbaut ist), Bräutigam (Himmelsbräutigam), Taube, Flamme (scheinbar als heiliger Geist), Hirte (der Herde), Tür (zum ewigen Leben).

Maria wird angeredet (Hoffm. v. F. Kirchenl. S. 35):

du waba triefendiu
pigmentum so volliu,
du bist ane gallen
glich der turtiltuben
sancta Maria.

Hat der Dichter wirklich gedacht, Maria sei ohne Galle?

Die Antwort darauf ist uns bereits durch die Germanisten gegeben. So heisst es bei Wackern. III 235 „namentlich wird eben die Seele, die von dem sterbenden Leibe scheidet, gern als ein Vogel, der davon fliegt, dargestellt, und zwar, wo die Art des Vogels näher bestimmt wird, die Seele, die von dem heiligen Geist erfüllt, die ohne Falsch, ohne Galle gewesen und

Digitized by Google

gereinigt dahingeschieden ist, die heilige, gerechte, gerechtfertigte Seele als weisse Taube." Mittelalterliche Stellen von der Gallenlosigkeit der Taube in W. Grimms Freidank S. LXXXVI. Tertullian de Baptismo cp. 8 quod etiam corporaliter ipso felle careat columba. Es bestand also der Aberglaube, dass die Taube (übrigens kein musterhaft gutmütiges Tier) ohne Galle sei. Bei unsrem Dichter hier ist natürlich die anatomische Überlegung, ob Maria ohne Galle sei, ausgeschlossen. Er kann es nicht geglaubt haben. Hätte er es geglaubt, so wären seine Worte eine leere Redensart. Hat er es nicht geglaubt, so entspricht die Form seiner Behauptung nicht einer Anschauung. Denn wie von der Taube anatomisch geglaubt wurde, sie sei ohne Galle, so kann es doch nicht von Maria gesagt werden.

Sonstige Literat. über die Turteltaube Wackern. III 189. Uhl. Volksl. S. 265, 12. Osk. Schade l. c. p. 176

o puelle (ae), o agnelle, Christi chare columbelle, sine dolo, sine felle, celi stelle, dei celle, iubilate purpurate coronate, conregnate cum agno innocentiae.

Dan. IV 273 de sancta Agatha
ave virgo generosa sponsa Christi Agatha
cuius fragrant velut rosa virtutum aromata

ist ein Beispiel der zweiten Art; die Wolgerüche der Tugend geben keine Anschauung; dahin gehört auch Jesu formosis pulchrior es rosis (ib. IV 346), virgo sole clarior (IV 344). Wenn eine Mutter ihre Tochter „ihre Rose" nennt, um damit zu sagen, dass die Tochter so schön wie (unter den Blumen) eine Rose ist, so ist dies klar. Dagegen ist es nicht recht anschaulich zu behaupten, dass Jemand schöner ist als Rosen. Denn die Rosenschönheit und die menschliche oder gar göttliche Schönheit sind getrennte Sphären; innerhalb jeder einzelnen kann eine Vergleichung der von ihr umfassten Einzelnen stattfinden oder die Sphären im ganzen können gegen einander abgeschätzt werden, sodass man etwa sagt: Menschenschönheit

Digitized by Google

geht über Rosenschönheit; aber sagen: A ist schöner als Rosen, gibt keine Anschauung. Will man unser Beispiel endlich logisch erklären, so wird es unleidlich und wahrscheinlich falsch gedeutet; denn dann müssten wir sagen: Gottesschönheit geht über Rosenschönheit, Jesus ist göttlich, also geht seine Schönheit auch über Rosenschönheit.

Virgo sole clarior ist nicht ein Vergleich, welcher unsere Anschauung von der Jungfrau durch eine andere Anschauung deutlicher machen könnte. Wir wissen nicht, wie die Helligkeit aussieht, welche heller ist als die Sonne und vermögen darum auch nicht aus der Erfahrung den geforderten Vergleich anzustellen. Sondern es wird die (übrigens vergebliche) Anforderung an unsere Phantasie gestellt, uns solche Helligkeit zu denken und dann die Gestalt der Jungfrau damit zu umkleiden. Da uns nun hierbei die Anschauuug im Stich lässt, so kommt es darauf hinaus, unser Gefühl ästhetisch anzuregen; sole clarior hat ungefähr den Wert sehr glänzend, sehr leuchtend.

Ossian I 82 Held Cuchullin schreitet voran
dem Geiste gleich am Wolkenrand

II 37 die Seele war blutig und schwarz

II 87 schwarz folgt dem Schwerte grass der Tod
halbsichtbar mit mächtigen Schritten

III 23 grösser ist nicht der grosse Mond
als dein Schild, du Sohn der Schlacht[1])

und ein religiöses Beispiel (Zwölf christl. Lobgesenge . . . Wittenb. 1545) bedürfen auch der Erklärung: Da aber Lucifer (p. 3), der schön Morgenstern[2]), sich wider Gott erhub, kund ihn der Himmel nicht länger tragen, darumb fiel er mit all seinem Anhang und wurden aus den schönen lieblichen Engeln

1) Pott K. Z. II 101—127.
2) Gr. Myth. II 822 f. Spiegel, Eran. Altert.-Kunde II 208.

Digitized by Google

eitel grewliche hessliche Teuffel, welche Gott versties inn die finstere Lufft dieser Welt. (Vgl. Schade l. c. p. 297).

Dem Geiste gleich am Wolkenrand (Ossian I 82) angewendet auf einen voranschreitenden Helden ist nicht recht klar. Soll es heissen so furchtbar, wie ein Geist am Wolkenrand, welchen Ossian oder seine Hörer bereits öfter zu sehen geglaubt hatten?

Aber wie gross ist (III 23) der Schild des Helden? Nimmt man, um ihn zu messen, das Anschauungsbild des Mondes, so ergibt sich etwas Unmögliches: so klein ist kein Schild. Man begreift auch nicht, warum der Dichter vom grossen Mond spricht, er ist ja gar nicht so gross. Da hier die Anschauung nicht aushelfen will, so gerät man auf die Gefühlsauslegung. Wie mächtig der Anblick der vollen Mondscheibe auf den Beschauer wirkt, so der Schild des Helden.

Rustem (über dessen Person uns Spiegel, Eran. Altert.-Kunde I 565 belehrt) heisst bei Schack, Firdusi S. 259 wie ein Felsen gross (und gleich dem Blitze), eine poetische Übertreibung, während der den Weg verschlingende Renner (S. 321) nur ein Bild ist, welches allerdings wirksamer ist, als die lateinische Formel viam carpere, weil wir dabei den Lauf des Pferdes, die Haltung und Bewegung seines Kopfes und Halses uns vorstellen können.

Dagegen wissen wir wieder nicht recht, was wir uns denken sollen, wenn wir hören (ib. S. 536)

Dort hallte ihnen Trauerruf entgegen,
Die Erde schien vor Schmerz sich zu bewegen.

Nicht recht glaublich wird uns die Verheissung sein (ib. S. 354)

Sehn meine Feinde meine Stirn in Falten
So wird vor Angst ihr Schuppenpanzer spalten.

Vorsichtiger heisst es (267)

Digitized by Google

laut scholl, als ob das Erz sogar sich freute [1])
die Cymbel und der Glöckchen Festgeläute.

Licht und Farbe.

Diejenigen, welche den jetzt so beliebten Ansturm auf die vergleichende Mythologie besonders der indo-germanischen Völker mitzumachen keine Veranlassung finden, sondern die Grundanschauungen von Grimm, Kuhn und Anderen noch immer für richtig halten, nennen die arische Religion [2]) eine Lichtreligion. Damit ist gesagt, dass die Menschen, welche sie schufen und bekannten, Lichter des Himmels als göttliche Mächte sich vorstellten, ausgestattet mit einer der menschlichen Empfindung ähnlichen Art zu fühlen und zu handeln. Die Ereignisse des irdischen Lebens haben dort oben ihr Gegenstück. Hass und Liebe, Eintracht und Zwist, Furcht und Friede, Niederlage und Sieg erleben jene im Luftkreis Waltenden wie ihre sublunaren Verehrer. Sonne und Finsternis, Tag und Nacht, Licht und Dunkel werden über das natürliche Verhältnis hinaus erhöht zu dem Range von Ereignissen, welche Taten sind und nicht geschehen, weil sie müssen, sondern weil sie gewollt und durchgesetzt werden.

Die physikalische Zusammenfassung der Erde mit ihrer Umgebung, welche durch die Anschauung gegeben ist, wurde also zu einer metaphysischen, welche desto wirksamer war, weil diese Metaphysik greifbar und bis zu einem gewissen Grade anschaulich war.

Inniger noch wurde die Verbindung der irdischen mit der überirdischen Welt durch die Entwicklung der Seelen-Vor-

1) Wunderh. S. 199 Stein und Erz möchten weinen (Spee).
2) wie sie hier kurz bezeichnet werden kann

stellung. Wenn die Seele ein Hauch und zwar ein warmer Hauch, also Feuer ist, und beim Scheiden vom Körper entschwebt, so gelangt sie in das Luftreich, um dort je nach der Verschiedenheit der Phantasie verschieden gedachte Schicksale zu erleben. Bleibt ihr der Rang eines Einzelwesens, statt dass sie in das unterschiedslose Allgemeine verschwimmt, so muss sie einen Wohnsitz erhalten. Vielleicht auch eine Tätigkeit wird ihr zugewiesen und endlich die Art ihres Lebens davon abhängig gemacht, wie sie vorher gelebt hat.

Diese Wertschätzung des Lichts, welche heidnisch ist und genannt wird, ist tief eingewurzelt und bleibt bestehen, wenn ihr ursprünglicher Sinn auch nicht mehr vorhanden ist. Jene früheren Lichtverehrer [1]) werden uns kaum anders erscheinen als abergläubisch und ohne die empfindsame Regung des Gemüts, welche wir Sinn für die Natur nennen. Die Anschauungen, welche in den alten Literaturen niedergelegt sind, haben für uns hauptsächlich ästhetischen Reiz ohne aus ästhetischen Bedürfnissen entstanden zu sein.

Heute trägt eine andere Empfindung unser zweifelndes Wünschen zu den Sternen als die Menschen ehemals und wenn früher etwa der Wohnsitz der Geister, welche den irdischen Dunst verlassen haben, um zu der ewigen Klarheit eines beruhigten, seligen Lebens emporzusteigen, auf einen Stern ver-

---

1) Seelen als Sterne oder auf Sternen, K. Z. II 317: Während Arjuna dort die Sâdhyas, Maruts, Açvinen und andere niedere Gottheiten erblickt, sieht er dort auf dem von den Menschen ungesehenen Pfade die Vollbringer guter Taten râjarshis und siddhas sowie im Kampfe gefallene Helden, die in Sternengestalt glänzen, wobei noch zu bemerken ist, dass er auch tausende von wunderbar gestalteten Wagen sieht. Wenn nun schon die Erwähnung der in Sternengestalt glänzenden Frommen und Helden, die Arjuna am Wege erblickt, Colebrookes Vermutung, dass der Götterpfad die Milchstrasse sei, wahrscheinlich machen müsste ... A. Kaegi, Der Rig-Veda, die älteste Literatur der Inder. II. Ausg. 1881. Simrock l. c. S. 20. Ztschr. f. Völkerpsych. XIV S. 113 f. Knapp l. c. I 335 No. 762.

Digitized by Google

legt gedacht wurde, so war dies wol mehr dem praktischen Bedürfnis entsprungen, einen festen Sammelpunkt für die Anschauung zu gewinnen, als unserem sentimentalen Traum, welchem noch heut ein mild herabfunkelnder Stern [1]) als eine passende Zinne erscheint, von welcher aus die Seele, dem Lärm und der Qual des kummervollen Lebens entrückt, in der köstlichen Ruhe des überwundenen Kampfes dem Schauen sich hingiebt — vielleicht dem Quell der göttlichen Herrlichkeit darum näher erscheinend, weil sie eben nicht mehr auf der Erde ist.

Jedenfalls aber kann jene heidnische Metaphysik nicht mit der christlichen zusammen bestehen. Denn die Greifbarkeit und Anschaulichkeit, an der es der letzteren ja nicht gebricht, ist eine andere. Sie besteht darin, dass der Lauf der Welt abhängig gedacht wird von einem persönlichen Wesen, von Gott, dass sein Sohn der Mittler zwischen Menschen und Gott gewesen ist und dass jedes Tun der Menschen der gerechten Allwissenheit Gottes unterbreitet ist, welcher unweigerlich mit Lohn und Strafe sein Urteil sprechen wird. Allein sie sind uns nicht sichtbar und die Lehre des Neuen Testaments verbietet uns ausdrücklich, Gott anders denn einen Geist zu denken. Jene unzähligen Wendungen des Alten Testaments also, in denen vom Arm, von den Augen und Händen Gottes gesprochen wird, sind verbannt.

Alle sinnlichen Prädikate, welche auf menschliche Dinge passen und mit unausrottbarer Illusion auf Gott übertragen zu werden pflegen, sind auf ihn unanwendbar. Ferner ist die göttliche Macht allgegenwärtig und nicht, wie ehemals, auf einen bestimmten Bezirk eingeschränkt. Wenn trotzdem die alten Bilder der Rede sich erhalten, so kann man nur sagen, dass dieser Rest des Heidentums oder einer natürlichen Naivität mit dem Geiste des Christentums sich nicht verträgt. Der

---

1) Ossian II 39: wann hold in stiller Wonn' er blickt

Digitized by Google

Grund davon, dass sie sich zähe erhalten, liegt in der Macht der Überlieferung und in dem ästhetischen Reiz der Vorstellungen. Die Empfindung, welcher sie ihren Ursprung verdanken, ist nicht mehr dieselbe, mit welcher sie heute verwendet werden und was einst in ihnen natürlich erschien, scheint heute eine hyperbolische Formel, deren Gebrauch uns zweifelnd nach einer entsprechenden Anschauung suchen lässt, bis wir sehen, dass sie nicht da ist, dass diese Wendungen ihren Sinn verloren haben und nur der durch die Überlieferung gestützte und geheiligte Ausdruck einer bereits völlig veränderten Empfindung sind.

Sehen wir also zunächst, welche Strahlen jener Lichtreligion [1]) durch die Jahrhunderte weiter gegangen sind und noch heute, obgleich geschwächt und anders gefärbt, bei uns leuchten.

Daniel I p. 24 lux lucis et fons luminis (Jesus)
dies dierum illuminans
verusque sol illabere.

Mein Leib und Seel verkleret [2])
soll leuchten wie die Sonne.

Leuchten wird wie die Sonne am hellen Firmament
in höchster Frewd und Wonne alda ein Gottes Kindt,
wird glentzen wie die Stralen der hellen Seraphin
und so man möchte mahlen die schönen Cherubin.

Dan. I 39 lux ipse totus et dies (Jesus)
I 27 lux ipse lucis et dies (vgl. Grimm, hymnorum ct. p. 20, 1).
I 33 Christe qui lux es et dies.

---

1) Daniel I 108 niveaque caeli porta quae cunctos patriam petentes accipit
I 21 per atra mortis pocula

2) Christl. Gesangbüchlein, darinnen viel schöne u. s. w. Coburg 1621. p. 218. 221.

In pacis ac lucis regione constituas et sanctorum tuorum iubeas esse consortem (Breviar. 1498. Wern. Bibl. H 1 635)

Dan. I 152 Christe lux mundi salus et potestas
qui diem solis radiis adimples
noctem et fulvam faciens corusco
sidere pingis

I 39 quod caecam noctem vicerit revectans rursus sol diem (vgl. I 69)

I 43 nox atra iam depellitur [1])

Mützell l. c. I 241 sprech ich: Finsterniss decken mich so gilt der Tag und Nacht dir gleich; die Nacht leucht wie der Tage, bei dir finster nicht finster ist.

II 685 Verbirg dein helles Angesicht von meinen groben Sünden.
Die seligen Geister leuchten weiss, wie Sonne und Sterne III 740, 781, 873 V. 13. I 336 V. 6 u. 7.

II 673 sein Geist lebt jetzund in grosser Freude, ist angetan mit einem weissen Kleide und preiset hoch mit englischem Getichte Gottes Gerichte.

Der Tag vertreybt die finster Nacht; o Brüder seyt munter und wacht [2])

Spee p. 21
Wan Morgenröth die Nacht ertödt mit jhren gülden Stralen

XIX. Jahrh. p. 259 Die Sonn hat die Nacht bezwungen

Endlich jenes bekannte:

Die Nacht, des Tages Feind —.
(Paul Gerhardt 1606—1676).

Herder, Volkslieder S 160 (Spanisch)
auf ging schon der Stern des Abends
und die Sonne ging danieder,
und die Nacht, des Tages Feindin,
kam mit ihrem schwarzen Mantel.

Dort wird der Leib genesen
in ewiger Freud und Wonne
leuchten wie die Sonne (Pressel S. 90).

---

1) Vgl Schwartz, Poet. Nat. Ansch. II 148.
2) Ges. B. der Brüder in Behemen p. 191. Mützell l. c. I S. 150.

Digitized by Google

Der Gegensatz von Tag und Nacht spricht sich mit mythologischer Färbung auch in folgenden Versen aus:

Knapp l. c. II p. 437 No. 2575
Die Sonne kommt zurücke und treibt durch ihre Blicke die dunkle Nacht davon;

II 447 (2599) Die Finsternis ist überwunden, das Licht des Tages triumphirt;

II 470 (2655) So wird ein neuer Tag geboren, nachdem entflohen ist die Nacht; die Morgenröte treibt hinweg die schwarze Nacht und der Tag rückt an die Stätte mit des Lichtes froher Pracht II p. 426 (2551)

Der Tag vertreibt die finstere Nacht II p. 430 No. 2560 = J. Grimm, hymnor. veteris ecclesiae ct. p. 28, 2.

Dort wird p. 44, XIV, 2 vespero übersetzt mit habantsterne; p. 50, 1 aurora lucis rutilat tagarod leohtes lohazit, infernus mit pech (Ofen), p. 58, 6, 2 tartaro mit hellacruapo, paradisum mit dem öfter begegnenden uunnigartum; p. 20, 3 phosphorus mit tagastern; diabolus p. 64, XXIV, 3, 1 unholda; ad inferos p. 68, XXIV, 11, 1 za hellom).

O Christe Morgenstern leucht uns mit hellem Schein (Press. 248)

Vertrieben ist der Sünden Nacht (ib. 265)

Das Lichtreich der Unsterblichkeit (Berl. Ges. B. 765, 1)

Lass auch mir dein Antlitz scheinen (ib. 41, 4)

Er (Jesus) verklärt mich in sein Licht (ib. 232, 1)

Dein Gang ist lauter Licht (ib. 573, 4)

Könnt' ich den Himmelskreis der Sonne gleich durchstreichen bis dahin, wo sich ihre Glut löscht in der letzten Meeresflut: so würde mich auch da dein starker Arm erreichen. Die Hülle finstrer Nacht deckt meine Sünden nicht; vor deiner Klarheit Glanz wird Finsternis zum Licht (ib. 64, 3)

In reinerem Licht geht er einher und kennt kaum sich selber mehr (der Fromme) und ist wie neugeboren (ib. 697, 5)

Crist ist der Morgensterne (Goed. Tittm. p. 198).

Digitized by Google

So lasset uns ablegen die werck der finsternis und anlegen die waffen des liechtes (Joh. Spangenberg, cantiones eccles. 1545 Fol. V).

Wie schön jetzt scheint der Sonne Glanz
So werden auch seyn gar und ganz
Die Christen in dem Himmel,
Wenn sie nun ihre Herrligkeit
Die Gott den seinen hat bereit
Erlangen mit den Engeln (Hymnor. hexas .. 1625 p. 354).

Im deutschen Kirchenliede kehren natürlich die Wendungen des lateinischen wieder. So heisst es bei Hoffm. v. F. p. 275

Der du das liecht pist und der tag
Christe die finster nacht verjag

p. 289 Christe du bist liecht und der tag
Du deckest ab die vinstere nacht

p. 290 Christe der du bist das liecht und tag
Die vinsternuss der nacht verjag.

Jesus hat einen Strahlenthron (Knapp l. c. I p. 337).

Ernst Moritz Arndt singt:

Jesus du aller Sonnen hellste Sonne, du aller Lichter reinstes Licht ... Nur dort oben wird es lichter, wo des Himmels zahllos Heer steht um Gottes Thron umher (aus dem 19. Jahrh. p. 568).

v. Liliencron I 248 dass ir clar glenzend antliz rein
noch liechter wann der sunnen schein.

Gryphius p. 40 ich werd auch sehn mehr denn das Licht
von zehnmal tausend Sonnen schimmern ..
(aus den Kirchhofsgedanken).

Diese par Beispiele werden genügen, um den Gedanken zu erläutern.

Ein metaphysischer Glaube hat darin seine Spuren hinterlassen, welcher ursprünglich lebensvoll war und einen anschaulichen Grund hatte. Die Indogermanen erhielten ihn lebendig, vielleicht schon selbst einzelne seiner Satzungen zu formelhaftem Ausdruck verflüchtigend; hilfreich kam ihm aus dem Alten Testament die nachdrückliche Wiederholung davon zu

Digitized by Google

statten, dass die Erscheinung Gottes licht und glänzend sei, dass er Feuer ausgehen lässt und im Feuer erscheint und dass seine überirdische Klarheit zu schauen einigen Begünstigten zu Teil wurde.

Allein dieser doppelten geschichtlichen Rechtfertigung steht die eigentlich moderne kirchliche Anschauung entgegen. Sie gestattet nicht die sinnlichen Prädikate auf Gott und göttliche Dinge anzuwenden, mit welchen sie von der naiven Phantasie der Vorfahren ausgestattet wurden, deren Flug wir so gern noch einmal mitzumachen pflegen. Und selbst die schönsten Ausbrüche des religiös erregten Gefühls im Alten Testament dürfen nur als das gelten, was sie nicht sein sollen, als blosse Bilder, nicht als wirkliche Anschauungen, sondern als Visionen des Propheten, nicht als objektive Kennzeichen desjenigen, was er gesehen hat und demgemäss seinen Hörern beschreibt.

Jetzt noch erscheint jenes zukünftige Reich als ein Lichtreich. Seine Herrscher sind glänzend, umkleidet vom Licht, dessen Helligkeit eigentlich unbeschreiblich ist und daher mit Hyperbeln geschildert wird, welche der Anschaulichkeit fast immer gänzlich ermangeln. Der Beglückte ferner, der in dieses Reich emporsteigt, wird auch selbst verklärt („er verklärt mich in sein Licht“) und glänzend. Der Teufel heisst als Feind der Fürst der Finsternis. Licht und Finsternis sind nicht die physikalischen Mächte, sondern erhalten nach jener alten Gewohnheit noch eine ethische Ausgestaltung, wenn Tag und Nacht als feindlich bezeichnet werden und davon gesprochen wird, dass der Tag die Nacht vertreibt, oder gar dass Jesus die finstere Nacht verjagen soll.

Sehen wir hier die Macht der Überlieferung wirksam in metaphysisch-sachlichen Vorstellungen, so jedoch, dass vielmehr Namen als noch lebendige Anschauungen erhalten sind, dass also dem heutigen Sprachgut unser heutiges Denken nicht mehr entspricht, so zeigt sich jener Mangel an Übereinstimmung zwischen Sprechen und Denken mehr formal in den

Digitized by Google

Farbenbezeichnungen. Wenn irgend etwas, so bezeichnen Farben-Namen eine Anschauung. Trotzdem erregen die sprachlichen Beispiele zuweilen den Verdacht, dass Farben-Namen diese Fähigkeit Anschauungen zu bezeichnen vertauscht haben gegen den Zweck ein blosses Gefühl auszudrücken. Ausserdem aber, wo dieser Punkt ihrer Entwickelung noch nicht erreicht ist, bekundet sich in ihrer Anwendung eine gewisse Weite des Begriffs, welche uns verbietet, jene Namen als blosse Vertreter von Anschauungen gelten zu lassen.[1])

Lassen wir jedoch zunächst die Beispiele reden. Homer mache mit zweien den Anfang.

Jl. X 436 τοῦ δὴ καλλίστους ἵππους ἴδον ἠδὲ μεγίστους·
λευκότεροι χιόνος, θείειν δ'ἀνέμοισιν ὁμοῖοι.

Od. XVIII, 196 λευκοτέρην δ'ἄρα μιν θῆκε πριστοῦ ἐλέφαντος.

Pindar liebt das Attribut golden besonders:

Ol. X 13 πυγμαχίας ἕνεκεν
κῶμον ἐπὶ στεφάνῳ χρυσέας ἐλαίας ἁδυμελῆ κελαδήσω.
XIII, 8 χρύσεαι παῖδες εὐβούλου Θέμιτος
Pyth. X δάφνᾳ τε χρυσέᾳ κόμας ἀναδήσαντες
40 εἰλαπινάζοισι εὐφρόνως
Nem. I 17 φύλλοις ἐλαιᾶν χρυσέοις μιχθέντα
Nem. V 7 ἀπὸ χρυσεᾶν Νηρηΐδων
XI 28 κωμάσαις ἀνδησάμενός τε κόμαν
ἐν πορφυρέοις ἔρνεσιν
Isth. II 26 χρυσέας ἐν γούνασιν πιτνόντα Νίκας
VII 6 χρυσέαν Μοῖσαν.

---

1) Literatur. Lazarus Leb. d. Seele [2] II S. 108/109. Steinthal, Urspr. d. Sprache [3] p. 202 f. R. Hochegger, Die gesch. Entw. d. Farbensinnes. Innsbruck 1884. 134 S. Zeitschr. f. Völkerpsychologie XII p. 471 Anm. XVI, 327 f. Pott, Doppelung S. 86/87. Derselbe Kuhns Zeitschr. II p. 108 Bindseil, Sprachvergl. Abhandl. S. 596—98. L. Tobler, Ztschr. f. Völkerpsych I p. 366. Die sonstige Literatur ist von Hochegger in obiger Schrift zusammen getragen. Lexer, Mhd. Handwörterbuch I 1872. Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit u. s. w. von Lorenz Diefenbach und Ernst Wülcker. Basel 1885. p. 637.

Digitized by Google

Wenn Nem. XI 28 noch eine Anschauung ist, wie denn ein Erklärer (C. A. M. Fennell, the Nemean and Isthmian Odes with notes etc. Cambridge 1883) πορφυρ. durch gleaming, glistening, rich coloured wiedergiebt, so hat in den andern Stellen das Attribut golden keinen Anschauungswert, sondern drückt einen Vergleich oder Gefühlswert aus. Denn die Zweige des goldnen Ölbaums und Lorbeerbaums sind nicht minder figürlich zu verstehen, als die goldnen Töchter der Themis, die goldenen Nereiden und die goldene Nike. Und den homerischen Beispielen gegenüber erhebt man die Frage, wie denn das Weiss aussehen soll, welches weisser als Schnee und Elfenbein ist.

Sehr beliebt ist bei den Römern das Beiwort caerulus oder caeruleus (vgl. unten) nicht nur für das Meer (da wäre es völlig angebracht), sondern auch für Alles, was mit dem Meere zusammenhängt. So ist es zunächst nicht auffällig von vada caerula zu hören.

Verg. Aen. 7, 198 — quae causa rates aut cuius egentes
litus ad Ausonium tot per vada caerula vexit?

Ebenso werden der Wagen des Neptun, aber auch die Pferde des Triton genannt. Dagegen lässt sich kaum glauben, dass wir uns streng an die Worte halten sollen, um eine Anschauung zu bilden, wenn, wie so oft, Personen, welche zum Meere in irgendeiner Beziehung stehen, jenes Beiwort erhalten. (Vgl. unten.)

Tibull 1, 5, 46 — talis ad Haemonium Nereis Pelea quondam
vectast frenato caerula pisce Thetis

Verg. Georg. 4, 388 — Et in Carpathio Neptuni gurgite vates
caeruleus Proteus, magnum qui piscibus aequor
et iuncto bipedum curru metitur equorum.

Ovid. Metam. 2, 8 — caeruleos habet unda deos

3, 342 — caerula Liriope

1, 275 — caeruleus frater iuvat.

Digitized by Google

11, 398 inde manus tendens in aperti litore ponti
caeruleam Peleus Psamathen, ut finiat iram, orat

Horat. epod. 13, 16 nec mater domum caerula te revehet.

Was sagen wir zu folgender Anschauung? Arethusa hat ein bedauerliches Abenteuer zu bestehen (Ovid. Metam. V, 586 f.), sie gerät dabei so in Angst, dass V. 632

occupat obsessos sudor mihi frigidus artus,
caeruleaeque cadunt toto de corpore guttae.
quaquae pedem movi manat lacus eque capillis
ros cadit et citius, quam nunc tibi facta enarro
in latices mutor et.

Da sie eine, nur allzuliebliche, Nymphe war, so lässt sich vermuten, dass sie als Wasserwesen kalten Schweiss in Form von caeruleae guttae vergiesst. Dann ist dies der Gang der Sprache: Das Wasser ist caeruleus, die Wassernymphe ebenfalls, schliesslich auch ihr kalter Schweiss.

Werden die Haare der Meermädchen wirklich grün gedacht oder nur stilisiert, weil das Meer grün aussieht? Ov. Metam. II 12 (V 575) pars in mole sedens virides siccare capillos . . Ceres wird blond genannt [1]), weil sie den goldnen Weizen wachsen lässt, Verg. Georg. I 96 flava Ceres alto nequidquam spectat Olympo (vgl. dazu Schwartz, Poet. N. A. I 217); Saturn heisst golden, weil er im goldnen Zeitalter herrschte, Verg. Georg. II 538 aureus hanc vitam in terris Saturnus agebat (vgl. Gr. Myth. III 236 und Moriz Haupt von Chr. Belger, 1879 S. 95 [Lucian *ἐπιστολαὶ κρονικαί* III p. 403 init. *τὸ δὲ μέγιστον αὐτοὺς ἐκείνους φασὶ τοὺς ἀνθρώπους χρυσοῦς εἶναι, πενίαν δὲ μηδὲ τὸ παράπαν αὐτοῖς πλησιάζειν*].

Auster, der Südwind, heisst nigerrimus, weil er schwarze Wolken heraufbringt, Verg. Georg. III 278

1) *ξανθὴ Δημήτηρ* Il. V, 500. hymn. Cer. V. 302. rubicunda Ceres Verg. Georg. I 297. vgl. Mannhardt l. c. 234.

Digitized by Google

in Boream Caurumque aut unde nigerrimus Auster
nascitur et pluvio contristat frigore caelum[1]).

Weil die Sonne leuchtet, muss sie weisse Pferde haben; schwarze wären widernatürlich, Propert. III, 7 (15), 32

terra prius falso partu deludet arantes
et citius nigros Sol agitabit equos
fluminaque ad caput incipient revocare liquores
aridus et sicco gurgite piscis erit,
quam possim nostros alio transferre dolores
huius ero vivus mortuus huius ero.

Die schöne Circe heisst bei Horaz (od. I, 17, 20) vitrea:

et fide Teia dices laborantes in uno Penelopen
vitreamque Circen; bei Ovid. Met. 13, 791 Galatea splendidior vitro.

Bei Plin. N. H. IX Cap. 51 scheint vitreus meergrün zu bedeuten ex his echinometrae appellantur, quorum longissimae spinae, calyces minimi. Nec omnibus idem vitreus color. Ursprünglich heisst ja aber vitreus gläsern.

Soll Circe vitrea heissen, weil sie im Meere wohnt, oder wegen ihrer glänzenden Schönheit? Beides gibt keine Anschauung; denn wie könnten wir eine Eigenschaft des Meeres auf den Menschen übertragen, welcher auf einer einsamen Meeresinsel wohnt? Oder ist es uns geläufig, etwas Glänzendes gläsern zu nennen?

Von weitem Umfang ist auch das beliebte purpureus.

Ovid, Heroid. XIV, 51 purpureos laniata sinus laniata capillos gestattet nicht, mit Sicherheit purpureos auch auf capillos zu beziehen. Also hat es hier einen guten Sinn, wenn auch zweifelhaft ist, ob es mit weiss oder mit rosig zu übersetzen ist. Dass purpureus letzteres bedeutete, geht hervor aus Stellen wie Ov. Met. X. 213 si non purpureus color his argenteus esset in illis und Horat. od. III, 3, 12 purpureo ore. Da-

1) Vgl. Horat. carm. I, 5, 7.

Digitized by Google

gegen muss es weiss bedeuten in der Stelle Horat. od. IV, 1, 10 tempestivius in domum Paulli, purpureis ales oloribus, commissabere maximi.

Venus fährt auf ihrem, hier mit Schwänen bespannt gedachten, Wagen.

Pedo Albinov. (aus augusteischer Zeit) 2, 62 sagt noch deutlicher:

bracchia purpurea candidiora nive.

Mag es nun auch verschiedene Arten von Purpur gegeben haben, dunkelroten, hellroten, blauen, so wurde doch nie durch die Purpurschnecke weiss gefärbt. Unzweifelhaft heisst aber purpureus sowol rot oder rötlich und blendend weiss. Folglich kann purpureus nicht eine reine Farbenbezeichnung sein. Entweder es heisst schön, glänzend, sodass es mehr zur Lichtbezeichnung und zur Bezeichnung einer allgemeinen ästhetischen Eigenschaft geworden ist, oder es heisst zuweilen edel, wertvoll, dauerhaft. Damit wäre denn die ursprüngliche Anschauung verlassen und das Farbenwort purpureus heisst in der Literatur gleichzeitig rot, weiss, schön, wertvoll [1]).

Betrachten wir nun das geliebte Deutsch.

Kudrun ed. Bartsch 1372: dort sihe ich vanen einen der 'st wizer danne ein swan. [2])

Hypothetisch nur wird diese Weisse ausgedrückt Wunderh S. 440:

---

1) Aus dem Lateinischen ist noch anzuführen Plin. herbae viridiores, Cic. campi viridissimi. Gell. 2, 3, 1 sonus earum viridior vegetiorque; 13, 20, 13 firmior et viridior sonus. Ovid: viridis senectus; Cic. senectus aufert viriditatem. Eutrop. 9, 27 viridiores iunioresque.

2) Agricola v. Latendorf S. 143 No. 603 weysser denn schnee. 611 grun wie ein grass. 157 schwartz wie die erde. No. 610 es ist erdfalb. S. 168 No. 740 es regnet blut . . . diss ist ein deutsche Hyperbole, wenn man mehr sagt, denn es ist, als ym Heldenbuch: sie schrieten stahel und eysen die wunderkuenen degen, dass man aus wunden reysen sahe da das blut regen.

Digitized by Google

Und wär ich weisser denn ein Schwan.
Ich wollt mich schwingen über Berg und tiefe Tal...

Um das Jahr 1500 feiert ein Dichter (ib. S. 689) den werten Leib der Geliebten: er ist weisser als kein Hermelein. Die Härde der tugendlichen Frauen (oder sie selbst ganz und gar, wie Simrock Edda S. 63, 30) werden oft schneeweiss genannt, sogar bei einer schmutzigen Vergangenheit (Wunderhorn S. 432): aber weisser als der Schnee ist die Sonne und der Tag. Uhland Volksl. I S. 4 (6, 3) die sunne ist wisser denn der sne; S. 11, 5, 5 der tag ist weisser dann der schne. Grüner als der Klee ist das merzenlaub ib. S. 11, 5, 6. Ausserdem lesen wir 183, 3, 4 was gibt sie im zum lone? ein rosenkrenzelein, ist grüner dann der klee (= Wunderhorn p. 624). Es grünt im Herzen (Uhl. S. 862, 2, 1); grün ist die Hoffnung bei Herder Volksl. S. 378; grün die Hoffnungskleider Wunderh. S. 124; grün ist die Jugend Herder l. c. S. 414 und 508; Lieb ist nur grün, bis man sie bricht (Wunderh. S. 130); Schiller wünscht: o dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe.

Nibel. ed. Lachm. 1721 ein vil lichtez jaspis grüener danne ein gras

wird uns weiter unten noch beschäftigen.

Hoffm. v. F. Kirchenlied

S. 219, 5 Jesus, mit deinem rosenfarben Blut
hast uns erworben das ewig gut

S. 288 ich grüss dich, fronleichnam zart,
du rosenvarbes bluete

S. 504 gesegne uns heut sein fronleichnam zart
sein rosenfarbes bluot

S. 519 Jesu du bist mild und gut
wir bitten dich Herr durch dein rosenfarbes Blut

v. Ditf. I 91 das Blut das floss zur Erde in Strömen rosenrot. 97 da floss das rote Blut stromweis auf die Erde. 122 das Blut, das fliesst ganz rosenrot. 35 er schlug euch, dass das rote Blut über die Bärte fliessen tut bis in die Schuhe nieder.

Digitized by Google

III 52 geben stolz ihr rotes Blut; vgl. 80, 3 u. 4.

Daniel I p. 348. ave virgo pretiosa
stella sole clarior
rubicunda plus quam rosa
lilio candidior
purpureo sanguine Martyres (IV 108)

o Roma nobilis, orbis et domina,
cunctarum urbium excellentissima
roseo martyrum sanguine rubea
albis et virginum liliis candida (IV 96)

v. Liliencron I 42 u. 46 (1337)
ein Jud drein stach mit einer al
durch seinen falschen übermüot
dass man das rosenvarwe pluot
herdringen sah also geschwind;
mit deinem pittern sterben
deins rosenvarben pluot (I 456);

do got vergoss sin rosenvarwes bluot (II 74);

durch sein rosenfarbes plut (III 175);

jeder dacht in seinem muth:
den Albrecht wöllen wir zwingen
dass im sein rosenfarbes plut
muss über sein angesicht tringen (IV 613).

Pressel S. 249 dein rosinfarbnes Blut

326 das schöne rosenfarbne Blut
so aus den Seiten rinnt.

Pia quaedam et. No. 5 de Stephani roseo sanguine martyrii vernant primiciae, eliminat pristinae nubem scripturae ...

Die Ausdauer, mit welcher hier dem Blute das Attribut rosenfarben beigelegt wird und zwar fast ausschliesslich, wenn es sich um heilige Personen handelt, führt zunächst auf die Vermutung, dass dieses Attribut nicht nur nach seinem Anschauungswert empfunden wurde. Eine besondere Art des Rot glaubt ein Scholiast (Agricola v. Latendorf S. 105) damit bezeichnet, denn er sagt: Rosyn rot ist tunckel rot, nicht hoch odder liecht rot, purpureus color, gleich wie der sammat ist, mehr braun denn rot.

Digitized by Google

Ausser jenem Beispiel v. Liliencron IV 613 finden sich aber auch andre profane.

Wunderh. S. 717 dann thät sie mir gross Freundschaft kund
aus ihrem rosenfarben Mund —

hat nichts Auffälliges; denn nicht jeder Mund ist rosenfarbig (wie jedes Blut). S. 389 ist ein Panzer eines toten Helden von Blut rosenrot. Vom Blut wird es ausserdem zweimal ausgesagt

S. 292 es hat ihn (Jesus) kostet sein rosenfarbig Blut, und

S. 446 im kühlen Wasser fliesset sein (eines Kindes) rosenrotes Blut.

Uhland Volksl. S. 332, 8, 3 (= Wunderhorn S. 89)
dein bart will ich dir ausraufen
sag ich dir vil alten man,
dass dir dein rosenfarbes blut
über die wangen muss abgan;

ib. S. 109, 32
das blümli, das ich meine
das ist rosinenrot,
ist herzentrost genennet,
auf breiter heidesstat.

Herders Volkslieder (von Carl Redlich; bei Suphan Bd. XXV) S. 19: deins geyers blut war nimmer so rot (= S. 476). An Edwards Schwert nämlich klebt Blut; schliesslich kommt heraus, dass er weder seinen Geier, noch sein Ross, sondern seinen Vater getötet hat. Hier wird also Blut von Menschen und Tieren verglichen und letzteres scheinbar für heller gehalten; nicht jedoch wird das Blut verschiedener Menschen für verschieden erklärt. Wir wissen ja, dass alles Blut rot ist, dass es keinem Dichter einfallen wird, zwischen Venen- und Arterienblut zu unterscheiden, dass auch das berühmte „blaue Blut“ bisher weder chemisch anders zusammengesetzt noch für das Auge blau erfunden worden ist, Blut ist rot. Nun könnte man ja sagen, rosenfarben heisse einfach rot; es sei gleich, ob auf heiliges oder profanes Blut angewandt, jene Erklärung des rosyn rot als dunkelrot lasse dunkel, warum einigen Personen grade

Digitized by Google

dunkelrotes Blut zugeteilt worden sei, es werde auch nur rot bedeuten.

Mir scheint jedoch, dass dieses Eigenschaftswort hier nicht bloss seinen gewöhnlichen Wert hat, sondern ausser seiner sinnlichen Kraft ein pretium affectionis. Ich habe das Gefühl, als werde das heilige Blut als besonders schön und kostbar gedacht und schmeichelnd-inbrünstig rosenfarbig genannt. Rosenfarbig besässe demnach einen Gefühlswert. Das Blut der Heiligen ist zwar Blut und rot; aber als heiliges Blut besser, wie gewöhnliches. Dieser ihm beigelegte Vorzug wird durch das Schmuckwort rosenrot ausgedrückt. Auch die profanen Beispiele vertragen sich ganz leidlich mit dieser Meinung, davon abgesehen, dass sie bereits zur Formel geworden sein könnten, sodass in ihnen der tiefere Sinn nicht mehr lebendig gefühlt worden wäre, wie in den religiösen.

Das Blut des Albrecht kann ebenso höhnisch rosenfarb genannt werden, wie das des alten Hildebrand (Wunderh. S. 89, Uhl. Volksl. 332); wir würden etwa sagen: Dein kostbares Blut wird dir abgezapft werden. Dass das Blut des ermordeten Kindes (Wunderh. S. 446) rosenfarb genannt wird, scheint uns ganz passend einen Zusatz von Gefühl zu enthalten, während wir sonst gleichgiltig sagen z. B. die Insekten haben rotes kaltes, die Säugetiere rotes warmes Blut. Kurz mir scheint rot nicht bloss eine objektive Farbenanschauung zu enthalten, sondern dabei auch eine Wertbezeichnung. In anderem Sinne hat dies Rochholz Deutscher Glaube und Brauch II, 194 f. für unsere Vorfahren geschichtlich erwiesen. Cf. Schade l. c. p. 50.

Etwas ausgedehnter ist der Gebrauch von grün. Grimm Mythol. III 143 führt aus Wigam 177 an, dass der Bart eines Meerwunders lang und grüenfar[1]) genannt wird. Luthers

1) vgl. Eichendorff, Gedichte, elfte Aufl. S. 305. Am Strom.

Digitized by Google

Sprache ist nicht arm an Wendungen, welche uns heut etwas fremdartig scheinen.

Hiob 30, 12 zur Rechten, da ich grünete haben sie sich wider mich gesetzet u. s. w. 33, 25: sein Fleisch grüne wieder, wie in der Jugend und lass ihn wieder jung werden. Jesai. 66, 14 ihr werdet es sehen und euer Herz wird sich freuen und euer Gebein wird grünen wie Gras. 27, 6 es wird dennoch dazu kommen, dass Jakob wurzeln wird und Israel blühen und grünen wird, dass sie den Erdboden mit Früchten erfüllen. Jes. Sir. 46, 14 ihre Gebeine grünen noch immer, da sie liegen und ihr Name wird gepriesen in ihren Kindern. 49, 12 und der zwölf Propheten Gebeine grünen noch, da sie liegen. Denn sie haben Jakob getröstet u. s. w. Knab. Wunderh. S. 767 hier grünen die Gebeine, die dort der Tod erschlagen. Im Mhd. finden wir min herze daz wirt grüene (Lexer s. v.); es wird grüenez vleisch erwähnt, man sagte grüne als rohes fleisch. Grüne Fische sind Fische, welche noch nicht gesalzen sind (14/15 Jahrh.) Guotiu werc diu dâ grüen waren vor dem zarten got zeigt einige Ähnlichkeit mit unsrer volkstümlichen Redensart jemandem nicht grün sein d. h. nicht freundlich gesinnt.[1]

Religiöse Dichter des 19. Jahrh. verschmähen die Farbe auch nicht. So singt K. Gerok (Geistl. Lieder im XIX. Jahrh. S. 169) Schnee zerschmilzt in allen Ecken, goldnes Grün umsäumt die Hecken — wie Goethe: grün ist des Lebens goldner Baum. Derselbe übersetzt einen Vers des Euripides (V, 653): auf Erden grünet überall ein Vaterland. Der griechische Text heisst Tragic. fragm. ed. Nauck p. 437 ὡς πανταχοῦ γε πατρὶς ἡ βόσκουσα γῆ. Ein andrer (Weyermüller Geistl. L. d. 19. Jahrh. S. 578) ruft aus:

O wie grünts in unsern Herzen
Wenn getilgt die Sündenschmerzen.

1) Wackern. l. c. III 39.

Im Parzival 330, 20 Lachm. ist von grüner Freude gesagt, dass sie fahl wird dâ von min grüeniu freude ist val.

Der grüne Donnerstag endlich (vgl. Gr. W. B. II S. 1252, 53, wo grün als Synonymum von heil richtig erklärt wird gegen andere Auffassungen) hat auch seine farbenreiche poetische Verherrlichung gefunden:

Tag der solche Blüte treibet
Die ganz unverwelklich bleibet,
Du Erquickungstag der Frommen
Sei uns tausendmal willkommen.
Mitten in der Teufelshöhle
Grünest du vor unsrer Seele,
Ja noch in des Todes Wehen
Wirst du grünend vor uns stehen. (19 Jahrh. S. 579).

Die jugendlich grünenden Locken in der Braut von Messina scheinen keineswegs ein rhetorisches Kunststück zu sein, sondern auf volkstümliche Redewendungen zurückzugehen (vgl. Pott in K. Z. II 108).

Bei v. Liliencron IV 79 lesen wir:

Das Hirschhorn wieder grünet,
Der Strauss ist Eisens satt,
Sein Feindschaft ist versünet,
Got im geholfen hat.

Zur zweiten Zeile bemerkt v. L.: der Östreicher ist mit seinem Krieg am Ende.

Da hier an die Pflanze Hirschhorn nicht zu denken ist (sie ist keine deutsche), so bleiben nur zwei Möglichkeiten der Erklärung. Entweder es ist von wirklichem Hirschhorn die Rede: dann wäre gemeint, dass jetzt die Zeit ist, wo das Geweih der Hirsche wieder wächst, der Frühling; oder es ist figürliches Hirschhorn gemeint. Offenbar dies letztere. Denn wenn in der zweiten Zeile „der strauss“ des eisens satt genannt wird, so muss das Hirschhorn in der ersten Zeile das Symbol des Gegensatzes vom „strauss“ sein. Da der strauss

Digitized by Google

den Östreicher bedeutet, so muss das Hirschhorn den Würtemberger bedeuten. Es ist in der Tat[1]) das würtembergische Wappen. Der Sinn ist also: jetzt kommt das Hirschhorn (der Würtemberger) wieder zu ruhiger Entwickelung, er sammelt Kräfte. Wie ist der Ursprung der Redensart zu erklären? Heisst grünen im allgemeinen wachsen, zu Kräften kommen, grösser werden, oder ist der besondere Vergleich in der Seele des Dichters lebendig gewesen? Wie im Frühling das Geweih der Hirsche (gleichsam) grünt, grösser und stärker wird, von neuem wächst, so jetzt dieses Hirschgeweih, nämlich der Herzog von Würtemberg.

Unter allen Umständen hat grünen nicht sinnlichen Anschauungswert, sondern abstracten Vorstellungswert (vgl. v. Diff. IV, 182).

Der Superlativ findet sich bei Fr. Dernburg, Des deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom 1884, Berlin, S. 126: Damit ist denn das Gesprächsthema für diejenigen gegeben, denen in der Eisenbahn der Schlaf versagt, bis uns der anbrechende Morgen aus der grauen Theorie in die grünste goldene Wirklichkeit versetzte. Wir waren in der Huerta di Valencia dem glücklichen Tale . . .[2])

Der Comparativ grüner findet sich als allgemeiner Schmuck unter andern Hyperbeln bei Albr. von Halberstadt 32, 231 maget grüner dan der klê, klârer dan der wilde sê, liechter danne ein spiegelglas, schôner danne ein wisengras, vrischer danne ein sumerlate, sûzer danne sumers schate oder winters sonnenschîn, gelwer danne blumelîn, edeler dan der meige. Herder Volkslieder S. 179 was ist grüner als grünes Gras? Gift ist

1) wie Prof. R. Hildebrand mir auf meine Anfrage mitzuteilen die Güte hatte.

2) Comparativ von schwarz Albr. v. Halberst. 22 a Bartsch l. c CXLIII der Einleitung: swerzer denne ein kol, wozu sich stellt griech. *μελάντερον ἠΰτε πίσσα* Jl. IV 277, Becker Hom. Bl. p. 312. Dass die Veilchen zur Abwechslung auch einmal braun genannt werden, ist zu lesen bei Scherer Qu. F. XII p. 118.

Digitized by Google

grüner als das grüne Gras (aus dem Englischen; auch bei Goethe, die Fischerin, Werke in VI Bänden, Cotta, 1869, II S. 166) — ist mir unklar. Ferner kann er, auf jenen Edelstein (Nib. 1721) angewendet, bedeuten von leuchtenderem Grün, als Grasgrün; dann hat grün nicht seinen gewöhnlichen Wert. Nicht denselben Sinn kann es haben in der Redensart sie wart vor schrecken noch grüner danne ein gras: denn hier soll nicht eine nach der guten Seite hin auszeichnende Eigenschaft angedeutet werden. Wenn Sappho in dem bekannten Gedicht[1]) beim Anblick des Geliebten vor Erregung bleicher wird als Gras, so gibt dies eine deutliche Anschauung; denn χλωρός heisst sowol grünlich als gelblich; sie wird also noch mehr gelbgrün als die jungen Grastriebe, welche das eigentliche Blattgrün noch nicht entwickelt haben. Was soll es in unsrer Stelle bedeuten? Es gibt nur einen Sinn, wenn wir es ebenso auslegen. Dann scheint aber nicht zu leugnen, dass die Anwendung einer gewissen Weite der Anschauung zuzuschreiben ist, wonach grün eben auch, nicht wie gewöhnlich, gelblichgrün ist.

Wenn rohes Fleisch grün genannt wird, wenn die Gebeine grünen, wenn (in der Topographie der Teufelshöhle) der Tag vor unsrer Seele grünt, wenn gute Werke vor Gott grün sind, so ergibt sich, dass grün nicht durchweg seinen sinnlichen Anschauungswert hat, obgleich es, als Farbenname, durchaus eine sinnliche Anschauung vertritt.[2])

Wenn Platen III 29 (Werke in 5 Bänden, Cotta 1853 und 1854) sagt:

blauer als die Wogen rollen glänzt der Himmel, wie krystallen

---

1) Χλωροτέρα δὲ ποίας ἔμμι (V. 15 von φαίνεταί μοι κῆνος ....) Herder, Volkslieder, Werke von B. Suphan Bd. 25. S. 87 übersetzt „wie zartes Gräslein bebte blas die Lippe“.

2) Turgenjeff, Tagebuch eines Jägers, Reclam, S. 158 spricht von goldigem und schwarzem Grün.

Digitized by Google

III 64 Doch stand er hoch in ungeheurer Ferne
Der lieblichste, der goldenste der Sterne

so soll damit das Blau des Himmels als glänzender, der Stern als der glänzendste oder liebste bezeichnet werden. Das goldene Tal (Goethe, Iphig. III 1) ist das schöne, wertvolle Tal. Goldne Mädchen, goldne Thäler Herder, Volksl. S. 410. 605. Th. Storm (Im Walde): sie hat die goldnen Augen der Waldeskönigin — kommt uns schon etwas gekünstelt vor. Etwas kühner ist Eichendorff in Farbenbezeichnungen.

Von innen fühlt' ich blaue Schwingen ringen,
Die Hände konnt' ich innigst betend heben — (S. 67);

und zogen
ihn in der buhlenden Wogen
farbig klingenden Schlund (S. 69);

und wer dann noch mag fragen,
freudlos in blauen Tagen [1])
der wandern und fragen mag
bis an den jüngsten Tag (S. 85);

Fraue, in den blauen Tagen
hast ein Netz du ausgehangen (S. 219);

Ach, von euch, ihr Frühlingsfahnen,
kann ich, wie von dir, nicht lassen!
Reisen in den blauen Tagen
Muss der Sänger mit dem Klange (S. 220);

Wollt sie doch keinen andern haben,
ging mit mir durch Wald und Feld,
prächtig in den blauen Tagen
schien die Sonne auf die Welt (261);

Mir ist in solchen linden, blauen Tagen,
als müssten alle Farben auferstehen,
aus blauer Fern' sie endlich zu mir gehen (323);

Nach den schönen Frühlingstagen,
wenn die blauen Lüfte wehen,

1) Goethe: ein rosenfarbenes Frühlingswetter umgab das liebliche Gesicht.

Digitized by Google

Wünsche mit dem Flügel schlagen
und im Grünen Amor zielt ... (227);

Denk ich, du Stille, an dein ruhig Walten,
an jenes letzten Abends rote Kühle (283);

Losgerissen aus den Klüften
silberner die Ströme gehen (285);

So singt, wie Sirenen
von hellblauen, schönen
vergangenen Zeiten (306);

Der Erde Kläng' und Bilder
tiefblaue Frühlingslust,
verlockend wild und wilder,
bewegen da die Brust (358).

Blaue Tage, daran zweifeln wir ja nicht, sind Tage, an welchen der Himmel blau ist; wenn blaue Lüfte wehen (S. 227), so ist damit auch schön Wetter gemeint: obgleich hier schon die Anschauung mehr verlassen ist, als in dem ersten Beispiel. Denn wenn wir von einem hellen, düstren, grauen Tag reden, so lassen wir uns auch den blauen gefallen: dagegen erhalten die Lüfte sonst nicht Prädikate, welche durch das Gesicht warnehmbar sind. Bei der tiefblauen Frühlingslust sollen wir an den Himmel denken, dessen tiefe Bläue im Frühling den Dichter entzückt, wie die rote Kühle wiederum nicht an sich rot ist, sondern die Abendkühle ist, während die sinkende Sonne den Himmel rot färbt.

Aber so verständlich drei andere Beispiele auch sind, so weichen sie doch von der gewöhnlichen Art zu denken und zu reden ab. Hellblaue schöne vergangene Zeiten ist kaum etwas anderes als sehr angenehme, schöne Zeiten; das andere Mal wird der Grad der Annehmlichkeit durch tiefblau ausgedrückt — die tiefblaue Frühlingslust — und die blauen Schwingen endlich können auf Anschaulichkeit gar keinen Anspruch erheben, sondern würden zu erklären sein durch einen Vergleich. So schön und poetisch, so angenehm und freudig bewegend die Farbe des blauen Himmels ist, ebenso

Digitized by Google

waren in meiner Empfindung, sagt der Dichter, meine Schwingen d. h. das Gefühl der Erhebung und der Drang in die Ferne. Blau ist also nicht blau, sondern schön, begeistert; es hat also nicht Anschauungs- sondern Gefühlswert.[1])

So heisst auch grau nicht immer grau, selbst bei sinnlichen Dingen; denn Goethe, Divan, Nachklang, schreibt:

Von Wolken streifenhaft befangen
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzensthränen grau.

Kleist, Prinz v. Homburg IV, 1:

O dieser Fehltritt, blond mit blauen Augen,
Den, eh' er noch gestammelt hat: ich bitte,
Verzeihung schon vom Boden heben sollte,
Den wirst du nicht mit Füssen von dir weisen[2])

meint ja natürlich mit dem abstracten „Fehltritt“ den Prinzen, der vermutlich blond und blau war, aber es sieht ganz so aus, als wollte die flehende Natalie die Verzeihung erbitten, indem sie den Fehltritt blond und blau = sehr rührend und liebenswürdig nennt.

Was sollen wir uns denken, wenn Immermann (Tristan und Isolde) nach alten Mustern den Neid gelb und missfarbig nennt? „Da sprach kein gelber oder missfarbiger Neid.[3])“

---

1) Populär: die Blaubeeren sind rot, wenn sie noch grün (unreif) sind.

2) Kleist scheint damals (oder immer?) eine Vorliebe für blondes Haar gehabt zu haben, denn auch I 4 lesen wir:

und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
mit blondem Haar von Wohlgeruch ganz triefend —
ach, wie den Bräutgam eine Perserbraut —
so legt ich hier in ihrem Schoss mich nieder.

3) Populär: sein blaues Wunder sehen. Blau ist hier nicht blau. Bürger, Ged. Hemp. p. 60 mein blaues Wunder sah' ich. Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch u. s. w. Zweiter Band, 1867, S. 275 f.

Digitized by Google

Nicht alle Beispiele, die oben angeführt sind, zeigen denselben Grad der Entwickelung bis zu einem blossen Gefühlswert, nicht alle weichen gleich stark ab von der gewöhnlichen Rede- und Denkweise. Das Gold ist ja ein sehr beliebter Redeschmuck; goldrein heisst völlig rein, sehr rein; goldene Tage sind kostbare, schöne Tage; Goldkinder werden Kinder genannt, welche ihren ge- oder verblendeten Eltern scheinbar Wunder von Klugheit und Artigkeit vormachen. Auch hier macht die allgemeine Formel bemerkbar, dass es Übergänge zwischen den Dingen gibt. Noch wissen wir keine Grenze zwischen Tier und Pflanze, keines von beiden können wir in die unüberschreitbaren Grenzen einer Definition einschliessen; in der Wissenschaft gehen die einzelnen Teile der Philosophie in einander über; der Name Psychophysik bezeichnet gleichfalls ein mittleres Gebiet; die Grenze zwischen sinnlich angenehm und ästhetisch schön ist fliessend: so auch bei den Erscheinungen der Sprache. Von dem was gang und gäbe ist geht es mit kleinen oder grossen Schritten der Analogie zu dem Ungewöhnlichen und Seltsamen.

Gott im Gewitter und andere populäre Metaphysik; Wind und Seele.[1])

Die auf einer gewissen Stufe geistiger Entwickelung den Menschen eigene Neigung, die physikalischen Vorgänge auf die Wirksamkeit geistiger Mächte zurückzuführen, erhält je nach

---

Ausserdem II S. 189 f. Rot und Blau, die deutschen Leibfarben. Wieland (Elfter Teil, Hempel S. 83) spricht von blauen Märchen d. h. sonderbaren, unglaublichen.

1) Wie die Geister Wetter machen und den Lauf der Welt beeinflussen, so auch die christlichen Mächte. Vergl. darüber Gr. Myth. I 125. II 620. III 226. III 55.

dem Beurteiler verschiedene Namen. Geisterglaube, Aberglaube, Glaube, Mythologie, Phantasie — darunter können wir wählen, um jene menschliche Ausdeutung der Welt durch eine Formel zu bezeichnen. Hier kann sie wiederum populäre Metaphysik heissen, weil ja doch die Natur durch Übernatürliches gedeutet wird. Nicht alle ihre Erscheinungen laden die Seele des Menschen gleichmässig zu dieser Thätigkeit ein. Diejenigen offenbar werden die ungeschulten Bemühungen seines Nachdenkens am meisten erregen, welche in engster Beziehung zu seinem Wohl und Wehe stehn. Werden demnach seine Gedanken durch seine Beschäftigungen gelenkt und an seine wichtigsten Lebensverhältnisse und Bedürfnisse angeschlossen, so müssen wir erwarten, dass auf diesem Gebiet die Gebilde seiner Metaphysik aufspriessen und sich am zähesten erhalten.

Dazu gehören denn alle Vorstellungen über göttliche Wesen im allgemeinen, über den Tod und die Schicksale der Seele nach dem Tode, über das Verhalten der Seele im Leben, über die Wirksamkeit der Geister, welche den Menschen Wohl und Wehe bereiten können und über die von ihnen beeinflussten Naturerscheinungen, welche, wie Wetter und Gewitter, für ihn merkwürdig und wichtig sind.

Heidnische Elemente des Glaubens haben sich mit christlichen, aus dem Alten und Neuen Testament, verbunden, und es ist bekannt [1]), dass die christlichen Heiligen wiederholt geduldig herhalten mussten, um durch die Überlieferung gegebene Verrichtungen und Prädikate auf sich zu nehmen, welche ehemals heidnisch waren.

Bei Daniel I 225 lesen wir

---

1) Literatur: Grimm Myth.[4] I 237. II, Vorrede XXVIII. III Vorr. VIII. I 145 v. Raumer l. c. S. 280/281. Wuttke l. c. § 9 f. § 27. § 21. Gr. Myth. I 152 „der älteste Troubadour nennt Christus den Herrn des Donners Jhesus del tro“. Grimm, hymnor. ct. p. 20, 1. Knapp l. c. II p. 412 No. 2518, 4.

Digitized by Google

Paule doctor egregie
nubes volans ac tonitrum
per amplum mundi circulum.

Paulus also wird hier mit dem Wetter in ursächliche Verbindung gebracht in Folge eines Analogie-Fehlschlusses. Das Wetter wird von Geistern gemacht, mitunter von Wodan. Die sind jetzt abgesetzt. Also wird das Wetter von den neuen Mächten, welche die Regierung nach Aussage kompetenter Personen angetreten haben, besorgt. Darunter ist ein hervorragender Paladin Paulus. Warum sollte er nicht die Wolkenkulisse schieben und den Donner machen?

Im Alten Testament haben die vielen Stellen, welche, meistenteils um Gott zu preisen, davon handeln, dass er im Gewitter zürnt, dass er Donner und Blitz ausgehen lässt, dass die Schlossen nach seinem Willen vernichtend herniedersausen, dass er das Gefilde mit befruchtendem Regen tränkt, vielleicht noch einen besonderen, altertümlichen Sinn — wenn nämlich auf die immer reiner und edler hervortretende Vorstellung von Jahve ältere Vorstellungen mit herübergenommen wurden, nach welchen Gott als ein besonderer Gott des Himmels gedacht wurde, wie denn sein Aufenthalt im A.-T. wiederholt in den Himmel verlegt wird. Das abgeblasste Bild seiner Naturmacht wäre dann in jenen Formeln noch sichtbar. Von diesem Zusammenhange kann jedoch im Neuen Testament nicht mehr die Rede sein. Gott besorgt ja freilich den gesammten Weltlauf, trotzdem fällt es Niemandem ein, Gottes Wirksamkeit zu profanieren durch Herbeiziehung für alle trivialen Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens. Kehrt also trotzdem diese Vorstellungsreihe wieder, so ist es nur möglich, sie auf die Macht der Überlieferung zurück zu führen. Das Gefühl, mit welchem einst jene Überzeugung ausgesprochen wurde, war ein anderes, als das heutige.

So finden wir denn formelhaft (Breviar. eccles. Halberst. Cathedr. iuxta ritum antiquum ca. 1780):

Digitized by Google

p. 5 rector potens verax Deus qui temperas rerum vices, splendore mare instruis et ignibus meridiem (= Brev. eccl. Magdeb. 1518. Fol. XVI)

p. 8 lucis diurnae tempora successibus determinans (Deus)

p. 14 quid est tibi mare, quod fugisti et Jordanis qui conversus es retrorsum — montes exultastis sicut arietes et colles sicut agni ovium

Breviar. 1498, c: per quem (filius Dei) fit machina celi et terre maris et in his degentium, per quem dies et hore labant et se iterum reciprocant

Berl. Ges. B. 836, 5
Erhebet ihn den Gott der Allmacht
Der in Gewittern wohnet

837, 4 Du rufst vom Wolkensitze
Den Boten deiner Macht
Dem Wettersturm, dem Blitze

840, 6 Du rufst die Wolken in das Land

845, 2 Im Wetterdunkel wandelt er;
quando subis atrae nubis effugit obscuritas

ist eine Anrede an den heil. Geist.[1])

Dass der Wind Flügel hat, ist eine Vorstellung[2]), welche, mehr oder weniger real gedacht, uns oft begegnet, vgl. Schwartz P. N. A. II 47 f. In mythologischen Zeiten wird sie uns nicht in Erstaunen setzen; in nicht-mythologischen dagegen kann sie nur als stilistisches Überbleibsel angesehen werden. So und so oft ist von den Flügeln des Windes die Rede gewesen, so ist weiter die Rede davon, selbst wenn die Anschauung nicht mehr lebendig ist.

Der Prophet Hosea sagt 4, 19 der Wind mit seinen Flügeln wird sie gebunden treiben und müssen über ihrem Opfer zu Schanden werden; ausserdem II Sam. 22, 11 und er schwebte auf den Fittigen des Windes — Ps. 18, 11. Ps. 104, 3 und

---

[1]) Beispiele aus dem A. T. sind unnötig. Simon Dach l. c. S. 341. 388. 296. Mützell l. c. III S. 825. 827. 830. 836. 838.

[2]) Gr. Myth.[4] I 527. Mützell l. c. III S. 836. Wackern. III 180 (ἔπεα πτερόεντα). 226. Simrock l. c. S. 28, 29, 66.

Digitized by Google

gehest auf den Fittigen des Windes. Knab. Wunderhorn S 108. 115. 199. Bürger p. 185, Hemp., Winde, lasst die Flügel fallen! Ossian hat viele Beispiele davon.

II 123 Du bist ein Blitzstrahl, wolkenentstürzt,
der aufs Gebrüll des Meeres sich senkt
und bindest die Flügel dem Sturm.
So kämpfen graue Geister wild (II 300)
in finstrer Nacht auf Wolkenhöhen
hadernd um die nächtigen Flügel
des wintrigen Sturmes, der die Wetter
zerreisst und sie stürzt auf die Flut.
. . . vergleichbar den Stössen des Windes, (III 197)
der zu Zeiten die Flügel noch zuckt,
wann verbrauste das Toben des Sturmes.
warum braust ihr auf düsteren Schwingen (III 402)
ihr heulenden Stürme der Luft?
drunter schwingen den Flügel die Winde (III 463).
wie das Krachen im alternden Wald (III 476)
unterm Flügel des brüllenden Sturms,
wann tausend furchtbare Geister
zerbrechen die Bäume bei Nacht.
Seid nah mit euren Flügeln all (III 485)
ihr Wind' und tragt den Klageton
zu Fionnghals luftiger Halle.

Berl. Ges. B: 307, 2. Hätt ich Flügel gleich den Winden

Goethe: Die Winde schwangen leise Flügel —,

Eichendorff: Winde, Gottes Flügel;
Der lustge Sturmwind fliegt vorauf —

Der Zusammenhang zwischen Seele und Wind ist uralt und allbekannt. Daher werden über die Seele sinnliche Aussagen gemacht, sie erscheint als Hauch und Wind, geht in die Luft und dort vereinigen sich viele solche Hauche oder Seelen, um ihr Wesen zu treiben. Da die Seele Wind ist, so hat sie natürlich gelegentlich auch Flügel. Die indischen Vorstellungen bei Kägi l. c. S. 95 f. S. 207, aus dem Griechischen haben wir das Zeugnis des Hesiod:

Digitized by Google

Opera et dies v. 122

αὐτὰρ ἐπεὶ μὲν τοῦτο γένος κατὰ γαῖα κάλυψε
τοὶ μὲν δαίμονές εἰσι Διὸς μεγάλου διὰ βουλὰς
ἐσθλοί, ἐπιχθόνιοι, φύλακες θνητῶν ἀνθρώπων ...

253: *τρὶς γὰρ μυρίοι εἰσὶν ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ*
ἀθάνατοι Ζηνὸς φύλακες θνητῶν ἀνθρώπων
οἵ ῥα φυλάσσουσίν τε δίκας καὶ σχέτλια ἔργα
ἠέρα ἑσσάμενοι πάντῃ φοιτῶντες ἐπ' αἶαν. [1])

Archaistisch, so zu sagen, klingt Dach S. 319 (vgl. 121. 145. 188)

Ihr Väter und ihr Seraphinen
Du grosse Himmels-Bürgerey,
Ihr, die ihr theils durch grosse Treu
Den Menschen euch bemüht zu dienen,
Theils Gott ohn' Ende loben müsst ...

Im A. T. ist der Odem des Menschen, seine lebendige Seele, ein Hauch Gottes (Genes. II 7). Das Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch (Weish. Salom. II 2) und unsere Rede ist ein Fünklein, das sich aus unserem Herzen reget. Wenn dasselbige verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie eine Loderasche und der Geist zerflattert, wie eine dünne Luft. Ja auch in einer Stelle des Ezechiel (37, 9) scheint diese Gleichheit anzunehmen, wenn es heisst: So spricht der Herr, Wind komme herzu aus den vier Winden und blase die Getöteten an, dass sie wieder lebendig werden. Bekannteres bleibe unerwähnt. [2])

---

1) Gryph. l. c. S. 81 entschlafen sind diese so in dem Wolkenzelt sich ihren Sitz erkoren; cfr. Schade l. c. p. 13 polorum sorti ...

2) Seele = Stimme = Hauch in einem Liedchen bei Herder ed. Suphan Bd. 25 S. 126 V. 8:

Waldsänger! kleines Volk im Hain
das dort mit tausendfachem Schall
sein Seelchen jedes schwach und klein
hinwirbelt! Sänger allzumal,
was seid ihr — zu der Nachtigall?

Digitized by Google

In der abendländischen Literatur finden wir diese Anschauung bei Ossian.

I 139 gleich Wolken, dem Wagen der Geister
wann herstürmen die Söhne der Luft
Todestrauer bringend dem Volk

II 202 sein Geist entfloh mit Geräusch

III 218 oder schwebt sein Geist mit Geräusch?

II 249 hiermit (mit Nebel) kleiden die Schemen der Vorwelt
ihr gediegenes Gebild am Winde
von Windstoss hüpfend zu Windstoss

II 357 öfnet eure Halle dort
Väter Toskars, Bewohner der Luft
öfnet eure Wolkenpforte.

Die alte Vorstellung pflanzt sich nun fort in der kirchlichen Poesie.

Dan. I 138 quae pigra cadavera pridem
tumulis putrefacta iacebant
volucres rapientur in auras [1])
animas comitata priores.

Hier sind wir Sünder gewesen [2])
drum müssen wir alle verwesen
und mit Christo wieder auferstehn
zur ewigen Seligkeit eingehn.
Hier ist er ein Angst gewesen
dort aber wird er genesen
in herrlicher Freud und Wonne
leuchten als die helle Sonne.
Der leichnam der jetzt ligt und start
wird nun gar bald in schneller fart
schweben in lüfften unbeschwert
gleich wie die seel leicht dahin fert. [3]) (= Mützell III 999)

1) Vgl. den Gassenhauer die Seele schwinget sich wol in die Höh'. Seele als Vogel Wackern. III 234. Simrock, Edda S. 326, 53. Im „Husarenglauben" Wunderh. S. 33 schwingt sich die Seele gleichfalls durch die Luft.

2) Christl. Gesenge, lat. u. deutsch u. s. w. Nürnberg 1573. No. 12. 16. 21.

3) Vgl. Gesangbuch nach 1587 No. 162.

Digitized by Google

Was vor todt Gebein und verfault war
So bald aus dem Grab kommen hervor
Und dann mit den vorigen Seelen
Sich vor Gottes Angesicht stellen [1])
Der Leichnam so jetzund im Grab [2])
Verwesen thut und nimmet ab
Zur selben Stund eilend und schnel
Sampt der Seel im Himmel erhaben
Ewig Gott wird Danck sagen.
Die lengst verfaulet in der Erd [3])
Und jetzund waren nichts mehr werth
Werden verzucket seyn gar schnel
Und suchen die vorigen Seel.

Mützell III 1069 es führt dahin ein weiten Weg
mein Seel mit grossem Leid.

Im Neuen Testament Ephes. 6, 12: Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.[4])

Auch im A. T. scheint dieser Glaube vertreten Weish. Salom. 17, 14: Die aber zugleich dieselbige Nacht schliefen (welche eine greuliche und eine rechte Nacht und aus der greulichen Hölle Winkel gekommen war) wurden etliche durch grausame Gespenster umgetrieben, etliche aber fielen dahin, dass sie sich des Lebens erwegeten (vgl. Jesai. 13, 21).

Wir kommen zu den Kirchenvätern. Hierher gehörige Stellen sind öfter gesammelt. Wir citieren hier einfach Augustin. civ. dei X 23, Euseb. praepar. evangel. VI, 4, 2 und Theodoret. disputt. ed. Schulz, tom. IV p. 202.[5])

---

1) ib. No. 39. Vgl. Geistl. Lieder, mit einer newen Vorrede. D. M. Luther. Leipz. 1555 fol. CLXX. Hymnorum hexas. 1625 p. 20. p. 183. 188
2) ib. p. 506.
3) ib. 508.
4) Vgl. Max Müller Hibbert Lectures 1878 p. 110 f.
5) Ztschr. f. Völkerps. XIV S. 230. E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867.

Digitized by Google

Dan. I 139 Deus ignee fons animarum ... humus excipit
arida corpus, animae rapit aura liquorem

III 125 οὗτος γὰρ παράγεται ὥσπερ καπνὸς ἀπὸ γῆς

III 154 (syr.) Flügel schafft er ihnen an
Schnell durchfliegen sie die Luft
Beten an den Heissersehnten

IV 336 nunc Deo iunctus superisque divis
alta caelorum super astra vivis.

Pressel S. 271 die Seele nimm zu dir hinauf
zu deinen Freuden

ib. 358 was ist sein Geist? ein halber Mund voll Luft
der so viel denkt und schafft und hofft (= Gryph. l. c. p. 27)

432 in dem herlichen Liede „Jesus meine Zuversicht"
denn ihr sollt euch durch die Luft
eurem Heiland zugesellen.[1])

Zum Schluss einige Belegstellen aus profanen modernen Dichtern.

Eichendorff S. 76 süssschauernd dehnt der Geist die grossen Flügel

S. 372 und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus;
flog durch die stillen Lande
als flöge sie nach Haus.

Kleist, Penthesilea XIV

in welchen fernen Glanzgefilden schweift
dein Geist umher mit unruhvollem Flattern?

I S. 168 f. Meyer, der Aberglaube des Mittelalt. 1884 S. 339 f. Die bekannte Vorstellung, dass die Seele über ein Wasser muss, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, findet sich wieder im Jahre 1466, v. Lil. I 547: er stiess in von der brucken ab, der almechtig sein sele hab! Nun hort, was Has ferner anfing: gar bald er durch das wasser ging in jene welt zu tale auf ainem staig unschmale, daselbst er seinen herren sah ... Doch ist fraglich, ob es nicht hier bereits blosse Redensart ist, zumal die Fahrt über Wasser an eine bestimmte Stelle auf Erden gebunden ist.

1) Vgl. Schwartz Poet. N. A. I p. 270 f. Knapp l. c. II p. 775 schreibt auch: siegreich sollt ihr aus der Gruft.

Digitized by Google

Byron p. 757[1] (hebr. Melod.) äussert sich zweifelnd:

wohin entflieht die Seele dann,
wenn dieser arme Staub erstarrt,
sie, die nicht ruhn noch sterben kann,
indess die Hülle man verscharrt?
Wird sie dann körperlos sich heben,
indem sie Stern für Stern durchzieht?
Wird sie im ewgen Raume schweben
Als Auge, welches Alles sieht?

Die Ausmalung der überweltlichen Existenz ist aber erst vollendet, wenn die Seele einen dauernden Ruhesitz gewonnen hat. Dies ist freilich eine sinnlich-heidnische Redeweise; aber sie entspricht der ehemaligen und heutigen religiösen Metaphysik. Spricht doch auch Augustinus vom Fleisch, das geistig werde: caro facta spiritalis. Erst wird nun das Bild, welches die religiöse Phantasie zu entwerfen liebt, hier aufgehängt, dann werfen wir einen kritischen Blick auf seine Bestandteile und seine Composition. Die religiösen Vorstellungen des 17. Jahrhunderts veranschaulicht Simon Dach (1605—1659). Die Seele entweicht hinauf (S. 193. 118. 324. 145. 319) und wird, ein wenig sinnlich, warmer Geist genannt S. 107. Sie gelangt in ein Lichtreich (S. 357. 157. 188. 199. 292); er spricht vom Himmelssaal S. 139. 222. Als Probe setze ich zwei Verse her S. 124:

eil aus der finstern hölen
mit meiner armen seelen
und bring mich an das licht,
da du selbst, glantz und sonne,
mit strahlen deiner wonne
verklärst mein angesicht. Und S. 586:
Du hergegen schwebst in wonne
glänztest heller als die sonne
umb das schöne himmels-feldt,
wilt da neue herschaft lernen,
deinem Hause beygesellt
und der bürgerschaft der sternen.

---

1) Byron deutsch von Adolf Böttger. Leipzig 1845.

Nach der Auferstehung werden wir alle vor der bancke stehn (133), die Christus selbst wird hegen, er dessen Auge sieht (207), was in der Welt geschieht, ja, selbs die sonne blendet. S. 146: „schau, ich werd jetzt aufgenommen zu den Frommen und dem grossen Himmelsheer“ — ist nicht ganz klar. Das Himmelsheer könnte ein Missverständnis des biblischen Ausdrucks sein.

Aus dem Berliner Gesangbuch:

37, 1 noch sing ich hier aus dunklen Fernen
Herr meines Lebens dir mein Lied,
bis einst, weit über allen Sternen,
dich mein verklärtes Auge sieht.

336, 7 so steig ich denn die Bahn des Lebens da hinan
wo Gnad auf Gnade fliesset

403, 4 schmal ist der Weg zu deinen Höhn

480, 5 himmelan wird mich der Tod
in die rechte Heimat führen

615, 3 auf dem Wege zu den Sternen
ist des Kreuzes Last gar viel

722, 2 der nun befreite Geist ist himmelwärts gereist

731, 4 ich steig empor zu jener Himmelsburg

765, 1 das Lichtreich der Unsterblichkeit

774, 1 Jerusalem — du Himmelssal [1])

756, 3 aus dem eitlen Weltgetümmel
schwing ich mich empor zum Himmel

745, 1 die müde Seele wird hinübergetragen in den Himmel

777, 6 und aller hohen Geister Schar
und was auf Erden heilig war
sind alle meine Brüder;
sie alle sind vereint mit mir
und singen treuer Heiland dir
des Dankes Jubellieder,

wie es lateinisch heisst:

gaudet chorus caelestium et angeli canunt deo.

---

1) Gr. Myth.[4] II 685. Mützell l. c. II 493. III 922 V. 6. 1038 V. 25. Zinzendorf, Geistl. Lieder v. Daniel p. 20.

Digitized by Google

Aus früherer Zeit endlich (Etlich cristlich Lider ..... Wittenb. 1524)

gen hymel zu dem vater mein
far ich von disem leben; (Breviar. Halberst. 1780):
p. 35 magnae Deus potentiae qui ex aquis ortum genus partim
remittis gurgiti, partim levas in aera.

In dem herrlichen Liede „Nun ruhen alle Wälder“ lautete die dritte Strofe

Der Tag ist nun vergangen
Die goldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssal;
Also werd ich auch stehen,
Wenn mich wird heissen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Im Berl. Ges. Buch ist der Text etwas geändert:

Der Tag ist nun vergangen
die goldnen Sterne prangen
in jenen Himmelshöhn.
So werden Herr die Deinen
einst Sternen gleich erscheinen;
auch ich werd' unter ihnen stehn.[1])

Der kritische Blick hat natürlich nur die Absicht, die geschichtlichen Bestandteile dieser Vorstellungen auszusondern und er ist notwendig, da ja diese Vorstellungen in der uns vorliegenden Literatur geschichtlich entstanden sind. Da Gott allgegenwärtig ist, so hat die Seele, wie Lotze bemerkt, ja doch keinen Weg zurückzulegen, um zu ihm zu kommen.[2]) Frühzeitig tritt uns unter den religiösen Anschauungen unserer Vorfahren auch die entgegen (Raumer l. c. p. 342) wan da

1) Griechisch Aristoph. Pax v. 832
οὐκ ἦν ἄρ᾽ οὐδ᾽ ἃ λέγουσι κατὰ τὸν αέρα
ὡς ἀστέρες γιγνόμεθ᾽ ὅταν τις ἀποθάνῃ;

2) übrigens heisst es Weish. Salom. I, 7 der Weltkreis ist voll Geistes des Herrn.

er (Gott) aller kagenwurtig ist in allen steten. Ist nicht damit folgerichtig die von G. Th. Fechner ausgesprochene Überzeugung verbunden, dass Jenseits und Diesseits eine Einheit bilden, dass wir — im Jenseits — in derselben Welt weiter leben, in der wir jetzt leben?[1]) Allein diese Logik ist zu trocken gegenüber den festgepressten Bestandteilen einer tausendjährigen Überlieferung und zu tatsächlich gegenüber den Bedürfnissen der religiösen Phantasie.

Ist es uns wirklich gestattet, die Seele einem Hauch gleichzusetzen? Dürfen wir sagen, dass sie in die Lüfte fährt? Ist es nicht sinnlich-heidnische Anschauung oder Redensart ihr Flügel beizulegen? Es ist, dünkt mich, so unerlaubt und widerspruchsvoll, wie wenn Uhland (dessen Gedichte Goethe oft schwach und trübselig fand, Gespr. m. Eckermann I. S. 55 Reclam vom 21. Oktober 1823) in dem Gedichte „Die Vätergruft" die Geister einen wunderbaren Gesang singen lässt. Trotz der von Fechner in Angriff genommenen vergleichenden Anatomie der Engel[2]) sind wir doch nicht weit genug, um eine Seelen-Anatomie begreiflich zu finden, wie diese. Denn wenn die Geister Geister sind, so haben sie keine Kehle und Stimmbänder und was sonst noch daran hängt, und können also auch nicht durch wunderbare Laute mahnen.

Das himmlische Jerusalem, schon an sich ein Tropus, bevölkert „von den früheren Seelen", gemahnt doch sehr deutlich an die heidnischen Vorstellungen von einer räumlichen Veränderung des Aufenthalts der Seele nach dem Tode, mögen diese Vorstellungen in Indien, Griechenland oder Deutschland zu finden sein. Kurz diese Wendungen haben nicht ihren ursprünglichen Sinn; in ihrer gegenwärtigen Umgebung nehmen sie sich widerspruchsvoll aus, wie es denn schon in gewissem

---

1) Zend-Avesta III, 67. 116. 231. Büchlein vom Leben nach dem Tode, dritte Aufl. 1887 p. 11. 49. 53 u. s. w.

2) G. Th. Fechner, Vergleichende Anatomie der Engel, Lpz. 1825 (Kleine Schriften, 1875, p. 195—240).

Digitized by Google

Sinne bedenklich ist „in den Himmel“ zu kommen, statt zu Gott. Das alte Heidenblut, wie Oskar Peschel einmal sagt, regt sich jedoch beifällig, wenn der geistige Besitz vergangener Zeiten durch sprachliche Formeln aufgefrischt wird, zumal die Menschen eine handgreifliche Metaphysik lieber haben, als eine abstrakte. Religiöse und profane Dichter haben also wahrscheinlich jene Bilder nur deswegen, weil sie überliefert sind. Was ehemals bedeutsamen Inhalt besass, ist jetzt zur Formel geworden; was ehemals als wirklich geglaubt wurde, ist jetzt nicht mehr überzeugte Anschauung, sondern dient als Mittel, unser Gefühl dichterisch zu beeinflussen. Kleist glaubte wahrscheinlich nicht, dass der Geist Flügel hat. Trotzdem lässt er das wichtige Wörtchen „wie“ weg. Seinen Vergleich aber hätte er kaum ziehen können, wenn nicht die Vorstellung von der beflügelten Seele so alt und festgewurzelt wäre, wenn sie auch heute nicht mehr für wahr gehalten wird, oder welche, wenn sie für wahr gehalten wird, einen Widerspruch gegen unsere bessere Überzeugung enthält.

Deutsche Sprachformeln.

Formelhafte Ausdrücke, welche sich in den ältesten Literatur-Denkmälern und in verschiedenen Literaturen, nicht nur in der deutschen, vorfinden, haben wiederholt die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt.[1]) Diese Formeln nehmen sich oft

1) J. Grimm, Rechtsaltertümer [3] p. 6 f. Grammat. [3] I p. 561 f. Mythol. [4] I II III. Eiselein, Die reimhaften, anklingenden und ablautartigen Formeln der hochdeutschen Sprache in alter und neuer Zeit, Belle-Vue 1841. Deutsches Schimpfwörterbuch u. s. w. Arnstadt 1839. Pott, Allgem. Sprachwissenschaft u. s. w. Leipzig, Friedrich, 1886 p. 76. Mannhardt, Nachgel. Mythol. Forschungen, Strassburg 1884 p. 104 f. 201. 212. 234 f. 315. L. Tobler, Ztschr. f. Vps. XIV p. 414 Anm. J. Babad ib. XVI p. 206. Franz Kern, Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima, Berlin 1886 p. 49, 50. J. St. Mill, Logik Buch IV, Cap. 4 u. 5 (übers. v. Gomperz Leipz. 1873 Bd. III p. 32 f. 54 f. W. Wackernagel, Gesch. d. D. Lit. zweite Aufl. v. E. Martin, Basel 1879, I p. 57 f. 59 Anm. 8 u. 9, p. 73 Anm. 8 u. 9, p. 260. 406. 409; über alte Redensarten p. 108, 157; über Sprichwörter p. 344. L. Tobler in G. K. Frommann, Die deutschen

Digitized by Google

fremdartig in ihrer Umgebung aus und gleichen in der Sprachgeschichte demjenigen, was man auch in mancher anderen Entwicklungsgeschichte findet und mit verschiedenen Namen, wie Überlebsel, Versteinerung u. s. w. bezeichnet hat.

In der homerischen Poesie haben bekanntlich derartige Formeln, Verse, wegen ihrer unveränderlichen Starrheit, ihrer gleichmässigen Wortstellung und ihres lautlichen Bestandes auf den Gedanken einer äolischen epischen Zeit geführt [1]) von deren sprachlicher Herlichkeit nicht viel mehr übrig geblieben ist, als jene traurigen Reste, die dafür mit um so grösserer Ausdauer wiederholt werden.

Die Kennzeichen solcher Formel bestehen darin, dass sie meist ein alt überlieferter Besitz ist, dass ihre Form fasst unveränderlich ist,[2]) dass der darin ausgesprochene Gedanke häufig ein altertümliches Gepräge hat. Sie wiederholt einige Eigenschaften auch des menschlichen Alters: sie sieht oft etwas verschrumpft und runzlig aus, erscheint nicht recht verständlich, hat einen ehrwürdigen Zug von altfränkischem Wesen und — ist uns meist desto lieber, je älter sie ist.

Alle die Beispiele von Formeln, die in unserer Sprache im Gebrauch waren und sind, hier wiederzugeben, wäre schwierig und unpassend. Schwierig: denn ihre Menge ist kaum zu erschöpfen; unpassend: denn es kommt hier nicht auf

---

Mundarten V, Nördl. 1858 p. 1—30, 180—201, 302—310. Vgl. auch Rolph Biol. Probleme, Leipzig, Engelmann, 1884, p. 120, 179 der zweiten Aufl.

1) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I p. 11—30. 48. 58 f. 67 f. G. Hinrichs de homericae elocutionis vestigiis aeolicis, Berlin u. Jena 1875. Scherer, Zur Gesch. d. D. Sprache 1868 S. 207. 455. 349. Grimm, Myth, I 19. Wackernagel, Poetik p. 63 f. Imm. Becker, Homer. Blätter p. 194.

2) Darum erscheint uns eine Umstellung der üblichen Wortfolge unerwartet, wie bei Keller Ges. Ged. p. 189 o mein Schweizerland, all mein Gut und Hab, nicht versage mir ein stilles Grab. C. F. Meyer König und Heiliger dritte Aufl. S. 19 sagt Dein und Mein, Wieland, Oberon II 22 lebt und leibet.

Digitized by Google

die Sammlung und Vollständigkeit an, sondern auf die durch das Vorhandensein solcher Formeln bezeichnete Neigung der Sprache; sie sind hier nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar für uns wichtig. Wir teilen die Formeln hier der Übersichtlichkeit wegen in vier Klassen ein [1]). Sie bestehen danach erstens aus einer Verbindung von Wörtern, welche entweder gleichen oder entgegengesetzten Sinn haben, welche alliterieren oder es nicht tun, welche Ablaut haben oder nicht haben, reimen oder reimlos sind; zweitens aus einzelnen Redensarten mit einem Verbum. Drittens sind Composita zu betrachten, deren erster Teil Worte sind, wie Stock, Stein, Himmel u. s. w. Zuletzt kommen verwitterte Reste, besonders mythischer oder religiöser Vorstellungen an die Reihe.

I. 1. in Bausch und Bogen (Eisel. S. 37 erklärt nichts). Dagegen Grimm W. B. bei Grenzen heisst Bausch die auswärts, Boge die einwärts gehende Fläche, Bausch das schwellende, Boge das einbiegende; daher die Redensart in B. u. B. eins gegen das andere, im ganzen, in Folle genommen; dann folgt ein Beispiel aus Lessing und Goethe

2. ausser Rand und Band

3. über Stock und Stein, über Stock und Block (Eis. S. 33. 50. 56. 58). Vgl. Simrock, Edda S. 65, 56 und Wunderhorn p. 419 das Fräulein hob sich aus dem Wald wol über Stock und Stauden, p. 650 man sieht weder Brücke noch Steg, weder Stock noch Stein. Weigand II 822 citiert Schmeller III 612; ersterer erklärt Grenzzeichen von Holz und Stein. Seume, Gedichte p. 61 Hempel über Stock und Stein, durch Thal und Bäche stieg er schwer auf manchen jähen Felsen; v. Liliencron, I 160, 281, II 11: über stöcch und über stain, muost wir laufen allgemain, hinder staud und stöck, über stöck und stauden. Hebel, Allem. Ged. S. 49 an Hag und Hurst verbei und weiters über Stock und Stei

4. über Rusch und Busch Eis. p. 21

5. kein Glimpf, kein Schimpf, kein Weh und Wohl Gryph. p. 90

---

1) L. Tobler l. c. p. 195, 196 teilt anders, aber auch nicht das ganze hier behandelte Gebiet, sondern nur einen Ausschnitt davon. Vgl. ausserdem über Sprachformeln im allgemeinen und einzelnen Paul l. c. p. 279. 182. 83. 145. 146.

Digitized by Google

6. weiss heut Keiner, wer is Koch oder Keller, Hauff, Mitteil. a. d. Memoiren des Satan I, 151 (Hempel)

6a. nichts zu brechen und zu schneiden Gryph. S. 107 (nichts zu brechen und zu beissen)

7. weder Heil noch Stern Weckherlin S. 134

8. verlieben und erlaben - S. 150

9. biegen oder brechen - S. 207

10. hozeln und bozeln = sich schütteln vor Lachen, Eis. S. 3 u. 15

11. in Hülle und Fülle Eis. S. 15 (victu et amictu abundare), Simrock l. c. S. 340. Liebrecht German. X, 108. Gr. R. A. S. 671. Simrock, die Edda, S. 171. 307. 308. Bürger, Gedichte (Hempel) S. 156 da trieb es der Junker von Falkenstein in Hüll' und Füll' und in Freude. v. Ditf. III 177 Geld gibts ja die Hüll' und Fülle.

12. mit herze, muot und sinnen Hoffm. v. Fall. l. c. S. 100

13. Mann von echtem Schrot und Korn, Freytag, Bilder II, 1, S. 236 (s. Max Wirth, das Geld u. s. w. Leipzig, 1884, G. Freytag S. 14)

14. vom reinsten Wasser; „um vollkommen überzeugt zu sein, dass die nepalesischen Caitya Stûpas vom reinsten Wasser sind". Kern, der Buddhismus und seine Gesch. in Indien, deutsch von Jacobi, II, 1, 175. Was sind Stûpas? Reliquien-Monumente, also Bauwerke. R. Werner, Seebilder, 1876, S. 203: „Mr. Darkey, ein Neger vom reinsten Wasser".

15. in Grund und Boden schlagen

15a. an Ort und Stelle

16. auf die Erde (= auf den Fussboden) werfen

17. über Sand und See, Freytag, Bilder II, 2, 191

18. die sieben Sachen. Ad. Widmann, die kathol. Mühle, deutscher Novellenschatz von Heyse und Kurz III 172: und wenn ein im Wolfstal Vermisster in der Zeitung gelesen wird, packen sie die sieben Sachen zusammen und geben sie auf die badische Post. Freytag, Neue Bilder, Lpzg., 1862, S. 340: ein Soldat muss das lernen; denn er braucht noch viel andere War: Kreide, Puder, Schuhwar, Oel, Schmirgel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind. Seume, Spazierg. n. S. p. 37 Hempel, packte meine Siebensachen; lernen Komplimente machen der Franzosen Siebensachen v. Ditf. III, 141. Keller Ges. Ged. p. 182 was willst du mit all den Siebensachen, den Millionen Sternen und Jahren machen?

19. er bittelte und bettelte (Ad. Widmann ib. S. 180)

20. Wunderh. S. 782 und schnell sie tut aufkrachen trick track wol nach dem Takt

Digitized by Google

20a. ib. 815 muss ich an der Wiege stehen, muss da machen knick und knack.
21. niet- und nagelfest.
22. klipp und klar (s. unten)
23. durch dick und dünn
24. Wehr und Waffen
25. Wunsch und Wille
26. Gut und Blut.
27. Mut und Blut
28. ganz und gar
29. leibt und lebt
30. Gift und Galle speien
31. Schnickschnack (Bürger, Ged. Hempel S. 166 u. 167). v. Ditfurth I 116 ei Schnickschnack un den Düwel och
32. Strickstrack (Nom. prop. Kleidermacher für Herrn)
33. Pickenpack (niederd. Name)
34. Pinkepank, Schimperschamper-Teufel. Gr. Myth. II 296. Wackern. in Haupts Zeitschr. VI, 485. Simrock Myth. S. 426
35. wischen und waschen Gr. Myth. III 148
36. fri fre frid haberje haberju Gr. Myth. I 514
37. Wischiwaschi = Geschwätz
38. piffpaffpuff Wunderh. S. 359 die Deutschen aber ppp. und fielen ins Lager hinein
38a. ib. S. 800 strih strah stroh sind wir wieder do. S. 827 hicke hacke Heu, hicke hacke Haberstroh. S. 830 ahne krahne, wickele, wahne. S. 831 ri ra Ofenloch hätt' ich mein drei Batzen noch. S. 787 rirarum der Winter muss herum.
39. bimbambum
40. rips raps, Luther hat die Priester rips raps Messe halten sehen, als trieben sie ein Gaukelspiel. Vgl. Eisel. 49.
41. zickzack, klippklapp, tiktak, Mischmasch
42. blitzblank [1])
43. klingklang, klingaklink Eis. 31. s. u. Singsang. Seume, Spaz. n. S. p. 31
44. Tirletanz, Firlefanz, Uhl. Volksl. S. 647, 7. 5.
45. Schimpf und Schande [2])
46. Kikel-Kakel = Geschwätz.
47. Goethe: wirke, wachse, fromme
48. zieter zeter! tiodute tianut Gr. Myth III 71

1) v. Ditfurth I 81 es blänkert und blitzt.
2) Störche wittern Schimpf und Schande, Voss, Idyllen II, 49.

Digitized by Google

49. Land und Leute (Eis. 31 ubar lant unde liutiu, si verluren lant ioh liute; liute und lant)
50. von der swarten bis an das swil = vom Scheitel bis zur Sole Eis. 32
51. Bafel und Brak = gemeines Zeug, Auswurf
52. was er tutet oder tatet, kukelt oder kakelt Luther, bei Eis. S. 61
53. simsamsum
54. fitschefatsche
55. flikflak
56. gigen und gagen
57. weder giks noch gaks wissen Eis. S. 64 f. Wunderh. S. 829 gickes gackes Eiermus, Gänse laufen barfuss. Bürger, Ged. Hempel S. 164 Ihr dummen Gickgack rettet' einst Roms Capitolium (S. 242).
58. Tischtasch
59. wigelwagel.
60. Brimbamborium = praeparatorium.
61. Mass und Ziel
62. Kribs krabs der Imagination (Goethe)
62a. der Glaube bricht durch Stahl und Stein und kann die Allmacht fassen, Zinzendorf Geistl. Lieder v. Daniel 45, 37, 1; ib. 93, 77, 1 Krohn und Lohn beherzter Ringer
62b. schnauben und rauben v. Ditf. IV p. 82
62c. Freytag, Bilder III 61 ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber ... Kisten und Kasten. Goethe IV, 40 kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt. Knaben Wunderh. S. 36 was soll ich mit dem Ringlein tun? Leg es in Kisten und Kasten, und lass es ruhn und rasten bis an den jüngsten Tag. Vgl. ib. 778.
63. Freytag ib. S. 62 Hans Muffmaff mit dem Bettelsack
64. ib. S. 91 weder zu schleissen noch zu beissen
65. Träume sind Gäume Gr. Myth. II 958. Eisel. S. 24; auch Träume sind Schäume [1])
65a. Uhl. Volksl. 181, 4, 2

ein frisch jung weib bei dem alten mann entschlief,
vil lenger und je öfter
sie den hellen tag anrief:

1) Die Formeln aus Uhl. Volksl. wollte ich nicht alle ausschreiben; sie sind natürlich nicht selten I, 1, S. 18, 6, 3. 45, 1, 4. 110, 2, 1. 141, 1, 1. 280, 19, 3. 348, 12, 1. 357, 4, 4. 374, 3, 3. 472, 10, 2. 505, 22, 1; 23, 1. 539, 4, 4. 560, 10, 1. I, 2, S. 572. 573. 576. 587. 597. 605. 625. 626. 646. 652. 698. 719. 734. 753. 798. 920. 950. Eine Reihe von Formeln Wunderh. S. 701 (Schweizerisch Kriegsgebet). ib. S. 207 wibbelt und kribbelt. 775 stumm und dumm. 179 die füllen Dach und Fach.

Ei, ist es tag oder wil es schier her tagen?
oder wil die liebe lange nacht
nimmermehr kein end nicht haben?

Hier ist die liebe lange Nacht Formel; denn die Nacht ist dem weiblichen Teil dieser Idylle nicht lieb. Dagegen hat es Sinn Wunderh. S. 252:

so trinken wir die liebe lange Nacht [1])
bis dass der liebe lichte Morgen wacht.

Ebenso ib. S. 217:

Der Pilgersmann war von Herzen froh,
Sein Mantel er sogleich auszog,
Sie schlafen bei einander die liebe lange Nacht,
Bis dass das Hämmerlein sechs Uhr schlägt. Vgl. ib. 687.

Ein den Volkston liebender Dichter wie Bürger wird naturgemäss nicht arm sein an Formeln, wie wir sie hier namhaft gemacht haben.

S. 34 und jedes Heer mit Sing und Sang, mit Paukenschlag und Kling und Klang ... zog heim (Lenore)
S. 52 da wird nicht Hund noch Hahn nach krähn
S. 54 der Kuckuck und sein Küster (ib. Griesgram).
S. 63 sie werfen Einem, wie man spricht, gern Stiel und Stein ins Angesicht
S. 65 über Stock und Stein und Dorn.
S. 83 und Klitfklatf liess vom Lärmen ab.
S. 86 Kalt wehen die Lüftchen, kein Dach und kein Fach beschirmet uns.
S. 101 Ein Amtsauditor geht, bepackt mit deinem Buch, zu Schönen
Und lieset, dass der Balken knackt und alle Fenster dröhnen
S. 110 bist leerer Klingklang einer Schelle
S. 125 Jakob am Himmelstor wird angeredet: Was, schrie Frau Schnips ihm laut ins Ohr, Fickfacker! Ich zum Teufel?
S. 126 stockmäuschenstill trieb ihr Geschrei hinweg die Patriarchen
ibid. Was für halloh du Teufelsweib? Potz hunderttausend Velten!
S. 127 und Sein Verstand war klimperklein
S. 137 herangesprengt durch Korn und Dorn

1) Faust: ich wollt, du hättest mehr zu tun, als mich am guten Tag zu plagen.

Digitized by Google

S. 138 mit Rang und Drang
S. 140 von Kling und Klang von Ach und Krach ward rund herum das Echo wach
S. 142 willst du vielleicht so was von Sing und Sang?
S. 147 Hui und pfui! ward er zum Ungeheuer
S. 152 und liesse nicht eher mich ledig und los, als bis ich in Liebe ...
S. 153 dann würd' ich ein Scheuel und Greuel dir sein
S. 156 risch rasch ihr Gesellen ... bald niesen die Nasen vom röstenden Mahl
S. 165 dumpf und stumpf; ib. Bimbam der Zunge
S. 171 Wie hotzelt Ihr ein! Mein Sixchen, es muss Euch was angetan sein
S. 172 pochet und prachert
S. 173 auch weiss ich kein sterbendes Wörtchen Latein
S. 179 Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel. ib. rischrasch quer übern Kreuzgang gings
S. 183 und werde jetzt ... von Höll' und Teufel selbst gehetzt
S. 184 es flimmt und flammt rund um ihn her.
S. 243 trotz allem Kritikakel
S. 265 Kein Sternchen war mehr blink und blank als Liebchens Äuglein nur; da tappt ich still ...

65b. Wunderh. S. 188
Gott segne dich Mond und Sonne, desgleichen Laub und Gras
Gott segne dich, Erb und Eigen und dich, königlich Kron!
Desgleichen Feuer, Wasser, Luft und Erd!

Uhl. Volksl. 304, 6 — Got gesegne dich, sun, g. g. d. mon!
g. g. d. schönes lieb, wa ich dich hon!

66. v. Liliencr. I 172 — sich hub ein engstlich zerren
ein plarren und ein plerren
als die geiss tun umb das laub,
der tüfel mochte werden taub.

I 227 tanzen und schwanzen
I 242 bei des conzilis zeit und weil [1])
I 251 geilt und gaucht
I 265 winne und we [2])
I 274 de swerder gingen den klinker den klank

1) Wunderh. S. 48 die Zeit und Weil wird ihr nicht lang. 256 zu kurz ist ihnen Zeit und Weil; 334.

2) über Allit. u. Reim vgl. auch Agricola v. Latendorf S. 224 und denselben in Frommanns Deutsche Mundarten 1856. Wackernagel III 38, 30; über ablautende Formeln ib. S. 158.

Digitized by Google

(Wunderh. S. 700 lass klinken, lass klanken, lass All herunterschwanken)

I 442 nagelnüwe mer (Mär)
517 sein schild empfieng nie makel noch meil
II 276 mit brennen und mit brechen
325 da gingen die glocken den bam den bam
332 der die sach wol reden und raten kann
456 da funde se saden unde braten (Eisel. 42 u. 66. Wunderh. 193. 485. Goethe II 765

Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama

was sind nicht alles für Leute geladen!
was ist noch zu sieden und zu braten![1])

v. Lil. III mit bickel und mit banden
335 ryss man die auss zu handen
453 sie liessen brief noch bücher ganz
484 kasten und keller raumen was in lieb
551 hoffen und harren
IV 122 zink zink puff platz, dass es erkracht (H. Sachs)
322 druf geschlagen, dass die gippen gnappen (= die Röcke fliegen)
370 dann sie die schrift gebogen nach ihrem thon und lon (1546)
390 prachten und prangen
391 werdet ihr nicht teig oder feige
424 jetzt hab ich schaden, spott und schand
519 ein Landsknecht frisch und frei
556 mit uns gebracht viel kraut und loth (vgl. Freytag, Bilder III 30 Anm.)
608 die frühmess euch gesungen ward
mit kraut und loth (Pulver und Blei) also hart
das opfer tat man euch bringen

541. Ehre und Eid. v. Ditf. IV, 240 davon das Herz erbidmet und erbebet

67. gimpelgempel Eisel. S. 9. 15. 64. 67a. Verwandte und Bekannte; engl. kythe nor kin, Robin Hood, Ein Balladenkranz u. s. w. S. 109. 214.

68. Crethi und Plethi. Eisel. S. 10.

---

1) v. Ditf. I 69 Da hat wol manche gute Frau ges. u. gebr. und denkt, der Mann bringt, wenn er kommt, den Beutel voll Dukaten. cfr. Märchen von der Frau Holle.

Digitized by Google

69. schlecht und recht. 70. Raub und Brand. 71. toll und voll.
72. Mann und Maus (Schiller, Tell IV, 3)[1]. 72a. Null und nichtig Wackern. III 45.
73. dass dich Gottes Tufft und Lufft schende (Agric. Latend. p. 175)
74. in einem blinkeblanken Messingkübel (F. Reuleaux, eine Reise quer durch Indien, Berlin 1884 S. 124)

75. aber alle pudelsplinterfaselnackt, so braun — (ib. 281. Eis. 66 sagt splitterfaselnackt; ausserdem hört man splitterfadennackt), Tobler l. c. p. 22. 26.
75a. Mutterfadennackt, Herder Volksl. S. 246. Werke I 269.
76. Knall und Fall. 77. Mit ach und krach. 78. Ruhe und Rast. 79. mutterseelenallein = ganz allein, mutterallein Uhl. Volksl. 209, 5, 3. Weigand W. B. II 168 sogar von der Mutter verlassen. Auch mutterseligallein, letzteres zuerst nachweisbar 1727 „verlassen selbst durch die verstorbene Mutter“. Mutterseele = eine von einer Mutter geborene Seele d. h. ein Mensch, daher keine Mutterseele = gar kein Mensch. Mutterallein Wunderh. S. 205 Gr. Grtk. (1831) II 556. Nun war das arme Kind mutterselig allein (Sneewittchen). Tobler l. c. p. 25. Bis auf die Seel geplaget v. Ditf. IV p. 2. 80. Mein und Dein. 81. Zwischen Baum und Borke (= in der Klemme, in grosser Verlegenheit) sein. 82. Witwen und Waisen. 83. Wün-

1) Diese Redensart könnte hier ihren guten Sinn zu haben scheinen, da ja auf einem Schiffe auch zuweilen Mäuse sind und daher diese Redensart entsprungen sei. Aber sie wird auch bei andrer Gelegenheit angewendet, wo von einem Schiff nicht die Rede ist. Grimm-Heyne W. B. führt aus Gutzkow an „nachher gings ja mit Mann und Maus auf das Schloss“ (p. 1557), aus Drollinger „gedenkt im hui ists mit uns aus, der Tod erwürget Mann und Maus“. Ebenda 1817 ist zu lesen „Maus wie Mutter“ — „es ist Maus wie Mutter, Sterze haben sie alle Beide“. Maus wie Mutter d. h. es ist ganz gleich. Wunderh. 790 das ganze Wägelchen mit Mann und Maus ist versunken: aber weder ein Mann noch eine Maus waren dabei. Gottfr. Keller, Gesammelte Gedichte, Berlin 1883 p. 24: Alle finstern Hütten sollen Mann und Maus auf die Aue schütten an mein Licht hinaus.

Digitized by Google

schen und wähnen, mühen und meinen (Lieder a. d. 19 Jahrh. S. 185).

84. Hier und da.[1]) 85. Drum und dran. 86. Griesgram.[2])

87. ich gin und gaff und bin ir aff Uhl. Volksl. S. 642,

88. Goethe, Briefwechsel m. Schiller I S. 149 dass die Idylle Stand und Stich hält freut mich sehr. Wunderh. S. 475 riz, raz da ging der Boden entzwei.

88a. zwinken und zwieren Bartsch l. c. p. 141, 4.

b. zocken und zücken; sî luodert, sî lücket ibid.

c. ren ram rint, rechte râten rûch nâch meisterlichem orden ib. p. 216, 1. (eine etwas wundersame Poeterei!) Vgl. über ram Wackernagel l. c. III 85 (die deutschen Appellativnamen).

d. keck und kühn Herder Volksl. S. 484. stumm und dumm ib. 553. und flucht ihm Fluch und Bann 513, 3.

e. gebt mir euer Wort beim Himmel und rechter Hand, Herder Volksl. S. 235.

89. Mit Kind und Kegel (Kegel = uneheliches Kind s. Kluge und Grimm s. v.)[3])

90. v. Liliencron IV 520 De singen sore und sute (Eis. 34, 48. 50. Goed. Tittm. S. 299).

ib. IV 576 dass er betrogen jedermann, vom maisten auf den münsten

---

1) Im Französ. Zola, Au bonheur des dames p. 241 un mic mac à n'y rien comprendre. Gr. Grtk. I ³ 561 f. führt an clique-claque, tictac, trictrac; damit sind diese Formeln aber nicht erschöpft. Hierher dürfte auch gehören das Wort diltappen Wunderh. S 344, aus dem höchst wunderlichen Gedicht „Die Schmiede". Diez, Grtk. d. Rom. Spr. I 71 wird citiert von Gerber Spr. a. K. II ² 118; dies ist die zweite Aufl. 1856.

2) Eis. p. 64 ahd. criscramôn stridere. Weig. I 726.

3) Jugenderinnerungen eines alten Mannes (W. v. Kügelgen) S. 87 denn bei näherer Erwägung mochte es einleuchten, dass der Aufenthaltin einer voraussichtlich friedlich bleibenden Stadteiner Ansiedeluug auf dem Kriegsschauplatz mit Kind und Kegel vorzuziehen sei. Über sprachl. Missdeutungen s. Wackernagel Kl. Schr. III S. 36 f. 324.

Digitized by Google

IV 591 beide, bürger und bauern
mit bolwerk, schutt und schanzen

91. früh und spät. 92. jung und alt. 93. arm und reich. 94. Tag und Nacht. 95. schlemmen und demmen = fressen nnd saufen, Luther bei Eis. S. 22. 96. Zirlimirli Gassentürli Eis. S. 27. 97. Liripippi, Fischart bei Eis. S. 18. 98. Wetter drohn mit Gluth und Fluth Knapp l. c. II 403, No. 2501,3. 99. quibus quabus, die Enten gehen barfuss Wunderh. p. 808. Eia popille, schweigst du mir nicht stille, geb ich dir, du Sünderlein, die Rute vor dein Hinterlein, eia popille ib. 816. Eins, zwei, drei, bicke, borne hei, bicke borne Pfefferkoren, der Müller hat seine Frau verloren ib. 829. Diese und ähnliche Lautspielereien (827: schreit die Katz miaun, miaun, wills gewiss nicht wieder thaun) oder Wortwandlungen zu Gunsten des Reims scheinen mir Beispiele davon, dass das Wort gelegentlich als Ausdruck des Gefühls beliebig behandelt wird. Wer gegen die aus einer anderen Sprache herbeigeholten Vergleichungen dieselbe kritische Scheu hegt, wie viele Philologen, wolle das Beispiel aus Euripides überschlagen, das allerdings nicht ganz sicher ist. In des Euripides Elektra nämlich V. 437 wird geschildert, wie der Delphin sich umherwälzend tummelt *ἵν᾽ ὁ φίλαυλος ἔπαλλε δελφὶς πρῴραις κυανεμβόλοις εἱειλισσόμενος* (so Kirchhoff). In der Didotschen Ausgabe. bei Matthiae und Dindorf steht allerdings nur *εἱλισσόμενος*. Aristophanes, der sich so viel und besonders in den Fröschen mit dem *γλυκύτατον καὶ φίλτατον Εὐριπίδιον* beschäftigt, schreibt nun Ran. 1349 *λίνου μεστὸν ἄτρακτον εἱειειειλίσσουσα χεροῖν κλωστῆρα ποιοῦσ᾽* . . . Der Scholiast (auch sonst kein mir bekannter vir doctissimus) sagt nichts davon, dass hier Aristophanes den Euripides verspottet, sondern meint Schol. Aristoph. Dind. II p. 143 *ἡ ἐπέκτασις τοῦ εἱεἱεἱλίσσετε κατὰ μίμησιν εἴρηται τῆς μελοποιΐας.* Wollte

man glauben, dass Euripides hier verspottet wird, so würde der Vers in der Elektra nicht nur durch die Handschriften, sondern auch durch eben diese aristophanische Stelle gestützt. Mag nun eine Verbindung dieser beiden Stellen in der angegebenen Art statthaft sein oder nicht, so haben sie auch in ihrer Vereinzelung für uns Wert. Eine bliebe immer übrig, selbst wenn bei Euripides (wozu ich gar keinen Anlass sehe) *εἱλισσόμενος* zu schreiben wäre. Mir scheint aber das *εἱειλισσόμενος* nicht so übel. Ob sonstige Beispiele der Volkssprache als Analoga für Euripides vorlagen, ist mir unbekannt. Ist nun bei ihm *εἱειλισσόμενος* beizubehalten, so ist dies ein Beleg für die Neigung und Fähigkeit der Sprache sogar den Laut gegen den herkömmlichen Brauch zu ändern, um einem Gefühl zum Ausdruck zu verhelfen, hier dem Eindruck vom Spiele des Delphins. Hätte der Scholiast Recht, so könnte Aristophanes sich diesen Scherz auf eigene Hand geleistet haben: auch dann wäre die Wortbildung nicht bedeutungslos. Kock citiert zu der Stelle des Aristophanes Eurip. Orest. 1431 *ἃ δὲ λίνον ἠλακάτᾳ δακτύλοις ἕλισσε, νήματα δ' ἵετο πέδῳ κτλ.* Allerdings erinnert der aristophanische Vers inhaltlich an den des Euripides. Wäre der vermutete Zusammenhang wirklich vorhanden, so hätte am Ende Aristophanes zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Zeitlich steht obiger Vermutung nichts entgegen, da die Frösche Ol. 93,3, die Elektra wahrscheinlich Ol. 91, 2 aufgeführt wurde und Euripides überhaupt Ol. 93,2 oder 93,3 zu Anfang gestorben ist.

II. 1. Hinters Licht führen (= täuschen, betrügen).

2. v. Liliencr. II 14 sie musten haben Cristenplut, ich wil es sagen ofenbar, sie hetens gern im jubeljar unde paten einen . . Berlinisch: bei uns gibts alle Jubeljahre mal Fleesch (Fleisch) s. Paul l. c. 182.

Digitized by Google

3. v. Lil. II 566 sie tagten da biss auf die Nacht
Schiller Tell III, 1, indess wir nächtlich hier noch tagen.
4. Durch die Finger sehen = nachsichtig sein, etwas hingehen lassen.
5. über die Schnur schlagen, nach der Schnur leben, etwas am Schnürchen haben.
6. über den Löffel barbieren = betrügen, ausplündern. Hauff Memoir. I 156.
7. die Würmer aus der Nase ziehen, Goethe. Eisel. S. 27.
8. in die Pfanne hauen, v. Ditf. I, 29 meinst, dein allerliebste Prinzen können schon mit Augenblinzen Preussen in die Pfanne haun? Vgl. I, 92. IV, 157.
9. Pelz waschen 9a. Jemanden zwiebeln = quälen; Weig. II 1206.
10. Feuer und Flamme werden.
11. Pech haben. 11a. Mein Johann = mein Bedienter. Wackern. III 131.
12. übers Ohr hauen = betrügen. v. Ditf. III 5. 14. 95. 179 wir lassen ungeschore Jedermann, doch übers Ohre haun mer unsre Feinde schön. v. Ditf. IV, 36 die Katze halten — ist mir nicht klar.
13. das Haar kohlpechkurz tragen (sagte ein Kind).
14. etwas im Schilde führen, Droysen, York v. Wartenb. II 272. . . liess erkennen, was er (Napoleon) im Schilde führe (4. Aufl.)
15. Stein und Bein schwören. Eisel. S. 23 Stein und Bein gefrieren zusammen d. i. Totes und Lebendiges, ein Jedes für sich. Grimm W. B. s. v. Stein und Bein schwören, klagen; beinhart = steinhart. Einen hohen Eid leisten, entweder von den Heiligenknochen, Reliquien, auf die Schwörende die Finger legten oder fest wie Stein und Bein.

Gellert: die Frau schwört Stein und Bein
ihr Leben lang nicht mehr zu frein.

Digitized by Google

16. das hält wie Gift. 16a. das Gras wachsen hören; scheint eine alte Redensart. Denn in der Edde (Gylfag.) bei Simr. S. 266, 27 hört Heimdall das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen.

17. Perlicke, Perlacke machen: Formel aus dem Kasperle-Puppen-Theater. Freytag Bilder II, 1, S. 287 erklärt: pollicia von pollex Daumen. Davon das Wort Polizei. Wer ein Tor einer Stadt passierte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hiess, Daumenmarke, oft Pollite gesprochen, süddeutsch Polleten. Im Puppenspiel Faust zwingt Kasperle durch das Wort Pollicke die Geister zu erscheinen.[1]

18. Genes. 32, 11. dass er mich schlage, Mutter samt den Kindern; letzteres ist Apposition zu mich. Vulg. erue me de manu fratis mei Esau, quia valde eum timeo: ne forte veniens percutiat matrem cum filiis. V. 23 aber hören wir, dass er Weiber und Kinder von sich weg tat.

18a. ins Gras beissen. Simr. l. c. S. 19. Wackern. Hpts. Ztschr. VI 288 lehrt, dass dies, was heute nur sterben bedeutet, ehemals eine sinnvolle heidnisch-christliche Sitte gewesen ist.

1) Italienisch: far berlicche et berlocche = Hokuspokus machen; berlicche popul. Bezeichnung des Teufels. Ausserdem teilte mir H. Michaëlis gütigst mit promettere Roma e Toma = goldene Berge versprechen. Toma ist eigentlich unklar; denn wir hören nur die Erklärung luogo ne giardini esposto a mezzogiorno e difeso dal tramontano con un muro (Rigutini). Toma werde kaum der Gärtnerausdruck Sonnenseite oder Sonnenplatz sein, sondern vermutlich ein Ortsname. Span. prometer montes y mares; portug. montes e fontes; ir de Ceca em Meca von Pontius zu Pilatus laufen, H. Michaëlis Neues Wörterb. der portug. u. deutschen Sprache 1887, I p. 490. p. 170: andar de ceca em meca von Herodes zu Pilatus laufen.

Digitized by Google

18b. Er hat das Zeitliche gesegnet — hat für uns nur die Bedeutung: er ist tot. Wir denken weder daran, dass einer gesegnet hat, noch dass er alles Zeitliche gesegnet hat.

18c. Jemandem etwas verehren = schenken, wird Simr. l. c. S. 544 aus altem Gebrauch und alter Redeweise erklärt.

19. hocuspocus und larifari Eis. S. 14 und 17; letzteres erklärt E. aus dem ahd. lari (vacuus) leer und aus faren (vehi) = ganz und gar nichts.

20. Leide und meide, das ist die Kreide. Eis. S. 18 Kreide = Krîe Losung, Feldgeschrei. Danach wäre um des Reims willen Kreide so sinnlos entstellt. Ähnlich geht es scheinbar mit

21. Eis. S. 10 damas lamas singen = Te deum laudamus und

22. hurres murres = honores mutant mores.

III. Composita (vgl. Tobler l. c. p. 6 f.). Tobler, dessen Abhandlung ich erst nach meiner Sammlung von Beispielen kennen lernte, sagt p. 199 f. überhaupt bewährt sich an dieser ganzen Erscheinung der ungemeine Hang der Sprache, besonders der späteren, welche im Grunde darauf allein angewiesen ist, zur Neuschöpfung nach bloss äusserer Analogie, welche nicht immer von glücklichem Instinkt und richtigem Mass geleitet wird und die verlorene Unmittelbarkeit weder zu erreichen noch zu ersetzen vermag.

1. mit stock. Stocktaub; stockfremd (Lessing); stockfinster (Wunderh. p. 627); stockblind (Fechner, Kl. Sch. p. 417); Stocknarr (Schimpfwörterb. p. 67); stichdunkel (Goethe, Jahrm. in Plundersw. II p. 35); stockrüde v. Liliencr. I 451, Weigand II 824 citiert aus Wigal. 139, 1 er lag stille wie ein Stock; starstockblind Eisel. p. 49. Die Nacht war so finster, dass man kein Stich mehr sah, Wunderh. p. 434. Vgl. Tobler l. c. p. 27,28.

2. mit stein. Steinalt, steinhart, steinreich (Fechner: So war er statt steinreich reich an Steinen geworden; Das Wün-

Digitized by Google

schelmännchen, Lahr, Schauenburg 25 S. gegen Ende); Steinesel (Schimpfwörterb. p. 66); meine Mutter war steinunglücklich in ihrer Ehe, Ossip Schubin in der Deutschen Rundschau, Tobler l. c. p. 27. Steinharte Herzen schmelzen sentimental Fechner Kl. Schr. p. 415 (über den Tanz).

3. mit heiden; Grimm W. B. s. v. „Heide als erstes Glied von Compos. dient in der Sprache des gemeinen Lebens als Verstärkung. Heidenangst, Heidengeld, heidenmässig. Die Vorstellung des Schrecklichen, Ungeheuren, die sich an Heide knüpfte (wie ein Heide schwören und fluchen), wendet sich zu der in hohem Grade, überaus, ähnlich wie z. B. bei fürchterlich. Vgl. Schimpfwörterb. p. 28. Gaudy, I 154 . . . dazu bimmelten sämmtliche Kirchenglocken — es gab einen Heidenlärm ab. cf. Tobler l. c. p. 12.

4. mit höllen. Schimpfwörterb. p. 29. Höllische Kälte (Voss. Ztg. v. Decemb. 84). Die Vorstellung, dass die Hölle eiskalt ist, fand ich nur bei den Neugriechen, Bernh. Schmidt l. c. I. 240. In unsrer Redensart wird jedesfalls nicht daran gedacht, dass die Hölle eiskalt ist, sondern höllisch kalt heisst sehr kalt.[1]) Übrigens hört man auch den sonderbaren Ausdruck diebische Kälte; als ob es nach Analogie von diebische Finsternis gebildet wäre und grosse Kälte bedeutet. Höllisch heiss. [Grimm W. B. Höllenlärm = abscheulicher Lärm. Hölle malt das Abscheuliche, Grässliche. So mitten aus des Himmels schönsten Träumen in diese Höllenwirklichkeit. Körner.] Schiller: als ging's in den Höllenraum. Tobler l. c. p. 12.

5. mit Mord. Franz Lieber, Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners 1800—1872, Berlin 1885: „den ganzen Tag mordsfaul gewesen". Eine hochlöbl. Behörde hatte das erklärt „als faul zum Morde" und witterte in dieser

---

1) Dass es in Dantes Hölle stellenweise kalt ist Inf. 3, 87; 32, 24; 34, 12 ist keine allgemeine und volkstümliche Vorstellung.

Digitized by Google

Tagebuchnotiz den Höllenschwefel eines höchst destruktiven Demagogen. Schimpfwörterb. S. 44, 45. Mordshässlich. Droysen, York v. Wartenb. II 44: das ist ein mordbraver, tüchtiger Kerl. „Da er es obendrein mordslangweilig fand“ . . . National-Zeitung v. 18. Nov. 85. S. auch Tobler l. c. p. 20. Dass auch sogar der „Hurensohn“ eine schmeichelhafte Anerkennung ausdrücken kann, ersehen wir aus Don Quixote II 107 u. 110, wo ein Mägdlein und ein Wein diesen sonderlichen Redeschmuck erhalten.

5a. mit Donner. Hebel, Allem. Ged. 1872 p. 94. Das Meidli isch so flink und dundersnett.

6. mit Blut. Blutarm. Blutwenig, Lazarus, Was heisst national? Berlin 1880. S. 22, Das Blut bedeutet mir blutwenig. blutjung. Grimm, W. B. s. v. blutarm — arm bis aufs Blut; blutsauer, (I, 2, 190) blutwenig I, 2, 197. Hippel: der geliebte Gegenstand, in dem man blutwenigstens eine Venus sich vorstellte. Seume, Spaziergang nach Syrakus p. 59 Hempel, und ich verstand blutwenig davon. S. auch L. Tobler l. c. p. 6. blutjung = kindjung ib. p. 19.

7. mit Bär. Bärenhunger. Bärenkälte. Bärenstärke. Den Bären treiben = kuppeln. Grimm, W. B. „wahrscheinlich weil der Bärentreiber Gelegenheit hatte, lüderliche Leute zu unterstützen“. ibid. Bärentrunken ebrius instar ursi. Bär im Sprichwort bei Zingerle l. c. p. 191.

8. mit Affe. Uhl. Volksl. S. 530, 15, 2 der teufel mag wol lachen zu solchem affenspil = Wunderh. S. 723. Uhl. Volksl. S. 73, 3, 8 der ein lieben bulen hat, der tut gar manchen affengang. S. 641 es ist mein art, die lass ich hart, ich bin also erschaffen, dass mich die werden frawen zart machen zu einem affen. 642, 4 an tanz, da man tut frölich springen, sie hat ein affenglas, ist ganz, das tut mich ser bezwingen. ib. V. 5 ich ginn und gaff und bin ir aff, das muss ich selber jehen. V. 6 verglaset bin ich ganz an ir, das kann ich gar wol merken, gen Frankfurt

Digitized by Google

wolt ich schicken schier wol umb ain pfenwert sterke: ja hülf mir das fürs affenglas, ich kaufet lecht noch mere, darmit wölt ich bstreichen bass ob mir vergieng die schwäre. Grimm W. B. affenjung = blutjung, wie die alte Sprache kindjung sagte und die Äffin ihre Kinder mit sich trägt. Affenrund = drall, von festem Fleisch, wie junge Affen, Fischart. Vgl. Wackernagel l. c. III 125. Goethe: das arme affenjunge Blut. Weigand I 22 hebt hervor, dass der Affe als lächerlich und dumm gedacht wurde und wird. Dass affenjung sehr jung bedeutet, ist klar. Richtiger scheint mir mit Weigand zu erklären, es sei ein jung, noch so dumm und lächerlich wie ein Affe — nicht aber, wie die Äffin ihre Kinder mit sich trägt; daher Affengang, Affenspiel = dummer Gang, lächerliches Spiel. Gretchen, das affenjunge Blut, heisst auch der Grasaff'.

9. mit Teufel. Schimpfwb. S. 69|70. Tobler l. c. p. 310.

10. mit Riesen. Schiller: riesengross wächst sie in des Himmels Höhen. Riesenklein (sagte ein Kind). Tobler l. c. p. 24.

11. mit Blitz. Schimpfwb. S. 8 blitzschnell, blitzdumm Gr. W. B. gleichsam vom Blitz gerührt und am Geist geschwächt; (strohdumm Schimpfwb. S. 68). Blitzsauber. Blitzblank. Blitzhagelvoll vini plenus Gr. W. B. Sternhagelvoll Wunderh. S. 33. Seume, Leben S. 30 (Hempel): wer, zum Teufel sagte er, wird einem jungen Menschen so blitzhageldumme Fragen vorlegen! Spazierg. nach Syrak. p. 33 Hempel: was zum Teufel ist denn das für ein verdammt frommes Wesen in Wien? S. auch Tobler l. c. p. 6.

1a. mit hunde. Tobler l. c. p. 13.

12. Pauschquantum.

13. Kienapfel.

14. Mittagbrot.

15. Herrgottschäfchen = Marienwürmchen.

16 Eichochs = Käfer Gr. Myth. I 152. 153, hat Hörner und lebt auf Eichen.

Digitized by Google

17. Gotteskühlein = Käfer Gr. Myth. II 578. Wuttke l. c. p. 27.
18. Libelle heisst Gottespferd und Teufelspferd Gr. Myth. III, 201.
19. Teufelskatze = Raupe Gr. Myth. III, 311.
20. Donnerziege = Schnepfe Gr. Myth. I, 153. Simrock l. c. S. 231. Wuttke l. c. § 20. § 164.
21. Sauarsch, Muckenarsch = Wirbelwind Gr. Myth. III, 91. Die Windsbraut und der Teufel heissen süstert (II 832, III 180). Vgl. Wuttke l. c. § 49. § 216. Windsau sagt man in Baiern. v. Liliencron IV 215:

dit geschah den 24 merz
dat he dar schudde sinen sterz
mit hagel und mit winden (1546. Vgl. oben S. 61).

22. Stichwahl (da wird nichts gestochen).
23. sechs Dreier = 15 Pfennige.
24. Ameisenlöwe = ein Käfer.
25. Buschklepper = Strolch oder Wegelagerer.
26. Katzbalgerei. Freytag, Bilder II, 1, 420: K. waren besonders mutige Soldaten, die man im Treffen zuerst stellte. Es müsste ohngefähr sein, als wenn man alle mögliche Tiere zusammen in einen Stall sperrte, die dann gegenseitig anfangen würden sich zu katzbalgen und einander aufzufressen ... Fechner, Panegyrikus der jetzigen Medicin Kleine Schriften des Dr. Mises, Leipzig, 1875, p. 52.
27. aus dem Stegreif, Stegreifdichter, Goethe, Werke in 15 Bänden, XI, 542 sich aus dem Stegreif vernehmen lassen (Rede auf Wieland). Werke in 6 Bänden, II, 892 (über den Hamlet) durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die ohne langes Bedenken einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäss wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. IV, 11 eine Probearbeit, die uns Lehrer und Eltern aus dem Stegreif aufgaben. IV, 49 Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreif wirbt; IV, 59

Digitized by Google

gebt ihm irgendein Thema auf und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreif; IV, 84 und ich aus dem Stegreif zu weinen anfing; IV, 90 er hielt mir dabei aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt; IV, 105 in sittlichen und religiösen Dingen mag der Mensch nicht gern etwas a. d. St.R. tun; IV, 152 manche kleine Reise verabredet, ja aus dem St.R. unternommen; IV, 167 so fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem St.R. immer am besten; IV, 203 so übersetzte ich ihr aus dem Stegreif solche Homerische Stellen u. s. w. Seume, Spaz. n. Syr. p. 72 oder auch aus dem St.R. über ein gegebenes Thema sprechen. Freytag, Bilder II, 1, p. 200. 393. 411. II, 2, 308. Hermann von Salza soll gesagt haben, er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marschfertig im Stegreif erhalten könne. Wilibald ... lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann. Und es ist ein Irrtum, wenn man ihnen irgendeinen wesentlichen Anteil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Die Pritschmeister waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte. Goethe-Eckermann I, 99 v. 28. Febr. 1824: es gibt vortreffliche Menschen, die nichts aus dem Stegreif, nichts obenhin zu tun vermögen. Lotze, Logik S. 204: wir ziehen hieraus die allgemeine Lehre, man solle keine Aufgabe aus dem Stegreif behandeln ... Goethe II, 801, Götz v. B. für die Bühne III, 6.

28. Abgefeimt. Goed. Tittmann p. 122 abgefeimte Milch = abgeschäumte M. Uhl. Volkslieder I, 2, S. 662 (1, 5). Kluge W. B. s. v. Freytag, Bilder III, 50 Boten, ein abgefeimtes, hartes Geschlecht von Taugenichtsen. Abgefeimter Schuft, Spitzbube. Seume, Spazierg. n. S. p. 159 Hemp.: als wenn bei uns in feiner Gesellschaft ein abgefeimter Schurke grade das Gegenteil tut. Lessing, Dramat. 49 St. Ende ed. Lachm. schreibt abgefäumt.

Digitized by Google

29. ausgemergelt. Luther bei Freytag II, 2, 355: wenn sie (die Teufel) mir den Kopf ganz ausgemergelt haben, können sie mir in den Arsch kriechen, da gehören sie hin.
30. Ölgötze Gr. Myth. III, p. 9. Wackernagel Kl. Schr. III, 119 (die deutschen Appellativ-Namen).
31. Fuchsschwänzer und Finanzer Eisel. S. 58. Weckherl. p. 79:

> denn würden alle Weisen nicht
> bald das Gedicht,
> das euch fuchsschwänzen wollt, verlachen?

32. Hier ist auch der Ort einige recht bezeichnende Beispiele aus dem Griechischen anzuführen. Was bedeutet denn *Ζεύς*? Die Etymologie soll uns hier nicht kümmern, zumal die Etymologen hier in seltener Einstimmigkeit urteilen (Curtius Etym. [4] S. 235). Aber der sprachgeschichtliche Gebrauch hat manche Dunkelheiten [1]). Pausanias lib. II, cap. 24, 4 (p. 166) sagt ja etwas uns sehr Geläufiges *Δία γὰρ ἐν οὐρανῷ βασιλεύειν οὗτος μὲν λόγος κοινὸς πάντων ἐστὶν ἀνθρώπων.* Dann aber geht es weiter *ὃν δὲ ἄρχειν φασὶν ὑπὸ γῆς, ἔστιν ἔπος Ὁμήρου Δία ὀνομάζον καὶ τοῦτον·*

Ζεύς τε καταχθόνιος καὶ ἐπαινὴ Περσεφόνεια (Jl. IX, 457). *Αἰσχύλος δὲ ὁ Εὐφορίωνος καλεῖ Δία καὶ τὸν ἐν θαλάσσῃ* (*τρισὶν οὖν ὁρῶντα ἐποίησεν ὀφθαλμοῖς ὅστις δὴ ἦν ὁ ποιήσας ἅτε ἐν ταῖς τρισὶ ταῖς λεγομέναις λήξεσιν ἄρχοντα τὸν αὐτὸν τοῦτον θεόν*). II, 2 § 8 p. 116 *τὰ δὲ τοῦ Διὸς καὶ ταῦτα ὄντα ἐν ὑπαίθρῳ, τὸ μὲν ἐπίκλησιν οὐκ εἶχε, τὸν δὲ αὐτῶν Χθόνιον καὶ τὸν τρίτον καλοῦσιν Ὕψιστον* (Preller l. c. I, 123).

War denn also Zeus wirklich der Olympier? Darauf muss man mit der Frage antworten, ob wol irgendeiner, der im Homer von Zeus spricht, in den Verdacht kommen kann, nicht an den Olympier gedacht zu haben, wenn er von Zeus sprach. Ja nun ist doch aber die Rede von so vielen Zeus, von *Ζεὺς*

---

1) Pausan. ind. s. v. Preller Gr. Myth. [3] I 428. II 361, 362. 455. 499 und index s. v. S. auch C. J. G. I p. 658 No. 1347.

Digitized by Google

Λακεδαίμων, *Φρύγιος*, *Πανελλήνιος*, *Λαρισαῖος* u. s. w. Herodot VI, 68 heisst es „bei diesem Zeus, dem Beschützer unsres Hauses". Wir hören von einem Zeus Asklepios, Zeus Agamemnon, Zeus Herakles, Zeus Trophonius — wie ist das zu erklären? Da sagt uns denn ein der vielen Zermalmer der vergleichenden Mythologie, Zeus heisse nur Geist oder Ahnherr, es sei diese appellative Bedeutung noch völlig erkennbar aus jenen Verwendungen, die namhaft gemacht worden sind, und daraus, dass sich viele homerische Griechen *διογενής* oder *διοτρεφής* nennen.

Aber wenn *διογενής* hiesse vom Ahnengeist abstammend, so hatte jeder einzige Grieche das Recht sich so zu nennen und dies glänzende Ahnenattribut seinem Namen beizulegen. Dem steht entgegen, dass nur einiges bevorzugte Geblüt mit diesem Schmuck geziert ist. Die Leute müssen sich also unter Zeus doch mehr als ihren eignen Ahnherrn oder einen Geist gedacht haben. Der Scholiast dürfte also Recht haben, wenn er sagt *διὰ τί διογενεῖς καὶ διοτρεφεῖς τοὺς βασιλεῖς λέγει, οὐχ ὅτι ἐκ Διὸς τὸ γένος ἕλκουσι ἀλλ' ὅτι ἐξ ἐκείνου αὐτοῖς ἡ τιμή*, wozu sich stellt Hesiod. theog. 96 *ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες*.

Ursprünglich hiessen beide Attribute das, was sie etymologisch besagen: so lange der Glaube bestand, dass Zeus dieses oder jenes Ahnherrn Stammvater gewesen sei oder sich seiner pädagogisch angenommen hat. Später jedoch kann es nichts andres bedeuten als vornehm oder ehrwürdig.

Nicht ursprünglich heisst Zeus Ahnherr und Herrscher, sondern vielleicht ganz spät. Wenn Preller Wendungen anführt, wie Zeus Herakles, Zeus Agamemnon, so erinnern wir uns zunächst, dass beide, H. und A., auf Zeus zurückgeführt werden. Der Atride Agamemnon kommt von Pelops, dieser von Tantalus, dieser von Zeus (Iphig. Taur. init. Jl II, 18. 105. Eur. Helen. 386f.). Das Wort Zeus bedeutet in diesen Juxtapositionen also nicht den Olympier. Dieser und Zeus Agamemnon sind nicht dieselben Personen. Warum soll denn

Digitized by Google

nun grade Agamemnon [1]) der Ahnherr heissen? Er war ja auch einer; aber einer der letzten. Seine berühmten Vorfahren kannte man ja doch aus der Sagenüberlieferung ganz geläufig. Hier liegt allerdings, wie Preller sagt, ein Superlativ der heroischen Verehrung vor — wir aber sehen, dass Zeus seine Bedeutung sprachgeschichtlich geändert hat. Auch lässt sich nicht daran denken, dass hier etwa Agamemnon ein Beiname des Zeus ist, denn die andern Namen, wie Herakles und Trophonius, haben nicht die appellative Kraft wie Agamemnon.

Nun also Trophonius. Livius 45, 27: Lebadiae quoque templum Jovis Trophonii adiit; ubi cum vidisset os specus per quod oraculo utentes sciscitatum deos descendunt, sacrificio Jovi Hercynnaeque facto, quorum ibi templum est ... descendit. Die Abkunft des Trophonius ist dunkel [2]), auch wenn sich nicht sieben Väter um ihn streiten, wie sieben Städte um den Homer. Diese Hercynna ist seine „Tochter“, zugleich seine erste Priesterin: schol. Lycophr. *Ἕρκυννα δὲ ἡ Τροφωνίου θυγάτηρ* vgl. Pausan. lib. IX, 39, 2 p. 789; auch von *παῖδες* ist die Rede *θύει γὰρ δὴ ὁ κατιὼν αὐτῷ τε τῷ Τροφωνίῳ καὶ τοῦ Τροφωνίου τοῖς παισίν, πρὸς δὲ Ἀπόλλωνί τε κ. τ. λ.* (ib. § 5) — aber sie sind gar nichts wert. Die Notiz Strabos (lib. IX cap. 2, Didot p. 355, 38) klärt uns nicht auf: *Λεβάδεια δ' ἐστὶν ὅπου Διὸς Τροφωνίου μαντεῖον ἵδρυται κτλ.* Endlich ist von Trophoniaden die Rede bei Plutarch Mor. p. 944E (Did.) *ἐκ δὲ τῶν βελτιόνων ἐκείνων οἵ τε περὶ τὸν Κρόνον ὄντες ἔφασαν αὐτοὺς εἶναι καὶ πρότερον ἐν τῇ Κρήτῃ τοὺς Ἰδαίους Δακτύλους, ἔν τε Φρυγίᾳ τοὺς Κορύβαντας γενέσθαι καὶ τοὺς περὶ Βοιωτίαν ἐν Οὐδώρᾳ Τροφωνιάδας καὶ μυρίους ἄλλους κτλ.* Aus alledem hat man gar nicht den Eindruck, als sei Trophonius für einen berühmten Ahnherrn gehalten worden und als seien die Trophoniaden als seine Leibes-Nachkommen

---

1) Pausan. VII, 5, 11 p. 536 *τιμὰς ἔχει*, in Klazomenä.

2) Vgl. Schol. Aristoph. Dindorf vol. I p. 470 sq. Nub. v. 508 und Drakenborch zu Liv. 45, 27.

Digitized by Google

anzusehen. Das Patronymikum hat hier einen weiteren Sinn. So ist's auch mit dem Patronymikum der Asklepiaden; es lässt sich nicht annehmen, dass sie überall, wo ihrer Erwähnung geschieht, als Nachkommen des Asklepios gedacht werden. Grade so sind die παῖδες ζωγράφων Plat. leg. p. 769B nicht die Söhne der Maler (ἢ ὅ τι δή ποτε καλοῦσι τὸ τοιοῦτον οἱ ζωγράφων παῖδες). Haben wir uns in der γερουσία nur Greise zu denken? Nein, es ist ein Rat, welcher früher einmal hauptsächlich oder ausschliesslich von Greisen gebildet wurde. Haben im Senat nur Greise gesessen?

Der homerische Ζεὺς χθόνιος Jl. IX, 457 ist also der unterirdische Herrscher, derjenige, welcher im Hades das ist, was Zeus im Reich des Lichts.

IV. 1. Droysen, Leben Yorks v. W. II 39 in des Teufels [1]) Namen, wer schreit da so gotteserbärmlich? Über gottsjämmerlich Tobler l. c. p. 10,11.

2. Keller, Leute von Seldwyla 1876 I 207, 208 ... und düftelte auf das angelegentlichste über diese Dinge, deren Zweck und deren Kostenpunkt ... von was allem er nicht den Teufel verstand.

3. v. Lil. I 425 da er die grossen hecht verlor,
teufels namen, kunt er schweigen

4. Schiller Piccol. II 7 Wallenst. Tod und Teufel! [2])
Wall. Tod II 6 Buttler - - -
III 19 Illo - - -
III 20 Wall. - - -
V 1 Zum Teufel, Herr, ich folgte deinem Beispiel.

1) Der deutsche Teufel im 16. Jahrh. Freytag, Bilder, II, 2, 344 f. III 73 über die Fortpflanzung des Aberglaubens.

2) Gr. Myth.⁴ II 712; über Flüche im allgem. ib. III 366. Simrock l. c. 459 f. Alte deutsche Namen für den Teufel sind nach Raumer l. c. S. 382 hellehunt, traccho, der alto wurm, natra. Auch später heisst er bekanntlich oft Drache; z. B. Simon Dach S. 100 der alte Drache. Wuttke l. c. § 40 f. 225. 354. 360. 402.

Digitized by Google

V. 2 mir ist seltsam dabei zu Mute, weiss der Teufel [1])

5. meiner Six! Gr. Myth. III 73. Schmeller III 193. 194. Meiner Sixen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes S. 331.

6. Helfe mir Donner und Blitz! Der Blitz! Lessing I 413 Gr. W. B. Donner in Flüchen Wuttke l. c. § 21.
Goethe: Blitz! Wie die wackern Dirnen schreiten!
Schiller. Wall. Lager: Was? Der Blitz! Das ist ja ...
(ib. nein, beim Kukuk, ich bin um die Hand gekommen.)

7. Gottes Element. Freytag, Bilder II, 2, 151. 157. 159. Dass dich Gottes Element schände, alter schelmischer Jude! Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, dass euch Gottes Element schänden müsse; Gottes Element soll ihn geschändet haben;
ib. III 56 ho, potz schlappermeut, ich muss meine Dirn wieder haben
III 211 Potz Sakrament, wohlehrwürdiger Herr [2])
v. Lil. I 548 Boz werder Christ im hochsten tron
III 171 Botz wunden! hört man fluchen
172 botz marter und botz wunden [3])
369 botz angst!
406 botz marter, kyri Velti!
407 botz marter, sacker lyden!
456 dass euch botzmarter schand!
v. Ditf. IV 35 ihr habt beim Tausendschlapperment den Fuchsbalg grausam sehr verbrennt.

---

1) siu began dô sêre weinen, der tûbil, sprach siu, neme mich! Eilhart von Oberge, ed. Franz Lichtenstein. Strassburg, Qu. u. F. XIX. 1877. VII, 33 und Einleit. CLVIII.

2) Vgl. Wundt, Essays, Leipzig 1885 S. 112. Ztschr. f. Vps. XVI S. 207 f. Agricola v. Latend. S. 175 f. Gr. Myth. I 13, III 9. Goethe-Eckermann (Reclam) III 25 vom 31. Dec. 1823. Hauff, Phantas. S. 26 Hemp. aber das Donnerwetter, ich will ihn herausschellen.

3) Uhland, Volksl. I, 475 (2, 1).

Digitized by Google

v. Lil. IV 38 ei, botz wunden!
287 gotzsund = gottssammen = allzusammen (Schmeller II 183 wird citiert)
609 Pox wunden, Wilhelm von Grumpach gut!
Grimm-Heyne W. B. p. 1818 Botz Mauss, wo kompt ihr her so spat (H. Sachs)? Botz kleine Maus!

7a. Potz tausend! Ei der Tausend (Wunderhorn p. 836). Hauff Phantas. im Bremer Ratsk. p. 47 (Hemp.) ei der tausend, murmelten sie nachdenklich, das ist ja ganz sonderbar. Der Tausendsasa. Tausendsapperlot, Wunderh. p. 562. Potz Velti, Wunderh. p. 345. Potz Elle, Fingerhut und Scheer ib. p. 548. Potz Kreuz, was sah ich liegen ib. 556. Potz Hagel, da schiesst's ja, der Pudel ist tot ib. 608.

8. Goethe, Hemp. III 252 (Gedichte) prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel, wie treibt man, nun er so königlich erst wohnet, den Irrtum heraus!
Seume, Ged. p. 77 (Hemp.) Himmel, mit welcher Begier ergriff ich den ledernen Nepos.

9. Du meine Güte! Du liebe Zeit! Du liebste Zeit! Du meine Zeit!

10. alle Wetter!

11. Voss, Idyllen p. 19 (Hemp.) Hagel! ich selbst wol möchte das Willkommstänzchen mit ansehn!

12. Hand aufs Herz — das glaubst du selber nicht.

13. Nicht ohne ehrfürchtigen Schauder haben wir neulich erfahren (Voss. Ztg. v. 22. Mai 1887, erste Beilage, Goethe-Gesellschaft), dass der „Urfaust“ gefunden ist, gewiss etwas Realeres als der Urmensch oder Häckels selig verschollener Bathybius. Aus der sicherlich unbändig reichen Schatzkammer dieses Fundes sei hier ein kleiner Zierat entnommen. Das gute Gretchen frägt danach beim Anblick des Kästchens in der Kammer: was Kukuk mag da drinnen sein?

14. R. Werner, eine erste Seereise, Berlin 1880 p. 27: wieviel

Digitized by Google

Uhr ist es? „Gleich vier Glas", d. h. zwei Uhr. Von zwölf Uhr nämlich, wo eine neue Wache beginnt, laufen vier Glas einer Sanduhr aus. So antwortet hier der Gefragte mit dem veralteten Ausdruck, obgleich es keine Sanduhr mehr gab. Dies ist analog unserm populären „sechs Dreier". Viele, welche sechs Dreier sagen, haben niemals solche Münze gesehen und haben natürlich auch jetzt keine sechs Dreier in der Hand, die sie bezahlen wollen.

14a. Hebel, allem. Ged. p. 17 er fluecht und sappermentet Chrütz und Stern; ib. p. 69 u. 134 bim Bluest! der Wächter rüeft (Bluest = Blüte)

14b. furchtbar klein; furchtbar vorsichtig (seit dem letzten Eisenbahnunfall fahren sie hier furchtbar vorsichtig ein).

15. fluchen, dass die Balken krachen Gr. Myth. III 366, Agric. Adag. 472—502. Wunderh. S. 265 Petrus lügt wie Stahl und Band. ib. 351 Er lügt daher ohn alle Scheu, bis sich die Balken biegen.

16. mein Mäuschen, ein Kosewort, besonders Kindern gegenüber angewendet, scheint mir nicht ganz klar. Denn die Maus ist zwar ein „gar so zierliches Tier", hat aber doch „für viele Menschen etwas Schauderhaftes" (Goethe IV, 55). Man kann also freilich ein Kind [1]) so nennen, weil man die Maus niedlich findet. Dabei ist jedoch der triviale Umstand nicht zu verschweigen, dass wir mit Mäusen nicht spielen, sie kaum allerliebst finden, wenn sie nicht in der Falle sitzen oder uns unschädlich auf dem Felde laufen, dass also die Maus doch nicht ein allbekannter und gleich-

1) Dass auch grosse Kinder so genannt werden, können wir, wenn anders wir es nicht aus Erfahrung wissen, aus Goethe und Bürger lernen; denn ersterer bemerkt bedächtig (IV 434; 30. Juli 1787), dass die italiänischen Mäuschen ihre Eigentümlichkeiten haben, letzterer p. 231 (Hempel) spricht von einem vernaschten Mäuschen, welches ein Weib jung, schön und säuberlich ist.

Digitized by Google

mässig geschätzter Typus von Niedlichkeit ist, welcher unser Gefühl zu einer Art von Zärtlichkeit zu erregen pflegt. Soll man nicht glauben, dass eine Mutter ihr Kind zwar mein Mäuschen nennt, aber dennoch beim Anblick einer wirklichen Maus, welche uneingeladen im Zimmer erscheint, dieses Tier abscheulich findet? Unter diesen Umständen finde ich es nicht künstlich, daran zu denken dass mein Mäuschen auch mein Seelchen (wie man mitunter liest) bedeutet. Wir wissen ja, dass die Seele zuweilen in Mausegestalt vorgestellt wurde. Simrock l. c. p. 444 f. Wuttke l. c. § 168, über die hierher gehörige Sage vom Rattenfänger ib. p. 446. Mausetot endlich ist formelhaft für ganz tot, v. Ditf. III 52 Douay und du bist mausetot. L. Tobler l. c. p. 20.

Werfen wir nun einen Blick rückwärts, um mit ein paar Worten den Eindruck zusammenzufassen, welchen diese formelhaften Wendungen machen. Zunächst freilich ist ja klar, dass sie nicht alle von gleichem Wert sind für das, was hier bewiesen werden soll. Wie aber zwischen 1 und 2 unendliche Zahldifferenzen liegen, sodass man sich von 1 zu 2 hundert tausend, eine Million Übergänge denken kann, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, so geht auch in der Sprache, wenn schon in kleinerem Massstabe, ein Sinn über in einen andern. Die Beispiele zeigen das. Die Continuität des Bedeutungswandels liegt jedoch nicht mehr überall vor. Wo sie vorliegt, zeigt sie die Neigung der Menschen, Bedeutungsanalogien zu verwenden mit einem möglichst geringen Aufwand von Kraft, mit dem kleinsten Kraftmass.

Die Verwendung vieler Ausdrücke wird nur gestattet durch den Zusammenhang der Rede, sodass hier wieder der alte Kreis des menschlichen Denkens uns vor Augen kommt, dass das Ganze nur verständlich ist durch Erkenntnis des Teils, dieser nur durch Verständnis des Ganzen.

Wenn wir heute sagen er hat Alles in Hülle und Fülle,

Digitized by Google

so meinen wir er hat es reichlich; dabei kommt Fülle zu seinem Recht. Aber was denken wir uns bei Hülle? Mit Herze, Mut und Sinnen etwas tun, unterliegt kaum der Zergliederung im Geiste dessen, der es sagt; wie wenn der Dichter des herrlichen Liedes singt „werde munter mein Gemüte und ihr Sinnen geht herfür, dass ihr preiset Gottes Güte, die er hat getan an mir“. Ebenso Knapp l. c. II p. 457 No. 2621: lobet Gott ihr meine Glieder und ihr Sinnen preiset ihn, dass die dunkeln Schatten wieder mit der Nacht von hinnen fliehn. Ein Mann von echtem Schrot und Korn ist ein braver, rechtschaffener Mann. Neuerdings erscheint sogar als fragwürdiger Titel eines Theaterstücks „Von Schrot und Korn“.

Korn heisst übrigens auch Kornbranntwein. Liest man aber (an Destillationen) „Weizenkorn“, so erregt dies den Verdacht, dass es sich um Schnaps handelt, welcher aus Weizen gemacht ist, sodass Korn = Schnaps wäre.

Leute, die sich ein Haus bauen, kaufen Grund und Boden. Denken wir uns dabei zweierlei? Wäre nicht eins davon genug? Die sieben Sachen sind keine sieben; einmal sind es angeblich sogar hundert (Freytag, Bilder S. 340). Im Kinderreim haben sie einen Sinn: wer will guten Kuchen backen, der muss haben sieben Sachen u. s. w., in unsern Beispielen dagegen bedeuten sie nur: die paar Sachen, die Bedürfnisse. Worin besteht der Unterschied zwischen bittelte und bettelte? Dass betteln eine Art des Bittens ist, wissen wir wol; wir sind aber höchstens daran gewöhnt zu hören „er bat und bettelte“ nicht „er bittelte und bettelte“. Goethe IV, 7 wurden die Handelsleute willkürlich geplagt und geplackt[1]). In klipp und klar heisst klipp etwas anderes als in klipp klapp. Aus einer Reichstagsverhandlung liest man Voss. Ztg. vom 1. December 1886, erste Beilage: ich mache gar kein Geheimnis daraus mit wem ich verkehre, und habe Ihnen klipp und klar mitge-

1) Geschunden und geschrunden, Jugenderinn. e. a. Mannes S. 205.

Digitized by Google

teilt, mit wem ich journalistisch umgehe (Finanzminister v. Scholz). Voss. Ztg. vom 19. Juni 1887, Sonntags-Beilage, Spalte 4, lesen wir: Da Schiller jedoch noch ein Neuling in diesen Sachen war, so klippte und klappte nicht Alles. Wol möglich also, dass klipp in klipp und klar bedeuten soll „es klappt". Dass klar auch klein bedeutet lehrt Hildebrand Gr. W. B. V 989. Bei ganz und gar denken wir nicht an den sonst üblichen Sinn von gar, dass eine Speise, ein Kuchen gar ist.

Wie heisst das Synonymum von Schnickschnack? Mancher würde sagen Possen, wenn dies nicht in dem Verdacht wäre, französisches Ursprungs su sein (Weig. II 375); so erklären wir denn lustiger, tändelnder Zeitvertreib. Kikel-Kakel, giks und gaks haben im gewöhnlichen Bewusstsein keine etymologische Anlehnung, wenn sie vielleicht auch von ehrwürdigem Alter sind (vgl. Steinthal, Abriss I § 559, Paul l. c. p. 143) und zusammen gehören — dennoch werden sie im Zusammenhang der Rede verstanden.

Wenn einem die Zeit lang wird, so weiss er, wie ihm ist. Ist ihm anders, wenn ihm Zeit und Weile lang werden?

Mutterfadennackt, splinterfaden- (oder fasel-) nackt [1]) ist ganz nackt; dabei denkt Niemand an Mutter, Niemand an Splinter, Niemand an Fasel; wird die Form splitterfadennackt beliebt, so ist dies dem Sprachbewusstsein deutlicher entsprechend — nackt, ohne einen Faden, wie ein Splitter. Mutterseelenallein empfinden wir als ganz allein und denken dabei nichts von Seele, vielleicht auch nichts von Mutter.

Die schönen Zeiten, da man von einem ehrsamen Bürger mit Verständnis sagte, er sei mit Kind und Kegel fortgezogen, sind vorüber; wir sagen es ja auch, denken dabei aber nur etwa mit Sack und Pack, wobei dann unser „Pack" nicht dem

1) Vgl. Weig. II 771 Splinter = Splitter. Fasel, Fasen, Faden, Faser hängen zusammen.

Digitized by Google

Kegel-Pack entspricht [1]). Pech haben ist gar keine Anschauung mehr; ob es aus dem Märchen herzuleiten ist, wissen wir nicht. Bei übers Ohr hauen denken wir weder an Ohr noch an hauen noch an über: es heisst betrügen. Die Leute, welche die Wendung brauchen Stein und Bein schwören, wissen nichts von der Aufklärung des Lexikographen und denken vor Allem weder an Stein noch an Bein dabei.

Stichdunkel und stockfinster sind beide dunkel; stockstill gibt für das gewöhnliche Bewusstsein einen Sinn (vgl. verstockt): aber stockfinster und stockfremd? Stichdunkel ist eine lautliche Variante, grade wie im Stich lassen nicht heisst Jemanden unter dem Messer oder Degen eines Andern lassen, sondern stecken lassen, wie grade hier (in Berlin) stecken und stechen durcheinandergeht. (Vgl. Wunderh. S. 434, oben S. 155.) Statt steinreich, sagt Fechner in seinem Märchen, war der Bauer reich an Steinen geworden; steinreich heisst also einfach sehr reich. Steinalt ist klar, steinreich und der Austriacismus steinunglücklich scheinen Analogiebildungen. Gaudys Heidenlärm (Werke I 154) entsteht wesentlich dadurch, dass sämmtliche Glocken läuten [2]) in der italienischen Stadt, wo der Schneidergeselle die Ehre hat, dem vermeintlichen Serenissimo submissest die Tasche zu flicken. Als er aber sein schönes

---

1) Goethe, Rechenschaft:

> einem armen kleinen Kegel,
> der sich nicht besonders regt,
> hat ein ungeheurer Flegel
> heute grob sich aufgelegt —

könnte eine Erinnerung an den älteren Sinn von Kegel enthalten.

2) Die Überschrift fulgura frango belehrt uns wol darüber, dass das Glockenläuten beim Gewitter in alter Zeit ein christianisierter Heidenlärm gewesen ist. Aber von solchen Schrullen war der frische Schneidergesell sicherlich gänzlich frei. Eine hierher gehörige Stelle aus Scheffels Eckehart ist mir nicht zur Hand. Vgl. Wuttke l. c. § 449 Freytag, Bilder I (1874) S. 228.

Digitized by Google

Tagebuch schrieb, dachte er kaum etwas andres, als „scheusslicher Lärm“.

Bärentrunken ebrius instar ursi nimmt sich bei Gr. W. B. wie ein Scherz aus. Bärenstark, hungern wie ein Bär scheint diese Analogiebildung bewirkt zu haben; denn es kann doch nur heissen sehr betrunken.

Pauschquantum, die in Zeitungen beliebte Pauschalsumme, in Bausch und Bogen brauchen wir nur im allgemeinen Sinne von ungefähre Menge, denken aber dabei weder an Bausch noch an Bogen.

Das Mittagbrot pflegt grade eine Malzeit zu sein, bei welcher man wenig oder gar kein Brot isst. Daher hat in der Zusammensetzung Brot seinen Anschauungswert eingebüsst, es heisst im allgemeinen Speise.

Welche Ähnlichkeit besteht zwischen dem Würmchen, das Herrgottsschäfchen heisst, und einem Schäfchen?

Zum Schluss kehren wir mit bedächtiger Schnelle zur Hölle, oder wenigstens zum Teufel zurück. Gottfried Keller l. c. „von was allem er nicht den Teufel verstand“ heisst ja, wovon er nicht das Geringste verstand. Ist also der Teufel = das Geringste? So kann man wol denken; sprachlich jedoch muss das erst gerechtfertigt werden. Mir scheint der Übergang so zu sein. Willst du nicht, frägt A den B, dem C eine Unterstützung geben? Den Teufel werde ich ihm, antwortet B, denn C verdient sie nicht. D. h. ich werde ihm gar nichts geben. Wie aber erklären wir „den Teufel werde ich ihm“? Ich werde ihm den Teufel geben oder ich habe Lust ihm den Teufel statt einer Unterstützung zu geben, oder ich hätte Lust ihm den Teufel (wenn sich der so brauchen liesse) zu schenken. „Den Teufel werde ich ihm“ heisst also, ich werde ihm nicht das Geringste oder gar nichts geben. Er ist also auch hier der Geist, der stets verneint. Im Theaterstück sagt ein Mann zu seiner stets keifenden, zanksüchtigen Frau: „Ich weiss ja doch, dass ich einen sanften Engel zur Frau habe“ — worauf

Digitized by Google

sie mit „artigem“ Widerspruch schreit: „Den Teufel hast du“ wobei sie zunächst nur an Widerspruch denkt, als ob sie sagen wollte „nein, gar nichts hast du“.

Hierher gehört aus dem Volkslied (Wunderhorn p. 264, Petrus):

der Herr gab ihm ein Deuter:
ach Petrus steck ein dein Schwert,
du bist ein Erzbärenhäuter,
dein Schneid ist kein Teufel wert.

v. Ditf. III 143 wir kümmern uns den Teufel nicht drum
um ihrer Kugeln Gesumm und Gebrumm.

III 150 die fürchten koan Teixl, sein allzeit frisch daran
(keinen Teufel = nicht einmal den Teufel, gar nichts.)

III 155 und gar teufelsfest postiert (teufelsfest = sehr fest).

So verflüchtigt sich der arme Teufel! Von denen, welche ernstlich, und denen, welche gar nicht an ihn glauben, wird sein Name in verschiedenem Sinne und mit verschiedener Empfindung im Munde geführt. Erstere sind im Glauben, letztere in der Redeweise seine Anhänger, oder die Anhänger seines Namens. Der vom Himmel gefallene Morgenstern, der Fürst der Finsternis, der Antichrist, der Tag und Nacht lauernde Versucher ist zugleich das Geringste[1]), ein Nichts, in seiner Art den platonischen Gedanken erläuternd, dass jeder Zustand und jedes Ding aus seinem Gegenteil hervorgeht (Phaed. p. 70 D. sq.) oder ein Beispiel zu Goethes Bemerkung (Leben, zweites Buch, Ende, IV, 29): so pflegen Kinder und Volk das Grosse, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande sein, es auszuhalten und zu ertragen!

---

1) Der „dumme“ Teufel ist auch bei den Neugriechen zu finden Bernh. Schmidt l. c. I p. 177.

Digitized by Google

II. Teil.

Psychologische Betrachtung.

Gefühl und Bewegung sind die beiden Reste, welche bei der Analyse des Weltlaufs übrig bleiben [1]), deren Wirksamkeit teils augenfällig ist, teils vermutet und erschlossen wird, deren Entwickelung allenthalben mit regem Eifer erforscht wird. Die Organe dieser beiden Attribute des Seienden waren nicht zu allen Zeiten gleich. Wenn organisches Leben auf der Erde entstanden, nicht immer gewesen ist, so haben sich die Organe dieses Lebens auch erst allmählich entwickelt. Noch ist die Wissenschaft ratlos, den Ursprung des Menschen darzulegen. Eine so hochstehende Erzählung davon, wie die des A. T. lässt ihn aber auch wenigstens zuletzt entstehen. Befindet sich diese Anschauung im Einklang mit den wissenschaftlichen Theorien, so werden doch diese Gewicht darauf legen, dass der Mensch als Naturwesen keine Ausnahme von der Entwickelungslehre macht, dass er also seine Eigenschaften, seine Organe in doppeltem Sinne allmählich erworben hat. Als zoologisches Wesen höchster Ordnung hat er die ganze Entwickelung des organischen, besonders des animalischen Lebens auf unserem Erdball zur Voraussetzung. Selbst wenn er sich aber, mit einem Schlage, als sprachbegabtes Individuum, aus einer niederen Gattung erhob, um nun durch eine unüberschreitbare Kluft von ihr getrennt zu sein, so hat er doch als Mensch, als dieses höhere Sonderwesen, eine menschliche Sonder-Entwickelung, abgesehen von seiner allgemein irdischen oder zoologischen.

Von der idyllischen Einfachheit jener Zeiten, wo ein ani-

1) Vgl. Avenarius, Philos. als Denken der Welt gemäss dem Princip des kleinsten Kraftmasses. Leipz. 1876. 82 S.; dazu Paulsen in der Ztschr. f. Völkerpsych. X 105—112.


Digitized by Google

malisches Wesen seine Bewegungen durch Zusammenziehung und Ausdehnung specificierte[1]), sind wir leider weit entfernt, und der Höhlenmensch hatte noch keine Faustischen Höhlengedanken. Da nun Einnehmen und Ausgeben allemal einen Haushalt ausmacht, so haben sich auch die Organe des Menschen innerhalb der rein menschlichen Entwickelung in dieser doppelten Weise fortgebildet. Neue Bedürfnisse haben neue Anstrengungen für ihre Befriedigung gefordert. Schliesslich hat der Mensch versucht, seine Wirksamkeit bis über die Erde hinaus zu erweitern, indem er Systeme religiöser Gedanken und Meinungen über ein zukünftiges Leben ausbildete, ein Organ also, welches sich an das Jenseits anklammert. Uns geht hier nur die Entwickelung des Gefühls an.

Das Gefühl gehört zum Haushalt des Lebens. Daher fällt es unter die Kategorie der Erzeugung (wenn dieser Ausdruck gestattet ist), Benutzung und Erhaltung der Kraft, obgleich wir ja wissen, dass es misslich ist, dieses Gesetz auf seelische Verhaltungsweisen zu übertragen[2]). Uns genügt hier für die allgemeine Giltigkeit des Gedankens von der individual- oder national-ökonomischen Stellung des Gefühls die Berufung auf die Tatsache, dass alles Leben nicht ohne Gefühl zu denken ist und dass alle geistigen Vorgänge ihre physiologische Parallele haben. Das Gefühl hat also auch seine Geschichte. Unsere Höhlenvorfahren werden sich zwar physiologisch wahrscheinlich mit derselben Empfindung etwa dem Weltlauf durch Erhaltung der Art dienstbar gemacht haben, aber bei uns dürfte dieses Gefühl — zuweilen wenigstens — reicher sein; der Grundton mag derselbe sein, bei uns sind, so zu sagen, die Obertöne anders und neu. Ob man nun sagen will, die Sprache sei aus Gefühl entsprungen oder aus dem Willen (Wundt, Essays S.

---

1) So G. H. Schneider, Der tierische Wille, Leipzig, S. 168; ders., Der menschliche Wille, Berlin 1882 S. 408 f.

2) Steinthal, Abriss I S. 94 Anm. Lotze, Metaphysik (1879) S. 415 f. 474.

Digitized by Google

276f.) scheint mir hierfür gleichgiltig. Die Menschen drückten Gefühl aus durch Bewegungen, Taten, Worte; sie schrien, lachten, weinten, tanzten, sprangen, pfiffen, machten andern Lärm, sahen sich gefühlvoll an, machten allerlei sonstige Geberden und sprachen. Die Kunst Gefühl auszudrücken ist mit den reicheren Gefühlen reicher geworden. Wie die Kunstgeschichte nach dieser Kategorie „Gefühl auszudrücken“ sich entwickelt habe, geht uns hier nicht an. Kunst ist nationalökonomisch gesprochen kein Luxus. Nur können ihre Organe wie jedes Organ falsch verwendet und herabgewürdigt werden. Am klarsten zeigt sich die Musik (welche es nur mit dem Ausdruck von Gefühl zu tun hat) als Organ der Gefühlsentwickelung; sie steht aber in deutlicher Parallele mit der Sprache[1]). Da nun die Menschen im Verkehr ihr Gefühl hauptsächlich durch Sprache ausdrücken, so muss die Sprache dem erweiterten und verfeinerten Gefühlsbedürfnis entsprechen. Die Sprachen haben nun solche Spezialitäten von Gefühlsausdruck, dass sie darum meist unübersetzbar sind[2]). Was z. B. der Grieche, besonders der Athener empfand, wenn er hörte (Soph. Oed. Col. 706) *χά γλαυκῶπις Ἀθάνα* lässt sich deutsch gar nicht durch Übersetzung anstreben. Denn der poetisch-altertümliche Klang von *Ἀθάνα* ist rein griechisch und auch da wieder von geschichtlicher Bedeutung. *Ἀθηναία*[3]) wird ungefähr mit derselben Wirkung gebraucht Eurip. Suppl. 1183, Iph. Taur. 1436. Dem Athener war anders zu Mute, wenn er statt *γαλήνη* und *σελήνη* *Γαλάνεια* (Eur. Helen. 1458) und *Σελαναία* (Eur. Phoen. 176) hörte u. s. w. In andrer Weise dünken uns Goethes Verse: wenn über uns im blauen Raum verloren u. s. w. unübersetzbar. Plautus kann nicht ohne Einbusse ins Deutsche über-

1) Wie — habe ich kurz anderwärts angedeutet. Musik ist kein Denken sagt Lotze, Logik (1874) S. 20.

2) Vgl. Waitz, Allgem. Pädagogik S. 380.

3) Was im Curialstil bis nach Euclides in Gebrauch war, erst seit Ol. 96 heisst es *Ἀθηνᾶ* s. Kirchhoff, Inscript. Atticae ct. 1873.

Digitized by Google

setzt werden, Wallenstein nicht ins Lateinische. Kurz, die Sprachen sind, wie wir seit Humboldt immer deutlicher erkannt haben, individuelle Bildungen nach Seiten des Gedankens und des Gefühls; auch ist all unser Denken von Gefühl begleitet[1]). Wir wissen nun längst, dass die Erscheinungen der Sprache nicht ausschliesslich durch Logik, sondern hauptsächlich durch Psychologie zu erklären sind. Die Lehre von der Bewegung der Vorstellungen ist die Psychologie, die Lehre vom Gedanken ist die Logik.

Wie verhält sich nun die Entwickelung der Sprache d. h. also die Sprachgeschichte zu der Entwickelung des Gefühls? Wie genügt die Sprache den gesteigerten Ansprüchen im Gefühlshaushalt? In welchem Verhältnis stehen dabei Fühlen und Denken? Erleidet Denken im sprachlichen Ausdruck Einbusse zu Gunsten des Gefühls? Gibt es Abschnitte der Literatur, in welchen ein Gefühlskomplex so die Gemüter beherrscht, dass darüber das Denken scheinbar völlig einschläft? Da nun Literatur überliefert wird und mit ihr Gedanken und Gefühle, wie werden sie angeeignet? Literatur als Sprache gehört zunächst in die Psychologie: werden die überlieferten Gedanken nur als Gedanken aufgenommen, oder auch in Gefühl umgewandelt? Werden die überlieferten Gefühlswerte als solche empfunden, oder umgedeutet oder zu Gedankenbildungen umgeformt?

Als Hilfsvorstellung für die Beantwortung dieser Fragen benutzen wir das Princip des kleinsten Kraftmasses. Avenarius erläutert es so. Eine zweckmässig arbeitende Organisation (S. 2f. der oben citierten Schrift) muss eine ihr obliegende Aufgabe mit den relativ geringsten Mitteln lösen. Im Denken also muss mit möglichster Kraftersparnis gearbeitet werden. Alles Denken nennen wir appercipieren. Wäre die Kraft der Seele unendlich, so brauchte sie damit nicht hauszuhalten; da

1) Vgl. unten.

Digitized by Google

sie aber keineswegs unerschöpflich ist, so sucht sie ihre Arbeit mit dem relativ geringsten Kraftaufwand zu leisten. Sie hat ein Gefühls-Interesse an der Kraftausgabe; je leichter ihr eine Arbeit wird, desto woler ist ihr. So wird, wie bei der körperlichen Arbeit, auch mit der geistigen Kraft zu ersparen gesucht. Solches kraftsparende Mittel ist die Gewohnheit. Laufen und lesen müssen beide mühsam erlernt werden; sobald sie gewohnheitsmässig betrieben werden, verursachen sie nur bei Übertreibung Beschwerden. Was uns ungewohnt ist, empfinden wir meist lästig, besonders wenn es von uns eine Tätigkeit fordert, wogegen die gewohnten Tätigkeiten ohne besondere Belästigung und Anstrengung ausgeführt werden. Gewohnheit erspart also Kraft [1]).

Wie macht es nun die Seele, wenn ihr eine fremde Vorstellung angeboten wird, welche sie nicht in ihrem bereits vorhandenen Besitz unterbringen oder durch ein Gewohnheitsurteil abfertigen kann? Sie möchte vielleicht am liebsten diese Vorstellung als Störenfried hinauswerfen, wenn sie es könnte. Sie hat ausser dem Vergessen jedoch noch ein Mittel, die geforderte Mehrleistung (Avenarius S. 9) mit einiger Kraftersparnis zu vollziehen, sie nimmt die gebotene Vorstellung auf, verwandelt aber das, was an ihr ungewohnt ist, in Gewohntes. Sie führt also das Neue auf Altes, das Fremde auf Geläufiges, das Unbekannte auf Bekanntes, das Unbegriffene auf solches zurück, was bereits als Begriffenes oder vermeintlich Begriffenes geistiger Besitz ist. Alles dies nennt man appercipieren; Apperception ist (nach einer Seite betrachtet) das Streben der Seele nach Kraftersparnis.

Dem widersprechen nicht die ausführlichen wissenschaftlichen Bemühungen etwa eines Philosophen, welcher in dicken Bänden die Welt ausdeutet. Diese Arbeit entspricht ja zu-

---

1) Über Sparsamkeit im Ausdruck handelt Paul l. c. 263 f. 188. 208 f. 331. 340.

Digitized by Google

nächst nur seinen eigenen Bedürfnissen, obgleich sie auch ihren objektiven Grund hat; sie bezeichnet aber beim Philosophen nicht Verschwendung von Kraft, sondern sie ist vielmehr eine Folge jenes Princips der Apperception. Die Seele einiger Menschen wünscht nämlich in dem Grade eine Einheit des Weltbildes zu erlangen, dass um der zu erweisenden und zu schauenden Einheit willen die ganze Welt durchwandert wird, damit beim Schluss der Wanderung die Seele fähig ist, den Weltlauf einheitlich zu denken. Wodurch sich denn allerlei Gefühle der Befriedigung ergeben [1]).

Kann denn aber die Seele ihre Vorstellungen ins Unendliche vermehren? Gewiss nicht. Ihre Kraft ist (wenigstens in der sublunarischen Zeit) nicht unendlich. Wird nun dem Menschen mehr und mehr zur Bewältigung angeboten, so wird er natürlich manches Neue wegen Überfüllung des geistigen Magens gleichgiltig oder mit Widerwillen vorübergehen lassen; oder, wenn er es aufnimmt, hilft er sich dadurch, dass er die Intensität der Vorstellungen vermindert. Entweder eine oder viele ältere Vorstellungen erfahren dies, oder die neue selbst wird mit geringerer Kraft aufgenommen und wirksam. Die Seele vermag also mit demselben Mass von Bewusstsein mehr Vorstellungen zu denken, wenn sie sie mit geringerer Lebhaftigkeit des Bewusstseins denkt. Die innere Wirkung der Gewohnheit (citiert Avenarius aus Fries, S. 67 Anm. 6) geht immer auf das Verhältnis der Reflexion zur Association, auf das Verhältnis des logischen Gedankenlaufs zum gedächtnismässigen. Die Gewohnheit wirkt hier immer auf Zurückziehung des willkürlichen tätigen Verstandes zu Gunsten der Association u. s. w. [2])

1) Über eine andere Bedeutung der Arbeit s. Glogau, Abriss der philos. Grundwissenschaften 1880. I S. 98 f.

2) Dort verweist Avenarius auch auf A. Horwicz, Psychol. Analys. auf physiol. Grundlage I Halle 1872. Über Verdichtung des Denkens handelt Lazarus, Ztschr. f. Völkerps. II 54—62; dabei äussert er, dass das Mass

Digitized by Google

Wem die unwidersprechliche Richtigkeit dieses Princips des kleinsten Kraftmasses einleuchtet und wem sich sogleich die Beispiele seiner Betätigung auf den verschiedensten Gebieten des Lebens aufdrängen, der wird freilich die Umschweife menschlicher Entwickelung tief beklagen. Wie schrecklich schwer müssen die Menschen arbeiten! Ja, auch das Denken ist schwer, und die guten Einfälle stehen nicht immer „wie freie Kinder Gottes vor uns da und rufen uns zu: da sind wir“ (Goethe-Eckermann I 89 vom 24. Febr. 1824). Wenn leider Vernunft Unsinn wird, so ist nicht minder zu beklagen, obzwar es erfreulicher ist, dass Unsinn so schwer Vernunft wird.

In der sprachlichen Überlieferung wird es wol auch so sein dass Vernunft zuweilen Unsinn wird, eine eindringliche Mahnung daran, dass sprechen und denken nicht identisch sind, wenn nämlich denken logisch denken bedeutet. Der Lauf der Vorstellungen ist nicht gleichbedeutend mit logischen Handlungen. Wenn uns also Sprache zuweilen der Kürze (oder sogar der Klarheit) des logischen Ausdrucks zu widersprechen scheint, so haben wir diesen Widerspruch gegen das Princip des kleinsten Kraftmasses aufzuklären. Da gibt es z. B. ein Gebiet von Wendungen, die Pleonasmen heissen. Einige griechische Beispiele — also aus einer vortrefflichen Sprache — mögen die Sache deutlich machen. Homer bilde den Anfang.

Odyss. IV 704 *δὴν δέ μιν ἀμφασίη ἐπέων λάβε* Sprachlosigkeit an Worten; Penelope liegt da 788 *ἄσιτος, ἄπαστος ἐδητύος*; nicht gegessen habend, ohne Speise zu geniessen. Euripid. Bacch. 1305 *ὅστις ἄτεκνος ἀρσένων παίδων γεγώς* ohne Kinder an männlichen Kindern (Herod. III 66 *ἄπαιδα δὲ*

der Klarheit eines Gedankens mit der Anstrengung ihn zu erfassen im umgekehrten Verhältnis steht. Über psychol. Beharrlichkeit s. Steinthal, Abriss I § 43, 59, 102, 117. Was die Sprachforscher über die vis inertiae gesagt haben, stellt zusammen Misteli in dem vortrefflichen Aufsatz „Lautgesetz und Analogie, Ztschr. f. Völkerpsych. XI S. 370, 371, 437. S. auch Lazarus L. d. S. II ² S. 243 f.

τὸ παράπαν ἰόντα ἔρσενος καὶ θήλεος γόνου). Helen. 1501 γλαυκὸν ἐπ' οἶδμ' ἅλιον κυανόχροά τε κυμάτων ῥόθια πολιὰ θαλάσσας auf dem glänzenden Meeresgewoge und dem blaugrauen Gewoge der Meereswellen. Troad. 91 πολλῶν θανόντων σώμαθ' ἕξουσιν νεκρῶν, sie werden die Leiber vieler Gefallenen, Toten haben. 745 ὦ λέκτρα τἀμὰ δυστυχῆ τε καὶ γάμοι o mein unglückseliges Ehebett und meine Ehe Phoen. 1549 πόδα τυφλόπουν den Fuss Blindefuss Suppl. 12/13 τέκνων ἄπαιδές εἰσιν, 35 ἄπαιδας τάσδε μητέρας τέκνων. 810 τέκνων ἄπαιδα. Hippolyt. 123 Ὠκεανοῦ τις ὕδωρ στάζουσα πέτρα λέγεται βαπτὰν κάλπισι ῥυτὰν παγὰν προιεῖσα κρημνῶν man erzählt von einem Felsen des Okeanos, welcher Wasser triefen lässt, entsendend von seinem Abhang eine feuchte (βαπτάν) mit Krügen sich ergiessende Quelle. Sophocles Antig. 424 ὡς ὅταν κενῆς εὐνῆς νεοσσῶν ὀρφανὸν βλέψῃ λέχος wie wenn er sieht das Lager des leeren Nestes (eigentlich Lagers) verwaist von den Jungen. Trachin. 1256 τελευτὴ τοῦδε τἀνδρὸς ὑστάτη das letzte Ende dieses Mannes. Philoct. 55 ὅπως λόγοισι ἐκκλέψεις λέγων damit du redend mit Worten berückst[1]).

Gottfried Hermann erklärt (Viger. p. 869 f.) zunächst ziemlich kurz pleonasmus est adiectio vocabuli quod etsi additum tamen non cogitatur. Dagegen sagt er weiterhin richtiger, es gebe zwei fontes pleonasmi; unus cum locutio multo usu aliquid de vi sua amisit, alter in iteratione eiusdem notionis, quae ad vim orationis augendam inventa, frequenti usu eam vim deposuit; Beispiele gibt er S. 886 f. Hermanns Definition des Pleonasmus könnte richtig sein: dann hätten wir immer noch die psychologische Erklärung jenes Gebrauchs zu suchen. Denn es ist nicht selbstverständlich, dass ein Wort hinzugefügt wird

1) Vielleicht wird mancher Leser geneigt sein, diese oder einige dieser Stellen so zu erklären, dass kein Pleonasmus darin zu finden ist; der sei gebeten, wenn er Pleonasmen nicht überhaupt leugnet, andere sich zu vergegenwärtigen. Vgl. Gerber, Sprache als Kunst I ² S. 437 f. 451. Uhl. Ludw. d. Baier II, 1 ewig nie.

Digitized by Google

und, obwol hinzugefügt, dennoch nicht gedacht wird. Irgend etwas haben die Menschen doch wol dabei im Sinne, vielleicht keinen Gedanken, vielleicht aber ein Gefühl. Die eine Veranlassung, behauptet er weiter, sei die, dass ein Ausdruck durch langen Gebrauch etwas von der Kraft seiner Bedeutung eingebüsst hat, sodass er nun eines Zusatzes bedarf. Oder ebendieselbe Vorstellung, welche ehemals benutzt wurde, um die Kraft der Rede zu vermehren, hat diese Kraft verloren und wird nun (mit einem andern Worte) wiederholt. Dann bliebe immer noch zu erklären, warum man nicht den als zu schwach empfundenen Ausdruck einfach weglässt und ihn durch den anderen, besseren ersetzt. Die obigen Beispiele sind nur zum geringen Teil formelhaft (wie *ἄπαις* oder *ἄτεκνος γόνου*), sodass bei sonstigen Pleonasmen der Dichter nicht erklärt oder entschuldigt wird durch die einer Abänderung sich widersetzende Starrheit der formelhaften Überlieferung.

Ist es ein Pleonasmus, das Wasser oder etwas andres Flüssiges feucht zu nennen? Das anziehende griechische Wort *ὑγρός* bedeutet feucht und flüssig — und manches andere noch. Wir begegnen ihm bei Homer Odyss. IV 458 *ὑγρὸν ὕδωρ* (wo man übersetzt frei fliessend); bei Äschylus Suppl. 259 steht *ὑγρᾶς θαλάσσης* des feuchten Meeres; Soph. Antig. 1123 *ναιετῶν παρ' ὑγρῶν Ἰσμήνου ῥείθρων* bei den feuchten[1]) Fluten des J. wohnend; Eur. Iph. Aul. 918 *μὰ τὸν δι' ὑγρῶν κυμάτων τεθραμμένον* feuchte Wogen ... Androm. 791 *ὑγρὰν ἐκπερᾶσαι ποντίαν Συμπληγάδα* durchfahren den feuchten im Meere liegenden zusammenschlagenden Felsen; Bacch. 279 *βότρυος ὑγρὸν πῶμα εὗρε* er fand den feuchten Trank der Traube; Suppl. 79 *ὡς ἐξ ἀλιβάτου πέτρας ὑγρὰ ῥέουσα σταγών* wie der vom steilen Felsen fliessende nasse Tropfen[2]).

1) Da wird auch übersetzt: sanft fliessend.

2) Die andern Verwendungen dieses Wortes s. Eur. Jon 796, Phoen. 1664. Pind. Pyth. I 9 dazu Böckh 2 ² p. 227. Plato Theaet. p. 162 B und Heindorfs Anm. Plat. Sympos p. 196 A. Xenoph. Anab. V, 8, 15.

Digitized by Google

Solche Wendungen werden also der Erklärung bedürfen; sie kann nur in der doppelten Erwartung unternommen werden, erstens, dass sie dem Princip des kleinsten Kraftmasses nicht widersprechen, zweitens, dass sie nicht durchweg eine Künstelei der Dichter sind, sondern vielmehr eine Eigenheit der Sprache, welche sich im ungezwungenen Ausdruck der gewöhnlichen Rede grade so gut findet, wie auf den Höhen der Dichtung. Scheint also der Sprachgebrauch unsrem Princip mitunter zu widersprechen, so fragen wir, was denn durch Sprache überhaupt mitgeteilt werden soll und kann. Gefühle und Vorstellungen; vermittelst der Worte (der sprachliche Ausdruck der Vorstellung ist das Wort) Anschauungen und Schilderungen [1]). Wie also wird Gefühl und Anschauung nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses ausgedrückt? Historisch: wie wird überliefertes Sprach- und Gedankengut nach diesem Princip aufgenommen? Entweder adäquat d. h. wie es ehemals, wenn auch mit andrem Gefühlston, gedacht wurde; z. B. Athen verdankte der Klugheit des Themistokles seinen glänzenden Aufschwung. Das ist eine Tatsache, welche freilich die Athener mit andern Empfindungen dachten, als wir. Oder, bei überliefertem Sprachgut, man denkt bei den Worten weniger als man spricht, als ehemals bei denselben Worten gedacht wurde; oder aber man spricht weniger als man denkt, um Kraft zu sparen.

Auch ist darauf zu achten, dass die Überlieferung stattfindet innerhalb eines Volkes und von Volk zu Volk. Im

Pind. Ol. VII, 69 (126) Simm. Theb. (Bergk poet. lyr. ed. II p. 497) Lycurg. Leocrat. § 33. Hom. Jl. 23, 281 (u. Lehrs de Aristarch. stud hom. p. 217) Lucian π. ὀρχήσ. p. 279, 19. p. 307, 73; Böckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, zweite Aufl. S. 99 f. Zu Aeschyl. Eumenid. 263 (διερόν) s. Lehrs Arist. p. 58. Aristoph. Pax 140.

1) Vgl. Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885, Niemeyer, 208 S. besprochen in der Ztschr. f. Völkerpsych. XVII S. 445 f. Über Pleonasmus Paul l. c. 133. 137 f.

Digitized by Google

letzteren Falle wäre eine lebhaftere Bemühung Kraft zu sparen wol denkbar. Da aber alie Sprache Überlieferung ist, welche freilich fortwährend nach dem Laut, der Bedeutung und der Kunst des Ausdrucks sich wandelt, so frägt sich, ob in den gewöhnlichen Wegen der Sprachentwickelung sich unser Princip wirksam zeigt und wann es sich etwa mit besondrer Lebhaftigkeit regt.

Wenn Steinthal jedes Sprechen und Denken appercipieren nennt, wenn Avenarius jede Apperception als ein Streben nach Kraftersparnis erklärt, so zeigt sich das Princip des kleinsten Kraftmasses in allem Sprechen und Denken. Wie aber bei physikalischen Vorgängen und menschlicher Arbeit das nämliche Princip zwar unbewusst immer befolgt wird, aber auch zu sinnreich-einfachen künstlichen Vorrichtungen geführt hat, so lässt sich für das Sprachleben ein analoges Verhältnis erwarten, sodass es da ausser der ungeschulten Arbeit auch eine Art von Kunstgriffen gibt, welche sich mit der mechanischen Wirksamkeit der Maschinen vergleichen lassen.

Hier ist nun freilich, wie Misteli (XI, 436f.) lebhaft hervorhebt, nicht schlechthin von einer Faulheit des Denkens die Rede. Wie für die Zwecke der Arbeit Maschinen gemacht werden, um die Arbeit schneller und leichter zu bewältigen und wie dies nicht Faulheit heissen kann, so ist auch das Bemühen der Seele Kraft zu sparen und die dabei erfolgte Mechanisierung ihrer Mittel eine Arbeit, deren Gelingen nur für andere Arbeiten Kraft übrig lassen soll. Wenn also z. B. der a-Laut im ganzen imperf. von singen durchgeführt wird, während früher ein Wechsel zwischen a und u bestand, so ist nach Misteli anzunehmen, dass, so lange ich sang, wir sungen gesprochen wurde, eine energische Zusammenfassung zu der einen Kategorie des Imperfects nicht stattfand, welche von der andern Kategorie der Zahl durchbrochen wurde. Die Durchführung des a bezeichnet vielleicht das Überwiegen und den Sieg der zeitlichen Kategorie, die aber nur in dem Geist und

Digitized by Google

durch den Geist besteht. Bei Formassociationen in der Sprache stellt sich also heraus, dass die ausgeschlossene Associations-Art das geringste Mass geistiger Regsamkeit aufweist, sie hat einfach das im Bewusstsein Zusammentreffende getreu zu bewahren, während selbst die niederste Art sprachlicher Association, die lautliche, eine höhere geistige Tätigkeit erkennen lässt, die durch Gleichheit der Bedeutung oder der Form geschaffenen Associationen den höchsten Sphären des geistigen Lebens entspringen.

Der gewöhnliche Verlauf der Sprache wird abstract dadurch bezeichnet, dass in Folge von Gefühls-Erregungen Ausdrucksbewegungen [1]) entstehen, Worte. Ebenso allgemein ist es, zu sagen, dass Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, Ideen gebildet werden. Zweck der Sprache ist Mitteilung; mitgeteilt werden Gefühle, Anschauungen, Gedanken. Aus alledem lässt sich keine besondere Verhaltungsweise der Sprache ableiten, welche nicht ebenso umfangreich wie inhaltleer bliebe.

Für die lautliche Seite der Sprachgeschichte dagegen wird, wie bekannt, neuerdings das Princip der Analogiebildung [2]) mit besonderem Eifer dienstbar gemacht. Wir haben es zwar hier mit Lautgeschichte nicht zu tun: es lässt sich jedoch vermuten, dass die Analogie, für die Laute von höchster Bedeutung, auch für die Vorstellungen von Bedeutung sein wird, dass eine Verhaltungsweise der Seele gleichmässig auf niederem und höherem Sprachgebiet erkennbar ist [3]). Misteli, dessen Ausführungen

---

1) Wundt, Physiol. Psychol. Erste Aufl. S. 838 f.

2) Dass es dabei auch wirklich falsche Analogien gibt, lehrt sogar G. Keller, bei dem es Ges. Ged. S. 24 heisst: ich bin die Sonnen (nach der Sonnen). Ob bei demselben Dichter S. 317 die „traute Linne“ auch dahin zu rechnen ist, kann ich nicht entscheiden, da man vielleicht in der Schweiz statt das Linnen auch sagt die Linne. Bei ersterem Beispiel denkt man an den berühmten (wol auch Keller bekannten) Vers: dem Guten ists zu gonnen, dass wenn Abends sinkt die Sonnen, er dann in in sich geht und denkt, wo man einen Guten schenkt.

3) Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indoger-

Digitized by Google

mir ebenso gründlich wie überzeugend erscheinen, gibt schliesslich (XI, 443) folgende Definition der Analogie: „Analogiebildung ist eine durch Laute ausgedrückte Association von Vorstellungen, welche zu Stande kommt: entweder durch deren Inhalte (Bedeutungen) die, je nach Ähnlichkeit oder Gleichheit verflochten oder verschmolzen, aber durch verschiedene Laute ausgedrückt, auch lautlich sich annähern; oder durch deren grammatische Form, die entweder eine blosse Schranke bildet, innerhalb deren untergeordnete Kategorien (Formenreihen) auf die Ähnlichkeit oder Gleichheit nur der Laute hin verschmelzen, oder umgekehrt als Band andere Formenreihen umschliesst und deren verschiedene lautliche Gestalt auf die eigene reduciert und uniformiert“. Er teilt sodann unter steter Anführung von Beispielen die Analogiebildungen in folgende Klassen: A 1) Masse überwältigt Masse 2) Masse überwältigt einzelnes 3) einzelnes überwältigt einzelnes 4) einzelnes überwältigt die Masse B 1) einzelne Worte oder Formen vermischen sich mit einander 2) Massen vermischen sich mit Massen C) die Analogie kehrt auf ihren Ausgangspunkt zurück (XI, 450). So das Schema der Analogie in der Lautgeschichte. Endlos beinahe erscheint die Wirksamkeit der Analogie für die innere Seite der Sprache, für Bedeutung, Vorstellung und Darstellung. Aristoteles (Rhetor. III p. 1411 fin.) rechnet dem Homer als Metapher *κατ᾽ ἀναλογίαν* an, dass er sagt *ἔπτατ᾽ ὀϊστός*, denn

manischen Sprachen von Dr. Herm. Osthoff und Dr. Carl Brugmann. Erster Teil. Leipzig, Hirzel. 1878. Misteli, Ztschr. f. Völkerpsychologie XI S. 365—475. XII S. 1—26. Misteli weist nach, dass die Analogie in den sogen. agglutinierenden Sprachen eine weit geringere Bedeutung hat als im Indogermanischen l. c. XI, 427. Humboldts sprachphilosophische Werke ed. Steinthal S. 17, 496. S. 154, 64. S. 157, 89. Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium, erste Aufl. 1880 S. 106 f. Paul, Principien der Sprachgeschichte; über die erste Aufl. 1880 Misteli, Ztschr. f. Völkerpsych. XIII S. 376—409. Weitere Literatur über die Sache anzuführen ist hier unnötig, zumal sie in den angegebenen Büchern zu finden ist. Vgl. in der zweiten Aufl. von Paul S. 85 f. 89 f. 293. 94.

Digitized by Google

hier werde das leblose zu einem belebten Wesen gemacht. Wenn also fliegen nur von geflügelten Wesen ausgesagt werden kann, so wäre es Analogie zu sagen: der Stein fliegt, der Betrunkene fliegt hinaus, der Pfeil fliegt. Wer oder was steht? Der Mensch und alles was Beine hat; das Buch steht auf dem Bücherbrett; das Korn steht auf dem Felde. Wer sitzt? Menschen und Tiere; aber auch das Kleid, welches die Schneiderin bringt, der wolgezielte Schuss, der Hieb des Schlägers, das Übel sitzt im Magen. Liegen — ein Hund liegt auf der Treppe; der Grund der Erscheinung liegt tiefer, es liegt am Wetter, dass er verstimmt ist; mir liegt nichts daran, ihn zu sehen. Bei Eigenschaftswörtern ist es ebenso. Bitter ist die Galle, bitter der Schmerz, bitter die Enttäuschung. Scharf ist ein Messer, scharf eine Speise, scharf ein Klang. Warm ist das Feuer, warm der teilnehmende Händedruck, warm sind die Worte der Anerkennung, warm sind Töne, warm sind Farben u. s. w.[1]) Hier haben wir also, wie stets bei der Entwickelung der Bedeutungen, Analogien oder Metaphern; letztere ist nämlich, wie Aristoteles sagt (Poet. c. XXI p. 1457b) *ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορὰ ἢ ἀπὸ τοῦ γένους ἐπὶ εἶδος ἢ ἀπὸ τοῦ εἴδους ἐπὶ γένος ἢ ἀπὸ τοῦ εἴδους ἐπὶ εἶδος ἢ κατὰ τὸ ἀνάλογον . . τὸ δὲ ἀνάλογον λέγω ὅταν ὁμοίως ἔχῃ τὸ δεύτερον πρὸς τὸ πρῶτον καὶ τὸ τέταρτον πρὸς τὸ τρίτον· ἐρεῖ γὰρ ἀντὶ τοῦ δευτέρου τὸ τέταρτον ἢ ἀντὶ τοῦ τετάρτου τὸ δεύτερον.* Wie sich z. B. das Greisenalter zum Leben verhält, so verhält sich der Abend zum Tage; also sagt man dann, der Abend ist das Greisenalter des Tages und nennt das Greisenalter den Abend des Lebens. Dann wäre also fast die ganze Sprache Analogie oder Metapher. Letzteres behauptet G. Gerber[2]). So sagt er:

1) Über Analogien der Empfindung s. z. B. Wundt, Physiol. Psychol. erste Aufl. S. 452 f. 668. Steinthal, Abriss I S. 377. L. Tobler, Ztschr. f. Völkerpsych. I S. 364 f.

2) Die Sprache als Kunst, zweite Aufl. 1884, 1885. I 309 f. 327—333, 341 f. II 20.

Digitized by Google

alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. Wie der Ursprung des Wortes ein künstlerischer war, so verändert es auch seine Bedeutung wesentlich nur durch künstlerische Intuition. „Eigentliche Worte“ d. h. Prosa gibt es in der Sprache nicht. Die Worte geben Anregungen zu Vorstellungen analoger Art — mehr nicht. Der Wandel der Bedeutung auf Grund der Analogie besteht darin, dass die Beziehungen des Wortes als gleich festgehalten werden, obwol die Begriffe wechseln z. B. ich sehe den Stein, ich sehe Gewissheit. Der Tropus macht das Wesen des Wortes aus [1]).

Wenn das richtig ist — und es scheint mir richtig zu sein — haben wir dann überhaupt noch Veranlassung von Analogie zu reden, als von einzelnen Fällen, welche uns besonders bemerkenswert scheinen? Sollen wir nur die Analogien als besondere herausheben, welche uns sinnlos erscheinen, die vermeintlichen Sprachschnitzer oder welche noch nicht durch häufigen Gebrauch uns so geläufig geworden sind, dass wir vorerst noch etwas Erstaunliches oder Widersinniges in ihnen finden? Wo ist da die Grenze zwischen Sinn und Unsinn, zwischen eingebürgert und fremdartig? Man muss zugeben, dass Metaphern verschieden empfunden werden; manche werden noch gefühlt, andere nicht; manche erscheinen uns klar und logisch, andere nicht [2]). Der „junge Mann“, der im Comptoir arbeitet, scheint uns wol mit dem Titel Comptorist passend ausgeziert; lesen wir aber von einem andern „jungen Mann“, der sich als Lagerist anbietet, so nennen wir das eine Analogiebildung, welche nicht grade als Schmuck der Sprache empfunden werden dürfte. „Der warme Ton, von dem des Verfassers Arbeiten überhaupt getragen sind, berührt auch hier

1) Über die Metapher Sprache als Kunst I 314 f. 333 (II 20). 340 f. II 72 f. 83. Die Sprache und das Erkennen S. 155. 286. 304 f. Brinckmann l. c. I 23 f.

2) So Gerber, Spr. als K. I 355. 359.

Digitized by Google

den Leser äusserst woltuend" (Deutsche Rundschau, December 1884 S. 469); hier wird nach Analogie dem Ton ein Tragen zugesprochen. Billigen wir es? Das Ohr eines Musikschriftstellers schwelgte (wie er versichert) im Honigseim der Blasinstrumente; der von den Tönen gewährte Genuss wird als analog bezeichnet dem Honigseim und das Hören dem Verzehren. Finden wir das ebenso nachahmenswert wie süss? Es gibt in der Tat nur zwei Merkmale für diejenigen Analogien, welche uns auffällig werden: ihre Neuheit und ihre Verkehrtheit; sind sie schon alt, so kann uns auch die Unverständlichkeit betroffen machen. Wonach ist Kombinatorik gebildet? Nach Rhetorik? Ist jene Analogiebildung zulässig? Grosser Lärm pflegt sich zu erheben, wenn den „vitalsten Interessen der Presse" Schädigung droht. Ist dieser Superlativ gestattet? Wenn nämlich vital das bedeutet, was notwendig zum Leben gehört, bei dessen Fehlen Leben unmöglich ist, so dürfte der Superlativ der vitalsten Interessen eine Analogiebildung sein nach „dringendsten Interessen". Zwischen erlaubten und unerlaubten Wendungen lässt sich keine sichere Grenze ziehen. Wenn Misteli sagt, dass ich sang — sie sangen (statt sungen) die Herrschaft einer Kategorie, der Zeit, bekundet, so könnte wieder Jemand fragen, ob das durchgehende a berechtigt ist, warum es nicht lieber ich sung — sie sungen, mit durchgehendem u heissen sollte.

Nun sind uns nicht alle Erscheinungen der Sprache gleich geläufig oder gleich auffällig; ihre regelmässige Entwickelung scheint uns zuweilen unterbrochen, sodass einzelne Bildungen einer besondern Erklärung bedürfen. Dass die Analogie als Hilfsmittel der Erklärung zu benutzen ist, dürfte sich schon jetzt nicht leugnen lassen, bald aber noch eindringlicher bestätigen.

Uns liegt das Gebiet deutscher Sprachwendungen am nächsten.

Die sieben Sachen, die uns oben begegneten, machen an

Digitized by Google

sich schon einen formelhaften Eindruck durch ihren Ablaut und ihre Alliteration, als hätten diese beiden Umstände besonders dazu beigetragen, die Redensart einzubürgern. Falls sie im Kinderlied ursprünglich ist, so konnte sie den Sinn „alles Nötige, alles was dazu gehört“ leicht annehmen ausser ihrem in zwei Worten ausgedrückten logischen oder Vorstellungswert. So wurde denn auch nach Analogie gesagt: die sieben Sachen der Vermissten d. h. seine Habe wird zusammengepackt; oder „was der hundert Siebensachen mehr sind“ = was der hundert Bedürfnisse mehr sind, wobei hundert bedeutet allerlei oder vielerlei. Mit Mann und Maus scheint vom Schiff hergenommen; da bekam es den Sinn „vollständig“; daher sagte man „mit Mann und Maus aufs Schloss gehen“ d. h. so dass keiner fehlte, oder „das ganze Wägelchen mit Mann und Maus ist versunken“ d. h. vollständig versunken. Mit Kind und Kegel heisst ebenso: vollständig. Nur so ist erklärlich, was wir lesen Voss. Ztg. vom 23. Jan. 1887, erste Beilage, zweite Spalte: zwei jung verheiratete Schwestern haben sich mit ihren Männern gezankt und kehren eines schönen Morgens mit Sack und Pack, mit Kind (nein, Kinder haben sie noch nicht!) und Kegel zu dem biedern Elternpaare zurück. Von „Kegel“ konnte doch hier erst recht nicht die Rede sein.

Der Abend verhält sich zum Tage, wie das Greisenalter zum Leben; das Greisenalter ist gleichsam der Abend des Lebens, der Abend ist gleichsam das Greisenalter des Tages. Wie lauten unsere obigen Vergleichungen? Wie das Schiff vollständig untergeht mit Mann und Maus, so geht der Wagen vollständig unter — gleichsam mit Mann und Maus. Mann und Maus verhalten sich zum völligen Untergang des Schiffes, wie gleichsam Mann und Maus zum vollständigen Untergang des Wagens. Wir haben also hier nicht die vollständige Proportion $\alpha : \beta = \gamma : \delta$, sondern nur drei Stücke; trotzdem ist eins nach Analogie des andern gesagt. Die volle Proportion besitzt eine gewisse Plastik, die mangelhafte nicht. Mann und

Digitized by Google

Maus, welche mit dem Wagen versinken (sie sind nicht darauf) oder aufs Schloss gehen, haben nur die Fähigkeit, in uns die Empfindung hervorzubringen: vollständig. Schon hier möchte man von der gelegentlichen unsäglichen Leerheit der Vorstellungen reden und von dem blossen Gefühls-Erfolg solcher Formel.

Unter Leerheit der Vorstellungen ist folgendes zu verstehen, was schon öfters bemerkt und beschrieben ist. „Vorstellen oder Sprechen, sagt Steinthal,[1] bezeichnet eine Form, wie der geistige Inhalt bewegt wird, eine Form, keinen Inhalt. Noch genauer können wir sagen, Vorstellen oder Sprechen bezeichnen nur eine Weise der Beziehung des Inhalts zum Bewusstsein. So müsste ja, scheint es, das Wort oder eine Vorstellung absolut Form und völlig inhaltslos sein. Dies ist in gewissem Sinne allerdings der Fall.“ . . . . „Ja, wenn wir denjenigen sprachlichen Standpunkt ins Auge fassen, wo das Wort nicht mehr mit seinem Etymon, sondern nur als Laut wirkt, muss der Psychologe wirklich in Verlegenheit geraten, wenn er sagen soll, was eigentlich im Bewusstsein ist. Denn der Laut der Sprache als solcher wird in der lebendigen Rede kaum bewusst.“ Nun besteht doch wol ein deutlicher Unterschied zwischen Maus und Maus, Mann und Mann, ob wir sagen: in der Falle sitzt eine Maus, die Maus ist ein Säugetier; der Mann muss hinaus ins feindliche Leben, der Mann ist verwundet, oder ob wir sagen: sie gingen aufs Schloss mit Mann und Maus, das Wägelchen versank mit Mann und Maus. Hier geben Mann und Maus gar keine Anschauung. Fasst man die Redensart als vollständigen Vergleich, so lautet er: wie ein Schiff vollständig versinkt, wenn es mit Mann und Maus versinkt, so versank der Wagen (vollständig) gleichsam mit Mann und Maus. Etwas umständlicher hätte es geheissen: mit allem, was darauf war. Statt dessen wird ein Typus und

1) Abriss I S. 440 f. § 578 f. Lazarus L. d. S. II² 282. Lotze Metaphysik 1879. S. 520 f.

Digitized by Google

Tropus der Vollständigkeit gewählt, welcher einerseits kürzer ist, andrerseits aber doch nicht die leere Allgemeinheit von „vollständig" besitzt. Dies scheint denn doch ein Beispiel davon, dass die Gewohnheit auf Zurückziehung des willkürlich-tätigen Verstandes zu Gunsten der Association wirkt (oben 179). Allerdings haben wir wol die Empfindung, dass diese Analogie (welche nun selbst versinken möge) nicht schrankenlos verwendet werden kann.

Wenn die Feinde in die Pfanne gehauen werden, so soll das besagen, sie werden völlig besiegt. Wie ein Stück Fleisch oder ein Teil eines Tieres zerstückelt wird, um in der Pfanne zu braten, so werden die Feinde zerteilt. Welche Anschauung wird aber in uns durch diese Schilderung erregt? Gar keine; wir stellen uns gar keine Pfanne vor; sondern wir haben nur die Empfindung, dass die Feinde völlig besiegt sind, völlig zusammengehauen sind. Also ein Typus der Vollständigkeit, ein Typus von „sehr".

Ein soldatischer Ausdruck ist auch das Pelzwaschen. Diejenigen, denen die Pelze gewaschen worden, sind die Besiegten oder Geprügelten. Wird uns aber gesagt, dass die Pascher den Grenzsoldaten die Pelze gewaschen haben, so wissen wir wol, dass dabei von Pelzen zwar die Rede ist, aber nicht war. Es will nur sagen: sie haben sie gründlich „verhauen", tüchtig geprügelt.

Gift ist allemal wirksam [1]; etwas ist scharf wie Gift, gefährlich wie Gift, stark wie Gift; schliesslich hält ein zusammengeleimter Kasten „wie Gift". Er hält vollständig, er hält sehr.

Wenn stockfinster ursprünglich seinen guten Sinn etwa daher hat, dass Stock = Gefängnis ist, also stockfinster finster wie im Gefängnis, wenn stockstill mit anderem Sinne von Stock nicht ohne Bedeutung ist, so ist stockfremd nach Ana-

1) Auch im guten Sinne, Goethe, Gleich zu Gleich: denn das ist Gottes wahre Gift, wenn die Blüte zur Blüte trifft; desswegen Jungfern und Junggesellen im Frühling sich gar geberdig stellen.

Digitized by Google

logie gesagt. Stockfremd heisst sehr fremd, wie stockfinster sehr finster; ebenso stocktaub sehr taub — wobei wir weder an Stock als Gefängnis noch an Stock in seinem gewöhnlichen Sinne denken.

Steinhart und steinalt scheint die fruchtbare Mutter, aus welcher nach Analogie steinreich, steinunglücklich, Steinesel hervorgingen. „Stein“ dient einfach zur Verstärkung. Am klarsten sind diese Analogiebildungen dann, wenn der erste Bestandteil — welcher sehr bedeutet — zur Verstärkung entgegengesetzter Vorstellungen verwendet wird. Wir haben heidenmässig viel Geld — war doch etwas Erfreuliches, während Heidenlärm unangenehm ist. Heiss und kalt werden beide durch höllisch gesteigert: mordsbrav und mordsfaul sind nicht beides löbliche Eigenschaften. Die Arbeit, welche blutsauer wird, ist wol die, welche uns sehr sauer wird; danach dann blutwenig, blutarm. Blutjung heisst auch sehr jung, sodass es Analogiebildung sein könnte. Da man aber sagt ein junges Blut d. h. ein junger Mensch, sodass jung und Blut schon dadurch zusammengerückt sind, so könnte man vermuten, dass die Form blutjung gewissermassen erst nachträglich entstanden ist.[1]) Riesenklein (das Kind, welches das Wort bildete, hatte noch nichts von Riesenmärchen gehört) und hundeschwer (dieser Stuhl ist hundeschwer — nach Hundearbeit, Hundekälte) erläutern, dass Kinder starke Analogisten sind, wie Misteli richtig bemerkte.[2])

Kurz die formelhaften Komposita zeigen Analogiebildung zu dem Zweck: „sehr“ [3]) auszudrücken. Dass dieses Wörtchen ursprünglich „Leid“ bedeutet, ist ja bekannt, sodass es selbst ein treffliches Beispiel analogischer Verwendung ist.

1) Luther: sie (die Eltern) haben es sich lassen blutsauer werden, jetzt würden's die Leute nicht mehr aushalten.

2) Ztschr. f. Völkerps. XI, 440.

3) Ztschr. f. Völkerps. I 371. Ztschr. f. deutsche Mundarten V 183, 184 (L. Tobler) Paul l. c. 159.

Digitized by Google

Wir kommen zu der Redensart etwas aus dem Stegreif tun. Wenn Seume, Spaziergang S. 86 (Hempel) sagt: Tombola ist eine Art Lotterie aus dem Stegreif, so dürfte dies ebenso verständlich sein, wie die andern oben angeführten Beispiele. Man denkt sich: ohne Vorbereitung, plötzlich. Trotzdem ist fraglich, ob alle die Menschen, welche das verstehen, es wissen dass der Stegreif der Steigbügel eines Sattels ist. Es scheint im Gegenteil glaublich, dass die Redensart nur im Zusammenhang des Satzes verstanden wird. Darum ist es gewiss richtig, wenn Gerber[1]) hervorhebt, dass bei der Übertragung der Wörter immer an eine gewisse Satzverbindung gedacht worden ist. Der Zusammenhang der Rede ist für das Verständnis solcher starr überlieferten Formeln zum Verständnis unerlässlich. Wo daher Sprachmischungen im Grossen stattgefunden haben, wie etwa in Frankreich bei der Aneignung des römischen Sprachguts, wird es häufig genug vorgekommen sein, dass Wörter und Redensarten nur im Zusammenhang verstanden worden sind und dabei von der eigentlichen Schärfe ihrer Bedeutung verloren haben. So verstehen wir wol, was ein abgefeimter Schurke bedeuten soll, weil dieses Attribut mit Schurke verbunden ist. Wieviele aber würden wissen, dass abgefeimte Milch abgeschäumte Milch ist? [Übrigens nennt man einen Haufen kleingehackten Holzes (in Schlesien), das in Form eines abgestumpften Kegels aufgestellt ist, sodass man nicht leicht etwas wegnehmen kann, ohne dass es gleich bemerkt wird, eine Feime. Danach könnte der abgefeimte Spitzbube auch benannt sein: er ist so glatt, dass man ihm nicht leicht etwas anhaben kann.] Das Gefühl, welches wir haben, wenn von einem Schurken erzählt wird, dient also zur Apperception von abgefeimt. Die Nähe von Schurke gibt dem abgefeimt seinen Gefühlswert; nur durch die Verbindung mit Schurke kommt es zu seinem Sinn. Dieser Sinn ist ein Ge-

1) Spr. u. Kunst 1^2 S. 360 und L. Tobler, Ztschr. f. Völkerpsych. I 377.

Digitized by Google

fühlswert, welcher leicht durch ein Synonymum wie niederträchtig, verschlagen ersetzt werden könnte.

Nun muss wieder der Teufel dran, wie einst bei Faust. Die verteufelte Schlauheit und Gewandtheit des Teufelskerles enthält einen Zusatz von Bewunderung, wenn sie nicht lediglich Bewunderung bezeichnet. Andrerseits: was kannst du armer Teufel geben? Petrus Schneid ist kein Teufel wert; jener Schwätzer bei Keller versteht von allen den Dingen, über die er redet, nicht den Teufel. Man wird dabei erinnert an die Form des Gefühls-Ausdruckes, welche unmittelbar nur Gefühl ist, an die Musik.[1]) Das Gefühl des Komponisten nämlich oder

1) Auch wenn die (wortlose) Musik nicht blos eine Überschrift hat, wie Sonate, Rondo, Capriccio u. s. w. sondern Träumerei, Leides Ahnung, Botschaft oder gar wie Schumanns op. 17 (Phantasie) „durch alle Töne tönet im bunten Erdentraum, ein leiser Ton gezogen für den, der heimlich lauschet". Raff Sinfonie III, F-Dur, im Walde: 1) Am Tage. Eindrücke und Empfindungen. 2) In der Dämmerung. Träumerei; Tanz der Dryaden. 3) Nachts. Stilles Weben der Nacht im Walde. Einzug und Auszug der wilden Jagd mit Frau Holle und Wotan. Anbruch des Tages. Mendelssohn Briefe, aus den Jahren 1830—47, Leipzig 1882, sagt II 221: Resignation, Melancholie, Lob Gottes, par force-Jagd — ja wenn einer von Natur ein recht frischer Jäger wäre, dem könnte die par force-Jagd und das Lob Gottes ziemlich auf eins herauskommen und für den wäre wirklich und wahrhaftig der Hörnerklang auch das rechte Lob Gottes. II 74: was aber die musikal. Zeitung über die Melusine fabelt von roten Korallen und grünen Seetieren und Zauberschlössern und tiefen Meeren, das geht ins Aschgraue und setzt mich in besonderes Staunen. I 234 die sogen. Durchführung schmeckt mehr nach Kontrapunkt als nach Thran und Möven und Laberdan und es sollte doch umgekehrt sein. Im Gegensatz dazu I 239: meine A-moll Ouverture ist fertig; sie stellt schlechtes Wetter vor; eine Einleitung, in der es thaut und Frühling wird. M. macht sich also über die falsche d. h Gedanken- und Anschauungs-Bedeutsamkeit der Musik lustig; die Musik für eine Parforcejagd kann ebensogut für ein Lob Gottes gelten. Dass nun ein Teil der A-moll Ouverture schlechtes Weter vorstellt, hat 1) wahrscheinlich nur einen äusserlichen Grund in der Zeit der Conception oder Niederschrift 2) stellt sie nicht schlechtes Wetter vor (was Niemand erraten könnte), sondern Empfindungen bei Gelegenheit des schlechten Wetters. Diese Empfindungen würden aber, als unangenehme, noch auf manches andere passen. Vgl.

Digitized by Google

die etwa mit seinem Gefühl verbundenen Gedanken können unmöglich von allen Hörern oder ihn spielenden Töchtern entsprechend oder unter einander gleich aufgefasst werden. Wie? Sind Beethovens Empfindungen (und Gedanken) etwas so allgemein Empfundenes und Populäres, dass sie beim Hören und Spielen in jedem Beliebigen, auch in der gebildeten Tochter, wieder erstehen? Vielmehr werden die Empfindungen höchst verschieden sein; ja selbst wenn sie alle traurig oder sehnsüchtig wären, so gibts noch sehr verschiedene Arten von Trauer und Sehnsucht. Die Musik drückt also nur Empfindungen aus, erregt nur Empfindungen, erst vermittelst dieser gelegentlich auch Gedanken. Wie also dieselbe Musik aufgefasst wird, hängt ganz von Umständen ab: sie hat keinen logisch konkreten Inhalt. So auch der Teufel in den letztgenannten Beispielen. Im ersten Fall lehrt der Zusammenhang, dass der Teufel zum wertvollen Zierrat dient, im zweiten Fall, dass er Attribut der Nichtigkeit ist. Teufel, in Zusammensetzungen und Redensarten, besitzt also einen von seinem sonstigen Vorstellungswert verschiedenen Gefühlswert; darin bedeutet er immer „sehr“, entweder aber sehr viel oder sehr wenig. Ob man an ihn glaubt oder nicht glaubt, er ist ein Typus von sehr, von vollständig, sobald er in jenen Wendungen erscheint.

Ein wenig leichter wiegt das Wörtchen potz, dessen Ur-

Goethe — Eckerm. I 202 vom 12. Januar 1827, Fechner Vorsch. d. Ästhetik I 173 f. I 158. Lotze, Gesch. d. Ästhet. 487. Fortlage, System der Psychologie 1855. II p. 334. Dass Musik mit Denken gar nichts zu tun hat, scheint mir auch daraus hervorzugehen, dass die musikalischen Wunderkinder ihre so selten sympathische Fertigkeit so zeitig, mitunter schon vom vierten Jahre an, zeigen, zu einer Zeit, wo sie sich mitunter noch in die Hosen machen. Nicht übel sagt Montesquieu: de tous les plaisirs des sens il n'y en a aucun, qui corrompe moins l'âme que la musique (bei Jacquinet, fragments d'études, Paris 1880, p. 167), indem er dadurch ausdrückt, dass die Musik für Viele nur ein Ohrenschmaus ist und ein negatives Verhältnis zum Denken hat.

Digitized by Google

sprung [1]) hier weniger wichtig ist, als seine analogische Verwendung. Gottes Element, Gottes Sakrament, potz S., potz schlapperment ist an sich formelhaft. Denn der liebevolle Landsknecht, welcher seine Dirne wieder haben muss und dies mit potz schl. bekräftigt, denkt doch nicht daran, dass er Gottes Sakrament zum Zeugen für die Wahrheit seiner Absicht anrufen will.

Luther pflegte (nach Freytag, Bilder II, 2, S. 382) mit Vergnügen zu erzählen, dass ein Landsknecht, der wegen seines greulichen Fluchens gescholten wurde, beteuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geschweige bei ihm geflucht. Dies ist völlig richtig und darum hier als Beispiel aus der Erfahrung zum Beweise angeführt. Jenes Fluchen im Volksliede (S. 165) verwendet zunächst Formeln, welche noch einen Sinn haben, wenn auch nicht mehr nach ihrem Sinn,

1) potz erklärt Grimm W. B. als Abkürzung und Wandelung von „Gottes“, Weigand II 377 von bocks = Teufel; wenn ihm bei potz tausend — Teufel zu ergänzen scheint, so wäre potz erst recht sinnlos. Beispiele aus Gr. W. B. sind noch: potz blut; botz darm und auch botz lung; botz duft; botz eilf bar schock; botz glück; botz hirn, schweiss, horn; botz hosenlatz; botz laus; botz mäusnest. Das dich botz Jesu, alles Narren; das dich botz seich als narren schend; das dich botz tausent sack foll enten schend, als unflats; ei das dich botz hur schend, als Lienlins; das dich bocks leber, alles narren schend. Im Sprachgebrauch geht beides nebeneinander, als ob Potz = Gotts wäre. v. Ditfurth I p. 14 Potz Mohrenelement; p. 18 Potz Donner, Hagel, Feuer und Flammen; p. 22 ei potz Wetter, meint ihr denn, dass wir hier nur spielen? p. 31 Kerls drauf, Gottsschwernoth. p. 35 Gotts Donnerwetter, gings da los! p. 51 Gotts Blitz und Hagel, Sturm und Donner. p. 115 Potz Himmel Mohren Tausendsassa, da hat mir der Teufel den Blücher schon da!

III p. 72 Potz Himmeldonnerwetter. p. 150 Gotts Blitz und Stern, das sein ja Französle.

III 13 Potz Mohren, Blitz, Hagel und Kreuz-Element.

I. P. Hebel, Allemann. Ged. Lpz. 1872 p. 60 potz tausig los; p. 68 post tuusig (vgl. p. 100 u. 154). Über leider Gottes s. Andresen in Haupts Ztschr. 30, 1886, p. 418.

Digitized by Google

sondern nur als Mittel, ein Gefühl zu bezeichnen; dann aber geht die Analogie zu unverständlichen Weiterbildungen, wie botz angst! Botz wurde durch den Gebrauch schon vorher nur als Interjection empfunden, demgemäss konnte es als Gefühlswort auch in der Redensart botz Angst gebraucht werden, um scheinbar die gesteigerte Empfindung ebenso auszudrücken, wie in den andern zu Flüchen erniedrigten religiösen Wendungen. Botz wird also ein Interjections-Typus für erregtes Gefühl. Noch weiter vom ursprünglichen Sinn entfernen sich: botz Mauss, potz Elle, Fingerhut und Scheer.

Wir sehen also, dass Sinnes-Analogien vorliegen, welche zuweilen — ein echtes Kennzeichen der Analogie — sinnlos sind. Diese Fälle der Analogie zeigen mehrere Ähnlichkeiten untereinander. Sie sind meist lautliche Vertreter von vollständig oder sehr, oder wenigstens Zeichen einer Gefühlserregung wie potz, während aus dem Stegreif sich dem steigernden plötzlich seltener annähert.[1] Als Vorstellungen völlig leer, obgleich scheinbar sinnlich Warnehmbares und Individuelles bezeichnend, sind sie Substrate des Gefühls geworden. Ihre Verwendung ist nur erklärlich durch das Vorherrschen des Gedächtnisses, durch das Zurücktreten der Reflexion. Sie werden in besonderen (nicht in allen beliebigen) Satzverbindungen dem abstrakt-leeren „sehr“ oder „völlig“ vorgezogen; als ob die menschliche Neigung durch Worte Effekt zu machen dieses Erfolges durch mehr Worte sicherer zu sein glaubte und als ob jene Formeln, weil sie sinnliche Dinge nennen, besser wirken müssten, als das abstrakte völlig, sehr. Geht das Schiff völlig zu Grunde, so ist ja der sachliche Erfolg ganz derselbe, der persönliche aber ein anderer, wenn es mit Mann und Maus untergeht.

Dies war Bezeichnung des Gefühls durch adverbiale analo-

1) R. Werner, Seebilder, 1876 S. 165 am Rande des Sumpfes angekommen parieren die Tiere (Pferde) . . . so aus dem Stegreif, dass die nichts ahnenden Reiter in den Morast fliegen.

Digitized by Google

gische Formeln. Wir kommen jetzt zur inhaltlichen, welche die ganze Form der Rede zum Zweck der Gefühlsbefriedigung und Gefühlserregung oft abhängig macht von überlieferten Gedanken. Dabei sind zwei Fälle möglich. Entweder dieselben Worte werden in demselben Zusammenhange gebraucht, demselben Gefühl dienend, aber doch nicht eigentlich ihren alten Sinn bewahrend; oder die Überlieferung erfährt eine analogische Erweiterung, welche vielleicht schon auf dem Gebiete bemerkbar ist, wo uns ein Gedanke zeitlich zuerst begegnet, wie im A. T. Als Paradigma für diese Erscheinungen lässt sich etwa vorausstellen, was Kant sagt (Urteilskraft § 49 p. 185 Erdm.): Die ästhetische Idee ist eine einem gegebenen Begriff beigesellte Vorstellung der Einbildungskraft, welche mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Teilvorstellungen in dem freien Gebrauche derselben verbunden ist, dass für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, die also zu einem Begriffe viel Unnennbares hinzu denken lässt, dessen Gefühl das Erkenntnisvermögen belebt und mit der Sprache als blossem Buchstaben Geist verbindet; und p. 156: unter einer ästhetischen Idee verstehe ich diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlasst, ohne dass ihr doch irgendein bestimmter Gedanke d. i. Begriff adäquat sein kann, die folglich keine Sprache völlig erreicht und verständlich machen kann.

Die letzten Strahlen der Sonne, führt Kant aus einem Gedicht Friedrichs des Grossen an, sind ihre letzten Seufzer für das Wohl der Welt. Oder: „Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt“ . . . Das Bewusstsein der Tugend verbreitet im Gemüte eine Menge erhabner und beruhigender Gefühle und eine grenzenlose Aussicht in eine frohe Zukunft, die kein Ausdruck, welcher einem bestimmten Begriff angemessen ist, völlig erreicht.

Diese Verbreitung von erhabenen, beruhigenden u. s. w. Gefühlen im Gemüt wird zum grossen Teil angestrebt durch

Digitized by Google

Wiederholung derjenigen Ausdrücke, welche in früheren Zeiten zu diesem Zweck benutzt wurden, welche aber früher oft einen andern Sinn hatten.

Psalm 97, 8 ist gebildet nach Jesai. 55, 12. In der letzteren Stelle haben wir ein anschauliches Bild: Die Zweige der Bäume geben durch ihr Rauschen Beifall, wie der mit den Händen zusammenschlagende Mensch. Der nachahmende Psalmist lässt den Fluss in die Hände schlagen. Hier aber erhebt der Fluss nicht etwa wie das erregte Meer Habak. 3, 10 seine Wellen gleichsam bittend zu Gott, sondern sein Preis Gottes wird formelhaft durch in die Hände schlagen bezeichnet. Dies ist ein Beispiel davon, dass schon im A. T. sogen. falsche Analogien gebildet wurden, während es selbst als Einheit wiederum Vorbild wurde für alle späteren Zeiten.

Eine blosse Wiederhohlung des Alten sind die Ausdrücke unseres Berl. Gesangbuches: 651, 1 Die Himmel lobsingen dir Herr, 668, 2 jauchzet laut ihr Himmel, preise deinen Schöpfer Sonne, Mond und Sterne ehrt den Herrn. Es fällt Niemandem ein an das Jauchzen des Himmels zu glauben. Dennoch wird der Ausdruck beibehalten, weil er überliefert ist. Der Preis Gottes hat sich solange dieser Wendung bedient, dass vor der andächtigen Stimmung des Singenden oder Betenden der Sinn der Worte verschwindet. Das Gefühl tut sich nur genug durch Wiederholung der heiligen Formel der Überlieferung.

Glauben wir noch, dass die Sonne am Himmel ihr Gezelt hat (Berl. Ges. B. 71, 4)? Appercipieren wir sie als Helden? Der Morgenstern im Kinderlied (Wunderh. S. 818, oben S. 42) scheint, da er in die ganze Welt leuchtet, die Sonne zu sein — und lässt sich sehn „frei gleich wie ein Heid“. Wie ein Held ist Formel der Überlieferung und hat einigen ästhetischen Reiz; so wird es denn beibehalten, obgleich in anderem Sinne als ursprünglich Ps. 19, 6.

Die Psalmennachdichtung (ob. S. 43 f.) ist ein ferneres Beispiel für Gefühlsbefriedigung durch Wiederholung des Alten,

Digitized by Google

sehr wahrscheinlich ohne das rechte Verständnis jener Überlieferung. Die allenthalben im hellen Tag fliegenden Pfeile sind keineswegs eine allgemein menschliche Anschauung [1]), sodass bei der Nachbildung der alttestamentlichen Stelle eine einfache Übereinstimmung der Vorstellungen des alten Testaments mit denen der Nachdichter oder ihrer Leser vorgelegen hätte. Jedesfalls ist im A. T. nicht an die Pfeile des Satans zu denken, während der Reformations-Dichter mit leidlicher Logik schloss, dass die Pfeile Teufelspfeile sein müssen, da sie böse sind. Dass der Mond, wenn auch die Zeit, wo er scheint, den Hexen lieb ist, nach deutschem Glauben mit seinen Strahlen Unheil stiften kann, ist mir nicht bekannt (oben p. 44).

Krankheit, die im Mittag umbstreichet (ob. p. 46) scheint mir gleichfalls keine deutsche Anschauung zu sein, wenn wir auch wissen, dass ausser der Mitternachtsstunde die Mittagsstunde den Geistern zur Bewegung lieb ist [2]), Daher denn auch der französische Dichter sich die Sache zurechtlegt ni la fureur exterminant en plein midi les hommes. Die Orglen und die Harpffen gut werden an die Weiden gehangen, weil es die Überlieferung zu verlangen schien (ob. p. 48).

Wenn nun auch die profanen Dichter Luft, Erde und Himmel Gott preisen lassen (wie Gryphius oben p. 50), so haben sie das aus der religiösen Poesie übernommen, ohne im geringsten dabei etwas Genaueres zu denken; es ist kein Ausdruck, welcher einem bestimmten Begriff angemessen ist, aber er befriedigt als herkömmliche Formel das Gefühl.

1) obgleich wir sie hier und da treffen. Rig Veda No. 35, 1 Açvinâ die ihr Rosse, Rinder, Reichtum besitzt, euch möchten wir rufen, Tag und Nacht haltet fern von uns den Pfeil. 124, 11 haltet fern von uns den Pfeil o Âditya und die Not; weg von uns schafft die Feindschaft. 126, 15 ganz hinweg von uns gehe o Âdityas dieser Pfeil, dieses Übelwollen, ohne dass es töte.

2) Ztschr. f. Völkerps. XIII p. 314 f. Karl Haberland. Ossian III p. 218 Geister schweben um Mittag dort. Liebrecht l. c. p. 503.

Digitized by Google

Goethes erbauliche Bemerkung

Die Sinne fordern ihren Zoll,
Das wussten schon die alten Heiden —

kann man, allerdings ihrer ursprünglichen Absicht entgegen, auf die poetische Vorliebe für Mythologie, welche nicht selten zum Phrasentaumel wird, anwenden, insofern es ein sinnlich-ästhetischer Grund ist, welcher zur liebkosenden Wiederholung der alten Namen antrieb. Die Plastik des griechischen Olymps verliert ihren Zauber nicht, obgleich die Verfasser jener lateinischen Kirchenlieder (oben p. 59 f.) wussten, dass er heidnisch war. Der ganze Chor der Gestirne steigt am hohen Olymp empor (Dan. I 152) heisst am Himmel empor; vom Scheitel des Olymps (Dan. I 240) kommt der Sohn des höchsten Vaters herab d. h. vom Himmel Obgleich es den christlichen Vorstellungen von der Hölle nicht an Schauerlichkeit fehlt, ist Charon nicht vergessen (Dan. IV 349), Styx, Erebus, Avernus, Tartarus gemahnen auch in religiös-christlicher Dichtung an die düsteren Gefilde des Todes. Lebhafter dagegen, wie zu erwarten, ist die Vorliebe für die freundlichen Gestalten, welche vom lebensvollen Glanz der griechisch-römischen Welt bestrahlt sind und deren Wirksamkeit sich auf Gefühle und Neigungen erstreckt, welche den Menschen, so lange er überhaupt das Leben bejaht, ungleich dauernder beherrschen, als der Gedanke an den Tod. In erster Reihe steht hier wol vis illa Amoris inclyti (Dan. IV, 311); für den Krieg aber Mars.

Wie kommt es denn, dass die Leute immer und immer von Amor reden, obgleich sie nicht an ihn glauben und wissen, dass auch kein Leser an ihn glaubt? Ein klassischer Zeuge (Goethe, aus meinem Leben VII Buch, Werke IV, 110) gesteht zu, dass jene Gottheiten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, dass er seiner Zeit den ganzen Olymp verwünschte, das ganze mythische Pantheon wegwarf: dennoch sind Amor und Luna geblieben, welche in „den kleineren Ge-

Digitized by Google

dichten allenfalls auftreten". Luna kommt nun nicht oft vor; dass aber Amor, der Schalk, allerlei Triumphe literarischer Unsterblichkeit bei Goethe feiert, wissen wir ja. Dies hat er, wie zu vermuten, sowol dem ästhetischen Reiz seiner Person als auch dem Umstande zu verdanken, dass sich seinem Dienst nicht leicht und nicht gern ein Mensch entzieht, ja dass er als Symbol des Willens zum Leben betrachtet werden kann, neben welchem nur noch eine Gottheit des Hungers oder der Hungerstillung als universalhistorische Macht Platz finden könnte. Allein die Penia ist keine ästhetische Gestalt und da es ihr an schönem Schein fehlt, ist sie von der guten Gesellschaft ausgeschlossen.

Wir können nicht annehmen, dass alle die, welche den Amor handelnd einführen, auch nur in dem Augenblick an ihn geglaubt haben, wo sie etwas von ihm erzählten, sondern durch die Überlieferung war für gewisse Verhältnisse ein ästhetisch anregender, formelhafter Ausdruck gegeben: der wurde dann aus diesen beiden Rücksichten beibehalten, zu Gunsten des Gedächtnisses, mit Zurückdrängung der Reflexion. Der lose Knabe mit dem „Flügelkleide" ist ein Tropus für eine Empfindung und eignet sich als Person besser zur Geschichtserzählung, als die abstrakte Empfindung, ja, wer ihm willig oder unwillig unterliegt, hat die gefällige, so oft wiederholte, Ausrede zur Hand, dass Eros unbesiegbar ist und dass seine Herrschaft schwer auf den Unterliegenden lastet [1]).

Mars andrerseits ist eine so kraftvolle Persönlichkeit, dass er besonders dem Soldaten lieb ist, welcher ihn, unbekümmert um seine Herkunft (über welche die Etymologen noch streiten) und um seine mit den Römern eigentlich entschwundene Herrlichkeit wieder aufleben lassen, wie wenn es (bei Ditfurth

1) Naivetät und Wahrheitsliebe der Griechen zeigt sich sehr schön bei Plato, Republ. I p. 329 C καλῶς, Σοφοκλῆς, εὐφήμει ἔφη ὦ ἄνθρωπε· ἁσμεναίτατα μέντοι αὐτὸ ἀπέφυγον, ὥσπερ λυττῶντά τινα καὶ ἄγριον δεσπότην ἀποφυγών κτλ.

I p. 1 aus dem Jahre 1675) heisst: des Martis sein Mahlzeit beginnt, oder (p. 4) bei des Martis Spiel und Tanze soll man resolute seyn, oder (p 11) Mars ruft mit der Kriegsposaune (vgl. p. 24. 25. 106). Gelegentlich wird dann auch eine Nymphe wieder lebendig (ib. II 39), die N. der Elbe soll Schutz verleihn, halloh! Nicht eigentlich zeitgemäss (ib. I p. 11 aus dem Jahre 1745) hallen auch Jovis Donnerschläge: vivat hoch der edle Degen, dem die Siegessonne scheint, der mit J. D. hat gestürzt den starken Feind.

Wenn bei Liliencron IV, 215 Hagel und Winde aus dem Sterz geschüttet werden, so ist dies nicht mehr heidnische Anschauung, sondern Wiederholung einer heidnischen Redensart. An die höllischen Flüsse, welche Germania umgeben, glaubte man nicht mehr im Jahre 1546.

Die Redensarten von den Sternen werden ohne den alten Glauben wiederholt, nicht ohne eine tiefmenschliche, metaphysische Neigung. Wenn Jemand sagt (v. Ditfurth II p. 110) und mein Glücksstern kommt stets tiefer in die Nacht zu stehn, oder (p. 118) mein Stern geht unter, oder (III 158) kein Sternlein des Glückes mir erglüht, so erkennt er damit nicht bloss unter formelhaftem Ausdruck eine Tatsache an, sondern er wälzt einen Theil seines von ihm für unverschuldet gehaltenen Unglücks dem Schicksal zu. Wie denn für die Mühseligen und Beladenen die unvergängliche Anziehungskraft der Religion auch darin besteht, dass sie sich, oft trotz des reinsten Strebens, trotz der lautersten Gesinnung verkannt, verfolgt und mit Füssen getreten, nicht nur dem herben Glauben von der Erbärmlichkeit und Nichtigkeit dieser Welt d. h. mancher mit ihnen lebenden Menschen und menschlicher Einrichtungen, eröffnen, sondern auch sich zu beruhigen suchen mit dem unerforschlichen Ratschluss Gottes. Dieser Ratschluss scheint ihnen dann einen Teil der auf ihnen lastenden Verantwortlichkeit abzunehmen, wenn sie kampfesmüde werden und sehnsüchtig nach den Gefilden des Friedens ausschauen, mit lechzender

Digitized by Google

Seele jene hohe, selige Warte erstrebend, von welcher aus sie auf all den Plunder (wie es in dem kleinen schönen Liede heisst), aus der Heimat auf die Fremde, herabblicken können. So verschlingen sich mit ästhetischen Bedürfnissen die tieferen Strebungen der Seele, wenn es sich darum handelt, die Gedanken der Vergangenheit, wenn auch in veränderter Fassung, festzuhalten.

Ein Gott und Götter (ob. p. 73 f.) sind hohl geworden; ihre Wirksamkeit ist vor anderem Glauben verblasst; dennoch hat dieser oft gelesene Ausdruck einen ästhetischen Reiz, er ist zum Tropus von Ereignissen geworden, welche als nicht gewöhnlich empfunden oder dargestellt werden, als würde dadurch die Handlung markiger.

Das himmlische Heer, von dessen Empfindungen kein Dichter etwas wissen kann, selbst wenn es sich aus den Sternen zu Geistern umgebildet hat, erfreut doch in Gedanken durch seine Teilnahme an menschlichen Ereignissen, deswegen wird auf seine Anführung nicht Verzicht geleistet.

Wird die Sonne mit einem Helden, der Held mit der Sonne verglichen, wie bei Schiller und Ossian (oben p. 43), so braucht das erstere nicht notwendig als mythologisches Überlebsel betrachtet zu werden. Sondern es ist nur eine poetische Vergleichung, ein Ausdruck, dessen geschichtliche Betrachtung zu keiner unmittelbaren Anlehnung an die Mythologie hindrängt. Auch das Lachen des Äthers und der Bächlein (oben p. 49) braucht nicht mythologische Erinnerung zu sein, falls es überhaupt gestattet ist, in den älteren Wendungen dieser Art Mythologie, nicht Poesie zu erblicken. Im Rig-Veda, wie schon an einer anderen Stelle erwähnt wurde, oben p. 26, lächelt die aufleuchtende Morgenröte, der Blitz lacht, Dyâus lächelt durch die Wolken. Mutet uns der durch die Wolken lächelnde Dyâus mythologisch an, so kann davon in mehreren Stellen des deutschen Kirchenlieds nicht die Rede sein. So bei Knapp l. c. II 542 (No. 2854) seyd gegrüsst ihr schönen

Digitized by Google

Lichter, deren Gold am Himmel lacht, seyd gegrüsst ihr Angesichter, die das höchste Licht gemacht. II p. 404 (No. 2503, 3) heiter glänzet Land und See nach dem langen Frost und Schnee. II p. 431 (2563, 1) hat die Sonne einen goldnen Freudenschein. II p. 474 (2664) wenn sich in stiller Majestät die Sonn' am Firmament erhöht, dann glänzt in vollem Licht die Erde, die sich um sie dreht, mit heitrem Angesichte. II p. 496 (2733, 1) es funkeln schon von ferne in ihrer Freudenpracht des Himmelslichtes Sterne herunter durch die Nacht. II p. 500 (2745, 1) der müde Tag geht nun zur Ruh und schliesst der Welt die Augen zu; der goldnen Sonne Freudenschein hüllt sich ins grosse Weltmeer ein. II p. 418 (2532) die ganze Schöpfung steht entzückt, weil nun der Tag geboren.

Statt des Lachens (= Glänzen) findet sich auch das synonyme Spielen; II 404 (2503, 2) Herr dich rühmt das Himmelszelt, vor dir spielet Wald und Feld (Simon Dach). Denn dieses spielen bedeutet nichts als glänzen. In Schillers Glocke:

lieblich in der Bräute Locken
spielt der jungfräuliche Kranz . . . .
von dem Helm zum Kranz
spielts wie Sonnenglanz —

Der spielende jungfräuliche Kranz erfreut durch sein Farbenspiel, durch das in Folge der Bewegungen sich zeigende mannichfaltige Gefunkel, wie denn spilan eigentlich hin- und herwenden bedeutet. Es spielt wie Sonnenglanz: das Gefunkel geht hin und her zwischen Helm und Kranz. So spielen denn auch Wald und Feld, indem sie abwechselnd vom Glanz der Sonne verschieden beleuchtet werden.

In Stadt und Feld lacht Ruh und Segen, die Zwietracht schweigt und muss entfliehn (v. Ditf. I 27), das Abendrot lacht (ib. II 18), die Sonne sieht es und lacht (Keller Ges. Ged. p. 367). Auch Th. Fontane (Einzug in Berlin) berichtet uns: der Himmel strömt lachende Lichter aus und der Lichtball selber lächelt in Wonne u. s. w.

Digitized by Google

In Schillers Tell lächelt der zum Bade ladende See, bei Walter v. d. V. lachen die Blumen, bei Homer T 362f. lacht die Erde von blitzendem Erz. Erwägt man nun, dass γελάω wol mit γαλ hell sein, glänzen zusammenhängt Curtius G. E.[4] p. 173, so ist hier nirgends etwas von mythologischem Tiefsinn zu spüren. Sondern das Lachen wurde als Helligkeit oder Heiterkeit des Gesichts (Gegensatz eine düstere Miene, ein umwölkter Blick) aufgefasst und jene Beispiele reden eigentlich nur von anschaulicher Helligkeit. Freilich sind wir nicht geneigt, alles Helle lächeln oder lachen zu lassen. Ein reinlich skelettiertes Gebein wird Wenigen geeignet scheinen zu dieser Apperception. Wenn die Saat für Freuden lachet, so ist für Freuden schon wieder ein Zusatz, welcher eigentlich durch ein „gleichsam" entschuldigt werden muss. Dabei ist denn der Ausdruck „lachen" nicht gleichgiltig, da er ja kein beliebig verwendbares Synonymum von hell sein ist; vielmehr spielt hier das analogon personalitatis[1]) herein, mit dem wir uns bald eingehender beschäftigen werden.

Zunächst jedoch kommen wir zu dem zweiten Mittel der inhaltlichen Gefühlsbefriedigung und Gefühlserregung, zur analogen Erweiterung gegebener Formeln, welche also über die blosse Wiederholung derselben hinausgeht.

Nach falscher Analogie wird manu plaudere Ps. 97, 8. Jesai. 55, 12 in der lateinischen Kirchenpoesie verwendet, wenn man sagt plaudant astra, solum, mare oder sol, luna caelum sidera mons vallis alta concava fons stagna flumen aequora quidquid volat repit natat in laude Christi plaudite u. s. w. Dan. II 365, II 366, IV 325 oben S. 12 f.

Die Formeln mit Mann und Maus[2]), mit Kind und Kegel

1) Der Ausdruck ist von H. Siebeck, Das Wesen der ästhetischen Anschauung. Psychologische Untersuchungen zur Theorie des Schönen und der Kunst. Berlin 1875. 215 S. Dazu Ztschr. f. Völkerpsychologie IX p. 457—480; ib. X 1—26.

2) v. Ditfurth I p. 99 Zündt an, gebt Feuer, dass es donnert und

Digitized by Google

waren ursprünglich sinnliche Anschauungen, hatten objektiven Wert. Dass die Bäume in die Hände klappen ist aber dichterische Anschauung von subjektivem Wert. Demgemäss ist auch ihr Schicksal verschieden. Letztere Formel behält mehr von ihrem Gefühlswert, obgleich uns ihre Association mit Teichen, Wiesen, mit Schnee, Hagel, Gold, Silber, Stahl und Eisen (Spee p. 118 oben 50) schon ziemlich äusserlich vorkommt. Wenn erst die Sterne Gott preisen, so geht der Nachdichter fort zu der Aufforderung (ob. 17, Dan. III 161), dass die Tiefen tanzend Gott preisen sollen, die Wasser oben sollen laut preisend Hosiannah schrein, die Himmelsgegenden sollen weinen. Erst springen die Berge, dann soll die ganze Erde springen (Dan. III, 104). Es genügt hier nicht zu sagen, dass plaudere seinen Sinn geändert hat, dass die innere Sprachform eine andere geworden ist, sondern es ist zu beachten, dass erregtes Gefühl, ausgehend von einem autoritativen Beispiel diesen allerdings zu entschuldigenden Taumel hervorgebracht hat. Wie ich sang, wir sangen, durch das gemeinsame a zu einer Einheit (der Zeit) wurde, so wird hier eine Einheit durch plaudere hergestellt. Für den Preis Gottes war jenes Beispiel gegeben flumina plaudent manu; nun ordnet sich unter diese Kategorie der sprachliche Ausdruck mit der ungezügelten Verwendung von plaudere. Der Wille, sich genug zu tun bei dem Aussprechen einer Empfindung zeigt sich hier ebenso wirksam, wie die Autorität einer einzigen Stelle. Gradeso wie wenn im Leben eine wirkliche oder eingebildete Autorität ihre allzu gefühlvollen Verehrer zu den mit verblüffender Ausdauer aber stets mit derselben schuldigen Devotions-Kurve des Rückens gemachten wunderlichen Sprüngen treibt.

Auch wird man hier an das Princip des kleinsten Kraftmasses erinnert, weil jenes plaudere zum Apperceptions- und Ausdrucksmittel für den Preis Gottes in allen nur denkbaren

---

kracht, schiesst Mann und Maus darnieder. Andere Beispiele bei Sanders W. B. s. v. Maus.

Digitized by Google

Beziehungen verwendet wird. Endlich ist sehr wahrscheinlich aus der Reihenfolge und aus dem Inhalt der religiösen Dichtungen zu erschliessen, dass ohne die Überlieferung jene Ethisierung der Natur nicht stattgefunden hätte. Sprachliche Überlieferung wird mitunter sehr viel tiefer, wenn wir etwa den ursprünglichen Sinn von animus (Hauch) mit dem vergleichen, was wir Seele nennen, mitunter aber auch flacher wie in dem obigen Beispiel.

Was Siebeck Analogon der Persönlichkeit nennt, drückte Aristoteles Rhetor. III p. 1411 aus: *τῶν δὲ μεταφορῶν ... εὐδοκιμοῦσι μάλιστα αἱ κατ' ἀναλογίαν ... καὶ ὡς κέχρηται Ὅμηρος πολλαχοῦ τῷ τὰ ἄψυχα ἔμψυχα λέγειν διὰ τῆς μεταφορᾶς ... λέγω δὴ πρὸ ὀμμάτων ταῦτα ποιεῖν ὅσα ἐνεργοῦντα σημαίνει. ἐν πᾶσι δὲ τῷ ἐνέργειαν ποιεῖν εὐδοκιμεῖ Ὅμηρος.* Vgl. Fechner, Vorschule I 109.

Wenn Homer also sagt der Pfeil flog, so rechnet ihm das Aristoteles als Metapher d. h. als Belebung des Leblosen an. Wäre Poesie dieser Art nicht möglich ohne Mythologie, so müsste Homer hierbei entweder eine mythologische Rechtfertigung erfahren, oder seine Worte wären ein Rückfall in die Mythologie. Aber auch hier zeigt sich, dass Mythologie und Poesie verschieden sind. Dass die mythologische Überlieferung für die Poesie von sehr grosser Bedeutung ist, hat für rein sprachliche Erscheinungen die obige Darlegung hinlänglich gezeigt. Aber keineswegs alle Belebung, alle Personifikation geht auf mythologische Erinnerung. In der mythologischen Zeit, so müssen wir annehmen, glaubte man die Dinge, die man sagte. In der dichterischen Sprache glaubt man sie nicht, sondern denkt sich entweder gar nichts weiter, oder geniesst den ästhetischen Reiz der Darstellung.

Spee konnte nimmermehr erwarten, dass der Mond stehen bleibt, um sein Leid und Zagen zu hören, oder dass er sich des Elends dauern lässt — warum fordert er ihn gleichwol dazu auf? Metaphysisch — man erschrecke nicht! — doch

Digitized by Google

wol nur deswegen, weil der Wille zum Leben, die Selbstbejahung des Menschen, sich auch dadurch geltend macht, dass der Mensch sich mitteilt und die Wirksamkeit seines persönlichen Wohles und Wehes bis in die Teilnahme andrer Wesen hinein ausdehnt. Hat er aber etwa keinen Nebenmenschen, welchem er sich mitteilen kann, oder genügt ihm diese Erleichterung seiner Empfindung noch nicht, so greift er zu Surrogaten. Er schneidet in Bäume, schreibt still etwa einen teuren Namen (auch wenn dieser Name Müller und Schulze ist) ein Dutzendmal auf; murmelt endlich der Dichterquell in seinem Busen, so wird er schon gefährlicher und ergeht sich in dem Gedanken, dass die Natur sich ein wenig vermüllern lässt. D. h. er glaubt es nicht, nur der Gedanke schmeichelt seiner Einbildung.

Beginnt aber ein Dichter (Spee p. 107) etwa mit einer bekannten Formel, dass die Drachen Gott loben sollen, so kann dieses „loben" ihn zu einer ungezügelten Analogiebildung fortreissen; zu den Drachen kommen die Walfische, von den Klüften (oben p. 49) werden die Lüfte herbeigezogen, die Lücke zwischen beiden wird durch Wind, Sauss und Brauss ausgefüllt; in den Lüften gibts Hagel und Schnee, Blitz und Dampf, den Regenbogen u. s. w.

Dass der Tod in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert seine Mythologie gehabt hat, ist klar. D. h. die Leute dachten ihn persönlich. Sie stellten ihn dar, nicht als Symbol, sondern als Person; sie glaubten an seine persönliche, nicht bloss an die sachliche physiologische Wirksamkeit, welche sich ohne Eingreifen eines Dämons am Menschen vollzieht. Aber wo hört der mythologische Glaube auf? Wann beginnt die Schilderung seiner unheimlichen Person bloss dichterisch zu werden? Darauf lässt sich weder eine chronologische noch eine psychologische Antwort erteilen. Sondern wir können nur aus dem gesammten geistigen Leben einer Zeit mutmassen, dass ihr angehörige Dichter eben nur die herkömmlichen

Digitized by Google

Redensarten wiederholen, ohne an deren buchstäbliche Wahrheit zu glauben. Weckherlin glaubte nicht an die Sense des Todes (oben p. 83), der Dichter des 19. Jahrhunderts hält im Grunde seines Herzens nichts von der Sichel des Todes, Gryphius legt ihm nur in Worten einen Bogen bei. Hier sehen wir, dass die Mythologie für die Poesie weithin einflussreich war; ein wirklich personificirtes Wesen, mit allerlei scharfen, sinnlichen Kennzeichen, lebt in den herkömmlichen Formeln weiter. Der Grund davon ist sowol im allgemeinen darin zu suchen, dass diese Formeln ästhetisch anziehend sind, als im besonderen darin, dass der Tod etwas gar Ernstes und die Menschen nahe Angehendes ist.

Über den Unterschied von Poesie und Mythologie s. Ztschr. f. Völkerps. VI, 301 f. 312. 215. 219 f. Hier mögen zwei Beispiele von der Art der Überlieferung solcher Dinge Platz finden. Das erste kurz angedeutet, das zweite dem Leser zur Prüfung vorgelegt. Über einige Teile des A. T. lesen wir nämlich (Ztschr. f. Vps. II p. 173): Die alten Wörter, Reden, Sagen werden überliefert und in ihnen wird über alte Begebenheiten und Verhältnisse, alte Vorstellungen und alten Glauben berichtet. Aber die Sagen ... sind unverständlich und die Reden sind hohl. Auf jene Sagen und Götter gegründete, typisch gewordene Bilder und Ausdrucksweisen sind sinnlos geworden. Hiob redet z. B. von den Höhen des Meeres, Amos 4, 13 setzt dafür die Höhen der Erde. Das andere Beispiel ist dem Rig-Veda entnommen und hat den Soma zum Gegenstande.

Wenn Yâska ein indischer Gelehrter (s. Roth, Zur Litteratur u. Gesch. des Weda, drei Abhandlungen, Stuttg. 1846 p. 16. 19. 21 und Weber, Akadem. Vorlesungen über indische Literaturgesch. Berlin 1852 p. 25/26, 41/42), die Ansicht eines andern, des Kautsa anführt, wonach die Hymnen des Veda ganz und gar ohne Sinn seien (M. Müller a. a. O. p. 160), so werden wir darin freilich nur die übertriebene Gewissenhaftigkeit eines etwas milzsüchtigen Kritikers er-

Digitized by Google

kennen. Aber gerade diese Gewissenhaftigkeit müsste uns, selbst wenn wir sonst keine Neigung dazu hätten, zu einer Nachprüfung jener Meinung veranlassen. Sie wird uns jedoch recht leicht, da wir in jener Ansicht ein starkes Körnchen Wahrheit zu finden glauben.

Dies veranschaulicht uns z. B. die religiös-dichterische Behandlung des Soma, deren Ausdauer uns über die dem Soma beigelegte Bedeutung nicht im unklaren lässt, deren Eintönigkeit zwar leider seltner als es sonst Eintönigkeit zu bewirken pflegt, uns den Eindruck des Erhabenen gewährt, deren Gewebe aber mitunter widerspruchsvoll genug ist, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Soma-Poesie oder Mythologie ist ein Beispiel von der Entwickelung eines Dinges und Wortes zu persönlicher Geltung, von der durch die Überlieferung bewirkten Nebeneinanderstellung alter und junger, widerspruchsvoller Aussagen, von der Zähigkeit der religiösen Formel und der Neigung der Menschen, ihr Gefühl auf Kosten ihres klaren Verständnisses zu befriedigen.

Anschauungen von irdischen und himmlischen Tatsachen stehen friedlich bei einander, Soma, der Saft der Pflanze, welche vor unsern Augen gepresst wird, erscheint unmittelbar daneben als Gott, ohne dass der Sänger über den ungeheuren Unterschied stolpert. Diese drei Bestandteile Soma als irdischer Saft, als himmlischer Saft und als Gott haben wir also ins Auge zu fassen. [1])

Der indische Soma wurde hauptsächlich aus einer Pflanze (asclepias acida) gepresst; unter fest vorgeschriebenen Gebräuchen wird er zur Feier des Opfers zubereitet. Wir hören oft, dass er durch ein Sieb laufen muss, dass er in Holzkufen aufgefangen wird, dass er durch die Haare eines Schafs-

1) Über Soma Kuhn, Herabkunft² S. 106 f. 110. 129. 134. 141 f. 171. u. K. Z. I 521 f. Roth Z. D. M. G. 35, 608 f. 38, 143 f. Aus dem R. V. s. bes. No. 792—899 = M. M. IX, 1—IX. 160. Spiegel, Die arische Periode Lpzg. 1887 S. 165 f.


Digitized by Google

schweifes durchgeseiht wird. Dies also sind anschauliche, irdische Tatsachen. Während dies aber vor unsern Augen sich vollzieht, hören wir auch von einem ganz andern Soma.

Lauf doch hervor in die Kufe, nimm deinen Platz ein (877, 1), von den Männern geläutert fliess zur Krafttat her. Dieser Soma ins Läutersieb gepresst ist wie ein losgelassener Lauf, der Renner, geronnen (877, 7). Nun plötzlich 877, 8:

Dieser ist herangekommen, heraus aus dem höchsten Berge, er fand die irgendwo in einem Stalle befindlichen Kühe; wie des Himmels durch die Wolken donnernder Blitz, läutert, o Indra, sich dir des Soma Strom. Wenn nicht alles täuscht, ist hier auf einmal vom himmlischen Soma die Rede; denn er kommt aus dem höchsten Berge, er findet Kühe (Wolken), seine Läuterung erfolgt, wie der Blitz, am Himmel. So mag man, an das himmlische Ereignis denkend, oft gesungen haben. Schliesslich wurde das zur Formel und fand seinen Platz unter Wendungen, welche nur irdische Ereignisse zum Inhalt haben.

878, 1: Dieser Soma, Indra, ist dir gepresst, dir läutert er sich. Aber 878, 4: wie Indra, der grosse Taten verrichtet, bist du, Soma, Töter der Vṛtra, Sprenger der Burgen; denn wie Pâidva derer, die Drachen heissen, bist du, Soma, aller Dasyu Töter. Hier muss man entweder anerkennen, dass der Vṛtra-Töter nicht der irdische Soma ist, oder dass er nur uneigentlich oder mittelbar so genannt wird, insofern er den Indra, der ihn trinkt, zu jenen Taten begeistert.

Diese Soma über die Haare des Schafsschweifes hin, wie die himmlischen Kufen, die aus Wolken regnenden, haben sie sich rasch, wie abwärts laufende Flüsse, gepresst, in die Becher ergossen (878, 6). Dies „wie abwärts laufende Flüsse" erinnert wieder an Soma-Regen, von welchem dies natürlicher ausgesagt werden kann, als von dem jetzt vor unsern Augen gepressten. Soma ... der zum Mahle des himmlischen Volkes von den opferkundigen Nahušya gepresst, der Indu (Soma), der von sterblichen Menschen der Unsterbliche schön gemacht

Digitized by Google

mit Schafhaar, Milch und Wasser (881, 2). Gepresst der gelbe, der Stengel, ins Läutersieb, ward er wie ein Wagen losgelassen zum Gerinnen entsandt; Lied und Kraft erlangte er, indem er geläutert ward, der Götter erfreute er sich mit der Bewirtung (882, 1). Wie, hat sich denn der eben rite bereitete Soma der Götter erfreut mit der Bewirtung? Oder war dies jener im Wolkenreich entstandene Soma, von dessen nektarischer Wirksamkeit uns etwas erzählt wird?

Zusammen regnend sollen ihn schön machen die Schwestern, die zehn, die rasch fliessen machen, des Weisen Denkerinnen, der gelbe ist herangeflossen [1]), der Sûrya (Sonne) Kind, wie ein kräftiger Renner ist er zur Kufe gekommen (883, 1). Wie ein Junggeselle, zur Frau zum Stelldichein gehend, kommt im Becher er mit der Milch zusammen (883, 2). Ihn, der wie ein Stier sich schön macht auf dem Berge, den Stengel melken sie, den auf dem Gebirge weilenden Stier, ihn den brüllenden suchen auf die Lieder, (als Trita erhält er Varuṇa im Meere).

Soma, welcher aus dem höchsten Berge herankommt, Soma der Vṛtratöter ist doch nicht der Soma, welcher jetzt gepresst wird und über die Schafshaare läuft ins Läutersieb. Wenn es also heisst (808, 1 = M. M. IX, 18) herausgepresst bist du, der auf dem Gebirge wohnende Soma, in das Läutersieb geflossen, im Rauschtrank verleihst du Alles, so wird man geneigt, diesen Gebirgswohnsitz trotz seiner Luftigkeit auf den Wolken zu suchen, wenngleich Kuhn erwähnt (p. 107), dass der eigentliche haoma auf den Höhen der Berge wächst.

Dass Soma, dieser irdische Saft, schliesslich zu einer göttlichen Macht geworden ist, in dessen Preise die Sänger mit nicht immer holdem Wahnsinn taumeln, ist nicht undenkbar. Aber viel leichter begreifen wir es, wenn die feste Überzeugung in uns Wurzel schlägt, dass es auch einen Wolkensoma gab, welcher schon um seines überirdischen Ursprungs willen ein

1) Unter den zehn Schwestern haben wir die zehn Finger der Hand zu verstehen.

Digitized by Google

Aroma von Heiligkeit mitbrachte. Daran lässt sich nun gar nicht zweifeln. Und ein Teil der dem himmlischen Soma ursprünglich gewidmeten Ehrenbezeugungen wurde formelhaft, nach der mechanisch wiederholten Überlieferung, auch seinem durch einen bedeutenden Rangunterschied von ihm getrennten irdischen Namensbruder zu Teil.

Märchen, noch so wunderbar.
Dichterkünste machen's wahr.

Wir hören nämlich, dass die Schöpfung des Soma (vielmehr eines Soma) dem höchsten Gotte beigelegt wird (No. 958 = III, 48. 959 = IV, 18), Kuhn, p. 110; er verleiht Unsterblichkeit. Dieser unsterblich machende Soma, himmlisches Ursprungs, ist aber nichts andres als das Nass der unvergänglichen, wenn auch oft scheinbar ganz verschwundenen, dennoch immer wiederkehrenden Wolken des Himmels (Kuhn p. 129); er führt auch den Namen amṛta. Der irdische Begeisterungstrank, der Soma, ist erst Stellvertreter des himmlischen, Soma und amṛta sind Benennungen des Wassers, welches die Regen und Segen spendenden Wolken in sich tragen. Wird dort oben Soma gemacht, so ist es begreiflich, dass ein Vogel ihn herabbringt. Hat Indra dort oben bereiteten Soma getrunken, so ist die Redensart, dass er Freund des Indra ist (189, 9), sehr nahe liegend. Später wird dann der irdische Soma in ein besonderes Freundschaftsverhältnis zu Indra gesetzt.

Hervorbringend des Himmels Glanzflächen, in den Wassern die Sonne (832, 1 = M. M. IX, 42) sieht ganz so aus, wie die Schilderung des Naturvorganges, dass durch Herabfallen des himmlischen Soma, des Regens, der Himmel glänzend wird und die Sonne hervortritt[1]); fährt dagegen der nämliche Vers fort: in Milch und Wasser sich kleidend, der gelbe, so denkt man an den vor unsern Augen in die Kufe rinnenden und dort sich rite mischenden Soma. Der zweite Vers (832, 2):

1) 897, 7 Soma lässt die Sonne am Himmel aufsteigen. 26. 886, 3.

Digitized by Google

nach alter Erfindung wird der Gott von den Göttern her; im Strome der Saft geläutert. Der Gott von den Göttern her — sind wir nicht sofort wieder am Himmel? Vers 4: von sich gebend das uralte Nass wird er ins Läutersieb gegossen brüllend hat er die Götter geboren. Ins Persönliche spielt Soma, wenn es weiter heisst V. 6: Besitz an Rind, an Helden, an Rossen, an Kräften, Soma, here Speise verschaffe uns — gepresst durch deine Läuterung.

Als aus der irdischen Anschauung herrührend ist schwer begreiflich die Schilderung von Somas Brüllen; wir richten, um es zu „vernehmen", vielmehr unsre Aufmerksamkeit auf die Wolken. Indu (Soma) wie ein nach Beute gehendes Ross brüllt im Siebe (853,5 = IX, 43), wenn er, der fromme, durchfliesst. 833,6: Soma schenke starke Heldenkraft. Von den Strömen, diese Übersetzung ist unsicher; anders Grassmann und Holzman, haben die Becher gesungen (855,14 = IX, 65) Indu mit Gewalt; komm' dem Indra zu trinken [in dieselben]. In die Kelche taucht er sich ein der Falke (857,14), in die Umhüllungen wühlt er sich ein, in die Holzgefässe rauschend. Du gepresst mittels der Steine (857,3) ströme heran laut brüllend, glänzende, höchste Kraft. Wie ein Stier (861,9), der die Herde umwandelt, hat er gebrüllt, angenommen hat er die Helle der Sonne; der himmlische Adler hat auf die Erde herabgeschaut (!), er besieht mit Weisheit die Geschöpfe. Fernhin (861,7) hat der ausgezeichnete Weise, der rote, vom Himmel der Stier der drei Rücken, den Kühen (Wolken) zugesungen. Der als des Himmels tragende Säule (864,2) gross ausgedehnt ganz voll der Stengel nach allen Seiten herum sich bewegt, der soll u. s. w. Als Rindererbeuter (868,4) läutert sich aus Soma, Wagenerbeuter, Golderbeuter, Lichterbeuter, Wassererbeuter, Tausenderbeuter, den die Götter als Rauschtrank zum Trinken schufen. V. 5 Soma töte den Feind.

In tausend Strömen (876,7) fliesst er in den Kufen herum,

Digitized by Google

brüllend als Stier geht er über die Seihe. 26, 27 = IX, 86, 26/27: der sich läuternde Tropfen dringt durch die Feinde, lauter glückliche Pfade dem Frommen schaffend, die Kühe [1]) zu seiner Hülle nehmend, der liebliche Weise fliesst er spielend wie ein Ross durch den Schweif. Endlich 886, 3 = IX, 96, 3 so läutere dich o Gott, zu hoher Speise du Soma, den Indra trinkt, Wasser schaffend, regnen lassend den Himmel da und die Erde aus weitem Raume her, dich läuternd erweise uns Liebes. Soma hat das Attribut Wasser schaffend.

Wenn Soma Wasser schafft, wenn er den Himmel regnen lässt und wenn er aus weitem Raume her sich läutert, so sieht dies wiederum ganz so aus, als wenn der himmlische Soma d. h. das Nass der Wolken gemeint ist.[2]) Voll Kraft ist er im Luftraum geflossen (817, 6) der Stier, der Falbe, der Indu (Soma), der geläutert worden, Indra zu (vgl. 827, 1 u. 3). Dieser Soma hat die Sonne glänzen gemacht (815, 5), Pavamâna der übermenschliche.

Er steht da über allen Wesen oben (844, 3), indem er gereinigt wird, der Gott wie Sûrya (Sonne). Daher soll dich, den König über Reichtum, vom Himmel, o sehr Weiser, unversehrt bringen der starke Falke. Dass ein Jeder sehe das Licht, hat den Allgemeinsamen, den Überwinder des Raumes, den Hüter der Ordnung der Vogel gebracht (838, 3 u. 4).

Wird hier Soma vom Falken gebracht[3]), so scheint er selbst, wenn wir nicht hier ein „gleichsam“ zu denken haben, Falke genannt zu werden 851, 21 als Falke dich an die Wohnstätte setzend (vgl, 852, 4). Die Redensart „schon bei deiner

1) Grassmann: die Milch zu seiner Hülle nehmend; dann wäre es kein himmlischer Ausdruck. Sonst wären Kühe = Wolken.

2) Soma als Gott s. No. 180, 4. 186. 188, 3. 189. 191, 3. 227, 2. 241, 4. 795. 809. 813, 5. 822, 4. 826, 6 des Himmels Rücken ersteigst du, Rosse und Rinder suchend.

3) Vgl. 460, 2. 508, 7. 656, 5. 668, 7 am Himmel steht das amṛta. 867, 2 Soma, den vom Himmel her der Falke riss. 876, 24 dich hat vom Himmel der Falke gebracht.

Digitized by Google

Geburt wardst du gross“ begegnet uns zwar öfter[1]), könnte aber von Soma gebraucht (849, 4) ursprünglich anschaulichen Sinn gehabt haben, wenn Soma als das herabtriefende Wolkennass gedacht wurde. Ebenso könnte es einst anschaulich gewesen sein, wenn von ihm ausgesagt wird 876, 14 in einen Panzer dich kleidend, der zum Himmel reicht, steht unter den Wesen der heilige, der den Luftraum erfüllt. Er entdeckt (876,3) das Lichtreich, des Himmels Kufe, die von Stein geborene.

In mystischem Taumel heisst er dann schliesslich (886, 5) Erzeuger der Lieder, des Himmels, der Erde, des Feuers, der Sonne, Erzeuger Indras und Viṣ̌nus. Er ist (877,2) der Vater, der Götter Erzeuger, von grosser Tüchtigkeit, des Himmels Strebesäule, der Träger der Erde.

Diese Beispiele werden genügen, um zu beweisen, dass unter Soma dreierlei abwechselnd zu verstehen ist, das himmlische Nass, der irdische aus der Pflanze gepresste Saft und Soma als Gott. Sie zeigen zugleich, dass in Folge steter Wiederholung dieser Formeln eine Nebeneinanderstellung sehr alter und sehr junger Wendungen erfolgte, wobei sehr fraglich erscheint, ob die ursprüngliche anschauliche oder mythologische Bedeutung wirklich gedacht wurde. Vielmehr macht es den Eindruck, dass die religiöse Empfindung der alten Wendungen sich bediente, um das Gefühl in herkömmlicher Weise zu befriedigen. Bezeichnet man aber die Verwendung jener vermeintlich alten Formeln als Poesie, so haben wir hier eben ein Beispiel, dass gewisse Erscheinungen der Poesie nur verständlich werden durch Mythologie, wovon Cohens übertriebene Behauptung wol zu unterscheiden ist, welcher alle Personifikation der Poesie als Erbteil aus der mythologischen Zeit her verstanden wissen will.

Es ist irrig, für den Mythos nur von Worten, Homonymien

---

1) Von Indra 603, 4. 615, 1. 649. 4. 651, 1. 626, 16.

Digitized by Google

und Missverständnissen auszugehen; die Anschaulichkeit ist das erste, was wir zur Erklärung heranziehen müssen.[1]) Dass auch für andere Gestalten als für Soma mehrere Arten der Betrachtung im R. V. durcheinandergehen, legt E. H. Meyer dar für die Gandharven. Er schliesst auf drei verschiedene Richtungen; die eine strenge altpriesterliche der Familienbücher behandelt die G. mit Stillschweigen oder entschiedener Missgunst, die zweite, modernere, aber auch theologische, der Mystik verfallende, sucht die G. möglichst zu idealisieren, wie die meisten Stellen des R. V. bezeugen, und endlich die dritte ist eine derbere und volkstümlichere, welche das dämonische Wesen der G. verehrt und anbetet, aber mit Zittern und Zagen. Es liegt die Vermutung nahe (p. 11)[2]), dass diese dritte Auffassung, obgleich jünger bezeugt, von den dreien die älteste ist, aus der sich die beiden andern priesterlichen folgerichtig ergaben u. s. w.

Nicht alle personificirten Wesen jedoch, die uns entgegentreten, haben wir Neigung aus einer mythischen Wurzel abzuleiten. Was Jac. Grimm behutsam andeutet (Myth. II 734), dass jene grammatische, dichterische Allbelebung sogar in einer mythischen Prosopopöie ihren Ursprung suchen dürfe, wird uns kaum glaublich erscheinen, wenn wir die Beispiele auch schon mhd. Dichter uns vergegenwärtigen. Frau Minne könnte vielleicht mythologisches Blut in den Adern haben; aber Frau Zucht, Frau Ehre, Frau Nequitia, Ignorantia, Patientia sehen ganz aus wie falsche Analogiebildungen.

---

1) So deutete ich, allerdings etwas kurz, an in der Recension von E. Siecke „Beiträge zur genaueren Kenntnis der Mondgottheit", Berlin. Philol. Wochenschrift 1885 No. 31/32 p. 1011. Anders scheint Kuhn die Sache zu betrachten, über Entwicklungsstufen der Mythenbildung p. 123 der Abh. d. Berl. Akad. 1873, gelesen am 15. Mai 1873.

2) E. H. Meyer, Indogermanische Mythen I. Berlin 1883. über Soma und Somahüter ib. p. 242 Register. Über den Somacultus der Arier Dr. Fr. Windischmann, Abhandl. d. Bayr. Akad. Bd. 4 p. 127 f. (1844—1847).

Digitized by Google

Was soll es heissen, wenn Bürger (Hempel p. 13) sagt: Ehrfurcht neigt sich ihr im Engelglanze? Lieb umschmeichelt sie? Oder p. 227 Lieb, Treu und holde Sittsamkeit gehn als Führerinnen ihr zur Seite?

Was soll es heissen (v. Ditfurth I p. 26): Gerechtigkeit, die ihm zur Seite stets schwebt? Sieg muss vor dir herschreiten (ib. p. 83)? Hinter seinem König reitet Moltke still durch Babels Tor und Germania selber schreitet mit dem blutgen Banner vor (ib. III 173)?

Der Kreis von irgendwie wichtigeren „Personen" ist hier durch sprachliche Analogie erweitert. Wie denn auch die Römer in derselben Weise die Zahl ihrer religiös verehrten Mächte vermehrten um Fides, Concordia, Pax, Salus, Juventus, Libertas, Pudicitia, Pietas, Spes, Aequitas, Clementia, Quies, Fessonia, Orbona u. s. w.

Analogische Erweiterung möchte auch dies sein, was oben S. 107 vom Licht angeführt wurde. Sind Tag und Nacht, Licht und Finsternis einander Feind, so wird alles, was auf das Attribut des Lichtes Anspruch hat zum Förderer des Lichts und zum Gegner der Finsternis.

Licht = Feind der Finsternis
Jesus = Licht; daher
Jesus = Feind der Finsternis.
Feind der Finsternis = Förderer des Lichts
Jesus = Feind der Finsternis; daher
Jesus = Förderer des Lichts.

Jesus heisst lux lucis et fons luminis; so kann man denn auch von ihm sagen Dan. I 152 qui diem solis radiis adimples. Die Seraphim wohnen im Lichtreich, also müssen sie glänzen, also wird auch allda (p. 106) ein Gotteskind glänzen „wie die Strahlen der hellen Seraphin".

Den feindlichen Gegensatz zwischen Tag und Nacht für mythologische Erinnerungen zu halten nötigt uns wol die ganze indogermanische Mythologie und unser Volks-Aberglaube,

Digitized by Google

welchem das Reich der Nacht als ein geheimnisvolles gilt, welches nicht recht geheuer ist. Daher haben wir in diesen persönlich ausgestatteten Gestalten wol nicht eine spontane dichterische Schöpfung anzuerkennen.

Nach diesen Proben von Gesammt-Darstellung fragen wir: wie verhält sich die poetische Schilderung zur Anschaulichkeit? Wir sahen ja doch, dass viele Wendungen, welche ohne Anschauung sind, gebraucht werden. Veranlassung dazu war oft die Überlieferung; Zweck, eine gewisse Befriedigung des Gefühls, letztere besonders erstrebt und erreicht durch Beseelung, Personifikation. Dichter wollen uns Tatsachen mitteilen, die als wirklich gelten könnten, sie wollen Gefühl erregen durch ihre gesammte Darstellung. Wie ergeht es dabei der Anschaulichkeit? Welches sind die dichterischen Mittel, um unsere Einbildung zu beleben? Stehen sie auch im Lehn-Verhältnis zur Überlieferung? Sagen sie uns viele Dinge, welche sie selbst nicht glauben? Wenn sie dies tun und wenn sie dabei erwarten, dass wir ihnen aufmerksam, obzwar ungläubig, zuhören, warum tun sie es?

Es kann nur so sein, dass sie Gefühl erregen und befriedigen wollen, dass sie ihrerseits sich entladen d. h. mitteilen wollen. In wie weit diese allgemeine Gefühlserregung Zweck sein kann, lehrt uns Goethe, welchem wir wol Glauben schenken dürfen [1]. Er sagt (Gespräche mit Eckermann I, 65): Da malen sie z. B. meinen „Fischer“ und bedenken nicht, dass sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade bloss das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin und wie lässt sich das malen! (vom 3. Nov. 1823). Andererseits lesen wir in der psychologischen Theorie (Ztschr. f. Völkerps. VI, 327), der Poet malt nicht die Landschaft; aber er lässt uns

1) Obgleich er damals nicht mehr jung war und obgleich die Dichter nicht die besten Beurteiler ihrer eigenen Erzeugnisse sind und sie nicht zu allen Zeiten gleichmässig beurteilen.

Digitized by Google

so fühlen, als wenn wir sie sähen, und aus diesem Gefühl heraus appercipieren wir sie d. h. schauen wir sie.

Hält man zwei solche Äusserungen nebeneinander, so muss man glauben, dass in der Tat der Zweck der Gesammt-Darstellung die Gefühlserregung ist und dass die Mittel der Darstellung im einzelnen stillschweigend oder unbewusst jenem Zwecke dienstbar sind. Daraus folgt zwar nicht notwendig, aber wahrscheinlich, dass die Anschaulichkeit oft leiden muss, insofern nämlich nicht immer das Gefühl am tiefsten und lebendigsten durch klarste Anschaulichkeit erregt wird. Diejenigen Dichtungen werden freilich die höchsten sein, deren Eigenart gestattet oder verlangt, dass grade nur durch die klarste Anschaulichkeit das lebendigste Gefühl hervorgebracht wird [1]).

Wie weit nun die Überlieferung benutzt werden kann für die Gefühlserregung hängt zum grossen Teil von ihrem formelhaften oder typischen Bestande, allerdings auch vom Takte des Dichters ab. Wer heute noch alle Göttinnen des Olymps versammelt, um sein „Mädgen" zu preisen, welches denn in einer Beziehung Juno, in einer andern Pallas, in einer dritten Diana wäre, lässt (nach Aristophanes' Ausdruck) die Flüsse in Thracien einfrieren vor dieser frostigen Poesie. Wenn dagegen Spee (oben p. 49) die Natur Gott loben lässt, so verzichtet er freilich auf Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit, durfte aber des Beifalls seiner Leser wol sicher sein, denn *τί δ' αἰσχρόν, ἢν μὴ τοῖς θεωμένοις δοκῇ;* [2]) dass sich Gestirn und Sonnenschein freut, sobald die Geliebte die blauen Äugelein hebt (oben p. 50) glaubt weder der Dichter, noch sein Leser. Die Erde wird nicht erhitzt, wenn das Mädchen sie ansieht. Der Himmel zieht nicht traurig seine Sterne ein, so-

1) Auf blossen Realismus kann es also nimmermehr ankommen, wie K. Fr. darlegt Nation.-Ztg. vom 13, III, 1887 „Die Dichtung der Zukunft".

2) Aristoph. Ran. 1475, parodistisch auf einen Vers aus dem Äolus des Euripides.

Digitized by Google

bald das Mädchen seine Augen verhüllt und die Erde wird davon nicht kälter. Sonne, Mond und das ganze Firmament sind nicht traurig mit dem Trauernden bis an sein End'. Die Steine fühlen nicht Liebeskraft, Luft und Meer schreien nicht Glück zu, Gras und Kraut sind nicht verliebt, der Himmel neigt sich der Erkorenen nicht, Hirsche, Gemsen und Rehe hören hier trotz ihres feinen Gehörs nicht. Der Graf von Zinzendorf mochte nicht erwarten, dass Sonne, Mond, die Nachtgestirne der Himmel und der Erdenplan winseln, ächzen, heulen, schreien und die Zeterklage anfangen. Der Dichter des XIX. Jahrhunderts (oben p. 52) lässt der Felsen harte Herzen alle mit lautem Knalle brechen — weil es überliefert ist. Auf Anschaulichkeit ist es hier überall nicht abgesehen, wol aber auf Erregung des Gefühls und auf Gefühlsbefreiung von Seiten des Dichters.

Welche Bestandteile in den Ossianischen Gedichten mythologisch, welche poetisch sind und unter den letzteren wieder, welche auf mythologische Ausdrücke zurückgehen, muss freilich sehr zart unterschieden werden, wenn es überhaupt angeht. Gradeso gibt es bei Hiob viele Personifikationen, die zwar oft auf einer lebendigen poetischen Anschauung beruhen mögen, reine Dichtersprache sind, die aber oft auch entschieden mythische Personen verraten. Daher der Dichter des Hiob zwischen Heidentum und Prophetenreligion in der Mitte steht, wie Ossian zwischen Mythologie und Poesie. Ein sprachlicher Prüfstein für die Scheidung von Mythologie und Poesie ist das Wörtchen „wie" oder „gleichsam". Nur ist leider die Anwendung dieses Prüfsteins doch nicht so leicht. Denn oft wird das „wie" nicht gesagt, obgleich gedacht, und nicht gesagt, weil es selbstverständlich zu ergänzen ist. Wir wissen also mitunter nicht, ob wir es ergänzen dürfen oder nicht. Steinthal (Ztschr. f. Völkerps. II, 176) schreibt diesem „Wie" einen sehr hohen Wert zu. „Irre ich mich? ich bilde mir ein, das Wörtchen, die Partikel, zu kennen, mit welcher sich der

Digitized by Google

grösste Umschwung aussprach, den die Entwickelung des menschlichen Geistes erfuhr, ja mit welcher der Geist entstand; das ist die Partikel „wie" in Psalm 19, 6 und er (Sonne), wie ein Bräutigam u. s. w. Wie! die Natur erscheint uns wie ein Mensch, wie Geist, ist es aber nicht: hiermit ist der Geist geboren, ist die Poesie erzeugt. Solches Wie kennen nicht bloss die Veden nicht [1]), sondern auch die Griechen nicht. Das soll nicht heissen, die Griechen hätten keine Poesie, sondern nur, dass ihrer Poesie ein entschiedener Mangel innewohnt, der mit dem tiefsten Grund ihres heidnischen Nationalgeistes zusammenhängt. Helios der auf feurigen Rossen die Himmelsbahn durchfährt, ist nicht Poesie, sondern wird es erst dann, wenn wir stillschweigend das Wie des Psalmisten hinzufügen. Wem Helios ein bewusstes Wesen ist, der ist kindlich, wenn nicht kindisch, der Psalmist ist poetisch." Naturschilderungen im A. T. bei Hiob werden z. B. begonnen mit den stereotypen Ausdrücken ursprünglich mythischer Bedeutung und werden dann unwillkürlich in die geschichtliche Anschauung gezogen. Doch ist nicht immer leicht zu sagen, ob wir einen ursprünglich mythischen, oder einen poetischen Ausdruck vor uns haben.

Bei Ossian lässt sich nun natürlich nicht immer ein hilfreiches gleichsam einschieben; es ist leicht, wo er Empfindungen der Natur schildert; die stillen Tale der Nacht erfreuen sich (gleichsam) III 349 (oben p. 55); warum? weil sie schön und friedlich aussehen. Aber bei Tätigkeiten der Natur ist jene Einschiebung nicht leicht; kommt Hügel Conas, mit euren Strömen III 286, hier ist kein gleichsam. Aber das kann nicht Mythos, sondern nur Poesie sein. Dass sie kommen, konnte er nicht glauben; dennoch befriedigt es sein Gefühl, indem er sie ruft. Man gehe nun die obigen Beispiele durch (p. 55. f.), um sich zu fragen, ob bei Ossian viel von Mytho-

1) So allgemein lässt sich das doch nicht behaupten; oben wurden einige Fälle von „gleichsam" angeführt, s. p. 25. Ausserdem R. Veda No. 326, 13—15 gegen 425, 8.

Digitized by Google

logie zu finden ist; ich finde sehr wenig. Zudem ist ein Ausdruck wie „der blaue Stern ist froh im Tal“ (II 96, 380) eine Art von Fehlschluss, welcher uns nicht selten begegnet, ja vielleicht einigermassen zu entschuldigen ist. Weil der Neid gelb macht, wird er selbst gelb genannt. Weil der Schrecken bleich macht, heisst er selbst bleich. Hom. z. B. Jl. 7, 469, Od. 22, 42 *χλωρὸν δέος*, Aesch. Suppl. 566 *χλωρῷ δείματι*. Wenn der Stern froh macht, heisst er selber froh. Ja, der alte Glaube, dass Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, gehört hierher, wie jener scherzhafte Aberglaube, den wir F. Liebrechts erstaunlicher, aber stets in ein anmutiges Gewand gekleideter Gelehrsamkeit entnehmen l. c. p. 328 No. 133: tritt ein Frauenzimmer in eine Schmiede, so lässt sich das Eisen nicht zusammenschweissen; die „Spaltung“ wirkt sympathisch auf Eisen (und Obst). Also: weil sie gespalten sind, bewirken sie Spaltung. Andrer Aberglaube bei Wuttke § 571 u. 605: Schwangere Frauen dürfen kein neugeborenes totes Kind sehen, sonst muss auch ihr Kind sterben. Sie dürfen mit keiner Leiche in Berührung kommen, sonst hat ihr Kind sein Leben lang eine Totenfarbe, sie dürfen nicht in den Mond sehen, sonst wird ihr Kind mondsüchtig. Isst die Frau (oder das Mädchen) bei guter Hoffnung zusammengewachsenes Obst, so kommen Zwillinge zur Welt. Das Kind und seine noch stillende Mutter dürfen nicht Fisch essen, sonst lernt das Kind nicht sprechen — denn die Fische sind ja stumm. Kinder unter einem Jahre dürfen nicht Hirse essen, sonst bekommen sie Prickeln im Gesicht oder Gerstenkörner am Auge. Gibt man dem Kinde einen Kalender in die Hand, so wird es gelehrt, gibt man ihm das Herz eines Staares, so wird es gelehrig. Im ersten Jahre muss sich die Mutter das Alter des Kindes genau merken und es immer genau anzugeben wissen, sonst wird das Kind vergesslich.

Wir haben Eigenschaftswörter, welche aus etymologischer Ursache, nicht in Folge eines Fehlschlusses an jene doppelte

Verwendung erinnern; blind = wo kein Licht ist [1]), daher blindes Fenster und blindes Auge. Das blinde Fenster — als ob es den, der durchsehen will, blind machte. Die taube Nuss (welche, geschüttelt, nicht klappert) und das taube Ohr; taub also = wo nichts gehört wird. Andrerseits heisst positiv blicken und Blick nicht bloss die menschliche (oder tierische) Tätigkeit; sondern blicken ist gleich = hell sein. Daher Goethe, Leiden des jungen Werthers gegen Ende, III p. 45: ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuss fallen, Blick = Blitz braucht. Ebenso (Aus m. Leben, sechstes Buch IV p. 81): rings an diesen freien Kreis schlossen sich dichteste Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten = hervorleuchteten, wobei nicht im mindesten an eine Personifikation zu denken ist. Jb. IV, 152 ein kleiner Ort lacht gar anmutig an; IV 155 das Jagdschloss blickt über Berg und Wälder hin. Paul l. c. S. 130 erwähnt die schauernde Stille der Nacht = in welcher uns schauert.

Er gleichet dem Geiste der Luft,
Der niedersteigt vom Saum des Sturms;
Ihm schauert dem Schritte das Meer,
Wie von Woge zu Wog' er springt;
Es flammet sein feuriger Pfad;
Inseln schütteln die hundert Häupter
Umbraust von tobendem Meerschwall (Ossian II 204)

scheint nichts weiter zu bedeuten, als dass die Bäume auf den Inseln ihr Haupt hin und herwiegen. Dass die Wolken sich freuen (III 376, oben p. 56) bedeutet wahrscheinlich nur, dass sie hell sind, wie bei γελάω bemerkt wurde.

Nicht mehr ist deine Gestalt wie sonst das Schrecken der Helden.
Sie gleichet der wässrigen Wolke, wann die Sterne wir hinter ihr sehn
Mit ihren weinenden Augen. (III 485)

Wer hat hier weinende Augen? Die Wolke? Die Gestalt

1) s. Pott in K. Z. II, 110 f.

Digitized by Google

des Helden ist so schemenhaft geworden, wie eine bereits sehr dünne Wolke ist, durch welche man die Sterne hindurchschimmern sieht, welche wie die weinenden Augen der Wolke glänzen. Wenn die Sterne blinken und aufblitzen, so blicken sie auch d. h. sie sind hell. Werden nun hier die Sterne weinende Augen der Wolke genannt, so ist der Ausdruck nicht geschickt; denn man muss erklären: wann die Sterne wir hinter ihr sehen, deren weinende Augen sie sind. Sollten die Sterne Augen haben, nicht selbst Augen sein, so wissen wir uns keinen Rat, die Sache anschaulich oder mythologisch zu erklären.

Stern der sinkenden Nacht
Schön funkelt im Westen dein Licht.
Du hebst dein Strahlenhaupt aus Wolken
Wallst stattlich hin an deinen Höhn.
Warum blickst auf die Ebene du?
Vertobt ist der Stürme Gebraus.
Fernher kommt das Murmeln des Bergstroms;
Den fernen Fels umspielt die Brandung.
Die Abendfliege schweift umher,
Es summt ihr Flug durchs Gefild.
Wonach blickst du schönes Licht?
Doch du lächelst und schwindest hinweg.
Voll Freud' umkreisen dich die Wellen,
Sie baden dein liebliches Haar.
Lebe wohl du schweigender Strahl (III 309 f.).

Auch hier sehe ich nichts von Mythologie, sondern nur von Poesie. Das lächelnde Licht ist das funkelnde Licht und die freudevollen Wellen sind die glänzenden Wellen. Übrigens ist der Ausdruck dieser berühmten Stelle nicht grade glücklich; denn wenn man vom Stern der sinkenden (bei Goethe der dämmernden) Nacht hört, so denkt man an den Abendstern; erst hinterher merkt man, dass die Sonne gemeint ist.

Immerhin ist Ossians Poesie, deren unverfälschten Bestand wir freilich nicht haben, eine Poesie, welche entschieden alter-

Digitized by Google

tümliche Züge hat und sogar der Mythologie noch nicht so ganz entwachsen ist. Aber auch in einigen Stellen des Äschylus scheint mir Poesie ohne Mythologie erklärbar. Prom. 368 *ποταμοὶ πυρὸς δάπτοντες ἀγρίαις γνάθοις*, Feuerflüsse mit wütenden Kinnbacken beissend, Cho. 325 *οὐ δαμάζει πυρὸς μαλερὰ γνάθος*, ib. 280 (in einem angezweifelten Stück) *νόσους σαρκῶν ἐπαμβατῆρας ἀγρίαις γνάθοις*, Agam. 597 *θυηφάγον κοιμῶντες εὐώδη φλόγα*. Äschylus wusste doch nichts von der mythologischen Rede des Rig-Veda, welche den Agni (z. B. 295, 5) mit goldstrahlenden Kiefern ausstattet, mit scharfem Zahn (332, 4), mit doppelten Zahnreihen (430, 3), ihn, der nicht matt wird im Fressen (404, 7) u. s. w. Sondern die eigentlich leidenschaftliche Phantasie des Äschylus gibt uns ein ihr entsprechendes, oft sehr „anschauliches“ Bild; so wenn er Sept. 551 sagt *χεὶρ ὁρᾷ τὸ δράσιμον*; kühner ist schon Sept. 104 *κτύπον δέδορκα*, während Soph. Oed. Col. 138 *φωνῇ γὰρ ὁρῶ* verständlich ist. Herod. I 125 ist *ἀκούειν* = vernehmen Genes. 8, 11, cf. Exod. 20, 18, Lessing, Briefw. mit Eva König p. 514 ein Mädgen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publikums zu machen und was die Augen dieses Einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unsern Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen. Bei Dante Inf. V, 28 schweigt das Licht: io venni in luogo d'ogni luce muto. Lassen wir uns nun bei Ossian vielleicht etwas Zauberdunst gefallen, wie verhalten wir uns gegenüber einem Dichter, welcher in der vollen Mittagsklarheit der Gegenwart vor uns steht, aber uns dennoch ein Märchen erzählt?

Zwei Beispiele seien angeführt; jeder der beiden Dichter wird Anspruch auf den Namen eines Realisten erheben, jeder ist uns durch Zartheit und Tiefe, ja der Engländer durch den zu unerschöpflichem Genuss einladenden Reichtum seiner Gestalten lieb und wert. Nicht also ein träumerischer Deutscher, sondern zwei realistische Ausländer, allerdings von germani-

Digitized by Google

schem Geblüt, vertrauen darauf, unser Ohr mit den Wundern oder Wunderlichkeiten des Märchens zu fesseln. Wenn sie hier das Wort ergreifen, so ist allerdings zu bedauern, dass sie es nicht im Original können.

In Björnsternje Björnson's Novelle Arne (deutsch v. H. Denhardt, Reclam No. 1748) heisst es also S. 3 f.: unmittelbar neben dem Strom stand ein frischer Wald . . . schaute in die Höhe und vor sich hin und konnte weder hierhin noch dorthin kommen. „Was meinst du, wollen wir nicht die Felsenwand bekleiden?“ sagte der Wachholder eines Tags zu der ausländischen Eiche, die ihr (? der Felsenwand? oder ihm, dem Wachholder) näher stand als alles andere. Die Eiche blickte nieder, um nachzusehen, wer da spräche, darauf sah sie wieder in die Höhe und schwieg. Der Bergstrom arbeitete so angestrengt, dass er ganz weiss wurde; der Nordwind hatte sich in die Schlucht hineingedrängt und heulte in den Felsenklüften. Schwerfällig hing die nackte Felsenwand vornüber und fror. „Was meinst du, wollen wir nicht die Felsenwand bekleiden?“ sagte der Wachholder zu der Fichte auf der anderen Seite. „Sollte das Jemand unternehmen, so müssten wir es wol sein,“ entgegnete die Fichte; sie griff sich in den Bart und blickte dann nach der Birke hinüber; „was meinst du dazu?“ Allein die Birke guckte erst bedächtig die Felsenwand vom Fuss bis zur Spitze an; so schwer lag sie über sie geneigt da, dass sie kaum glaubte, atmen zu können. „Lasst sie uns in Gottes Namen bekleiden,“ [1]) sagte die Birke, und nun waren sie ihrer schon drei; so begannen sie denn die Felsenwand zu bekleiden. Der Wachholder ging voran. Als sie eine Strecke Wegs hinaufgelangt waren, trafen sie auf das Haidekraut. Der Wachholder schien an ihm vorbeigehn zu wollen. „Nein, nimm das Haidekraut mit“ sagte die Fichte. Und das Haidekraut begleitete sie. Bald begann der Wachholder aus-

1) wörtlich.

Digitized by Google

zugleiten. „Beisse in mich ein“ sagte das Haidekraut. Der Wachholder tat es, und wo sich nur eine kleine Spalte zeigte, da steckte das Haidekraut einen Finger hinein und wo es erst einen Finger hinein bekommen hatte, da bekam der Wachholder die ganze Hand. Und weiter und immer weiter kamen sie aufwärts, die Fichte schwerfällig hinterher, die Birke gleichfalls. „Es liegt doch ein Segen darin“ [1]) sagte die Birke.

Aber die Felsenwand begann darüber nachzudenken, was das wol für Gewürm sein könnte, welches fort und fort an ihr emporkletterte. Und als sie ein paar Jahrhunderte darüber nachgedacht hatte, sandte sie einen kleinen Bach hinab, um nachzusehn. Es war noch in der Zeit, da das Wasser im Frühling stieg, und das Bächlein plätscherte lustig vorwärts, bis es auf das Haidekraut stiess .... Liebe, liebe Fichte, kannst du mich nicht durchlassen ... küsste der Fichte den Fuss und tat so süss und zärtlich. Die Fichte wurde ganz verschämt und liess es durch .... die Felsenwand sass viele Jahrhunderte da [2]) und dachte nach [3]), ob sie an jenem Tage nicht gelächelt hätte.

Das Haidekraut ärgerte sich so, dass es wieder ganz grün wurde. Der Wachholder ... kratzte sich in den Haaren [4]), machte sich wieder auf den Weg ... die Fichte humpelte eine Strecke auf den Zehen, um sich zu überzeugen, ob sie auch noch ganz wären, hob erst den einen Fuss auf und der war auch unversehrt und dann den andern, der war es gleichfalls und stellte sich endlich wieder auf beide Füsse. Und endlich kam der Tag, wo das Haidekraut das eine Auge über den Rand der Felsenwand zu erheben vermochte ... bald konnte sie (die Fichte) sich auf den Zehen emporheben und hinüberschauen. „Wie reizend!“ Zweige und Nadeln richteten

1) wörtlich: es liegt eine Seelenbusse darin.
2) wörtlich.
3) wörtlich.
4) wörtlich; vgl. v. Ditf. IV p. 19 es kratzt in Kopf der arme Tropf.

Digitized by Google

sich vor Verwunderung in die Höhe. „Was ist das, was alle die Andern sehen und ich nicht?“ sagte die Birke, hob ihr Unterröckchen zierlich auf[1]) und trippelte hinterher . . . „Steht hier nicht ein ganzer Wald von Fichten und Haidekraut und Wachholder und Birken und erwartet uns?“

Gehen wir der Reihe nach, so haben wir zunächst die sich in den Bart greifende Fichte zu erklären. Denn im Deutschen wäre es nicht grade ästhetisch glücklich ein Femininum so auszustatten.[2]) Im Norwegischen jedoch ist es aus zwei Gründen weniger auffallend; denn es gibt dort in der Schriftsprache für masc. und fem. nur einen, angehängten Artikel (n), wodurch beide vom Neutrum unterschieden werden. Die Volkssprache dagegen, höre ich, unterscheidet drei Geschlechter. Also hat der nordische Leser, wenn er furun (oder so ähnlich lautet das Wort) liest, mehr die Empfindung: der Fichtenbaum, als wir, die wir an ein femininum denken. Und der Bart kommt aus der Anschauung. Die Fichtenbäume sind nämlich wie auch anderwärts so in Norwegen oft mit meterlangem Moos bewachsen. Dennoch ist sich in den Bart greifen ein menschliches Symbol des Nachdenkens.

Was soll uns anschaulich gemacht werden? Dass eine Felsenwand von allmählich vordringenden Pflanzen bewachsen wird. Der Verf. und seine Leser wissen sehr gut, dass dies natürlich zugeht. Trotzdem soll der Vorgang belebt und ästhetisch anschaulich gemacht werden. Die Pflanzen bekommen also Empfindung und werden ethisiert, sie sagen „in Gottes Namen“ und „es liegt doch ein Segen darin“. Dem Wachholder ist es sogar nicht zu viel, sich zweimal nach Bundesgenossen beim guten Werke umzusehen, denn da die Felswand nackt ist, so friert sie. Wachholder, Fichte und Birke gehen also vorwärts.

---

1) wörtlich.

2) Kleist spricht allerdings von der graubärtigen Zeit, Herrmannsschlacht II, 5.

Digitized by Google

Das Haidekraut schliesst sich an. So klein es ist, zeigt es sich doch nützlich, es ist besonders dem Wachholder behilflich. Auch die Felsenwand ist nicht bloss frostig; sie beginnt nachzudenken, sie sitzt viele Jahrhunderte da und denkt nach, ob sie an jenem Tage nicht gelächelt hätte. Auf dem rauhen Pfade der Tugend geht es nicht angenehm zu; das Haidekraut ärgert sich grün, der Wachholder kratzt sich (verlegen ärgerlich) in den Haaren. Endlich kann das Haidekraut mit einem Auge über den Rand der Felswand hinübersehen; Zweige und Nadeln der Fichte richten sich vor Freuden in die Höhe und die Birke mit zierlich aufgehobenem Unterröckchen trippelt hinterher.

Wer könnte sich dem Reiz dieses ästhetisch belebten Spieles entziehen? Ja, es dürfte uns nicht verkümmert werden, wenn wir Zergliederer unsrer Freuden werden, wie jener Goethesche Libellenjäger („die Freude“ Grote p. 361). Haben wir aber die sich in den Bart greifende Fichte aus der Anschauung erklären können, so verlässt sie uns doch bei dem in den Haaren kratzenden Wachholder und bei der das Unterröckchen hebenden Birke. Wer den Dichter will verstehen, muss in Dichters Lande gehen, erprobt sich ja oft genug, wenn wir bei Goethe von Wäldern und murmelnden Bächen lesen, aber für unsre beiden noch unerklärten Beispiele hier fänden wir wol auch in Björnsons Lande keinen Aufschluss durch die Augen. Darum lässt sich nur sagen, scheint mir, dass wir hier keine Anschauung vollziehen sollen, sondern dass zwei anschauliche Handlungen lediglich als Symbole der Gefühlserregung benutzt werden. Sich in den Haaren kratzen ist nun einmal ein Zeichen von verlegen ärgerlicher Stimmung: so wird dies Symbol hingesetzt, um uns eine Stimmung des Wachholders anzudeuten. Die Birke andrerseits erhält eine zierlich naive Ausstattung, wenn sie mit aufgehobenem Unterröckchen neugierig sich herandrängt. Kurz, um Gefühl zu erregen, ist auch der Ausdruck gestattet, dessen anschauliche Bedeutung

Digitized by Google

gänzlich bei Seite bleibt, obgleich er scheinbar zur Bildung einer Anschauung auffordert. Anschaulicher scheint dagegen G. Keller von der Birke zu reden, Ges. Ged. p. 39: zierlich schürzt die Birk den Saum an ihrem grünen Seidenkleide.

Wir kommen zu Dickens. Da heisst es (Martin Chuzzlewit, Einleitung, Übersetzung in der Ausgabe von Reclam): Die spärlichen Rasenflecke in den Hecken — wo einige grüne Zweige noch tapfer zusammenhielten und der Tyrannei der Frühfröste und den schneidenden Winden bis zum letzten Augenblick Widerstand leisteten — fassten sich ein Herz und wurden wieder frisch. Der Strom, der den ganzen Tag trübe und dunkel hingerollt, fing heiter zu lächeln an ..... selbst der Wetterhahn auf der Spitze des alten Kirchturms glitzerte von oben lustig herab und teilte die allgemeine Freude ..... Andere Bäume, all ihres Schmuckes beraubt, standen, jeder im Mittelpunkt seines kleinen Haufens von hellgelben Blättern, traurig da und sahen ihrem eigenen, langsamen Verfall zu ... noch andere aber (tapfere Immergrüns) blickten streng und ernst in ihrer Kraft, als hätten sie die Mahnung der Natur auszusprechen, dass es nicht gerade ihre empfindsameren und heiteren Lieblinge sind, denen sie die längste Lebensfrist gestattet .... Das Licht verschwand; die glänzende Kirche wurde kalt und finster; der Strom vergass zu lächeln ... Die welken Blätter, aus ihrer Ruhe aufgestört, eilten hin und her, Schutz und Obdach suchend vor ihrem frostatmenden Verfolger ... Der kräftige Schmied und seine Gesellen führten so mächtige Schläge bei der Arbeit, dass selbst die traurige Nacht sich darob freute und die Glut ihr ins dunkle Antlitz stieg, während sie um Tür und Fenster schwebte und neugierig einem Dutzend Zuschauer über die Achsel guckte. S. 13 die armen, erschrockenen Blätter flogen nur um so rascher davon. . . S. 38 sogar der alte ausgestopfte Fuchs oben auf dem Kleiderschrank hatte nicht einen Funken von Wachsamkeit an sich, denn sein Glasauge war ihm ausgefallen und stehend war er eingeschlafen.

Digitized by Google

Hier kommen wir ja aus, wenn wir an verschiedenen Stellen ein „gleichsam“ hinzudenken. Das heitere Lächeln des Stromes und die Teilnahme des Wetterhahnes bedeuten, dass sie hell werden. Da sie, wenn sie hell sind und funkeln, Freude machen, so wird der übliche Fehlschluss gezogen, sie selbst sind etwas Vergnügtes, gradeso wie die Bäume traurig dastehen, weil ihr herbstlicher Anblick uns traurig macht.

Dass der ausgestopfte Fuchs erst noch einschlafen muss, um seine Wachsamkeit zu verlieren, kann nur die Empfindung des Lesers davon verstärken, dass die Herbstnacht allerlei Äusserungen des Lebens ein Ende macht, sodass, während die Erde in der Dämmerung schwebt, allein die Menschen mit ihren Gefühlen, Bestrebungen und Sorgen übrig bleiben, um den Schauplatz der Handlung zu beleben. Aber die Belebung der Natur, die umherschwebende traurige Nacht, deren Antlitz durch das Feuer der Schmiede dunkel gerötet wird, während sie den Zuschauern neugierig über die Achsel sieht — dies ist nur ein ästhetisches Spiel, welches uns desto mehr Gelegenheit gibt, unser Gefühl zu erregen, je weniger es uns zur Plastik der Anschauung nötigt.

Folgen wir nun einmal dem Meister dichterischer Schilderung, Byron. Corsar I, 2 (übers. v. Adolf Böttger, 3te Ausgabe, 1845, p. 94):

So scholl das Lied vom Eiland der Piraten,
indem sie gastlich einem Feuer nahten;
die grellen Laute schollen Fels entlang —
den rauhen Ohren schienen sie Gesang!
zerstreut in Gruppen auf dem goldnen Sande
spielt, zecht und plänkert mit dem Schwert die Bande,
wählt Waffen aus, verteilt sie dann und schaut
die blutbefleckten, ohne dass ihr graut.
die flicken Bote, fügen Ruder ein,
die schlendern sinnend am Gestad' allein,
und während diese Vögeln Sprenkel stellen,
ziehn jene Netze triefend aus den Wellen,
indess ihr tatendurstig Auge späht,
ob irgendwo ein Segel sich verrät.

Digitized by Google

[Die wörtliche Übersetzung, die mir von kompetenter Seite zugeht, lautet: das war die Weise, die auf der Pirateninsel ums flackernde Wachtfeuer jetzt erschallte; das waren die Töne, welche die Felsen entlang hallten und den Ohren, die nicht weniger rauh, wie Gesang dünkten. In geteilten Gruppen auf dem goldnen Sande spielen, zechen, reden sie, oder wetzen die Klinge, wählen die Waffen aus, zeigen einander die Klingen und sehen unbekümmert das Blut, das deren Glanz trübt. Sie bessern das Boot aus, ergänzen Steuer oder Ruder, während Andere zerstreut den Strand entlang schlendern, dem wilden Vogel geschäftig die Schlinge legen oder das triefende Netz in der Sonne ausbreiten; mit dem durstigen Auge der Unternehmung schauen sie aus, wo ein fernes Segel ihrem Blick erscheine . . . .]

Die Insel (I, 1, Böttger p. 330)

Es war zur Morgenwacht, das Schiffchen fuhr
so leicht und schnitt so sanft die feuchte Flur,
indess die Welle rauschend Furchen schlug
ans Vorderteil, den allgewaltigen Pflug.
Das weite Wasserreich war aufgetan,
rückwärts lag Südens Insel-Ocean.
Die stille Nacht entwich schon allgemach,
das Dunkel gab dem Meeres-Dämmern nach.
tagdurstig ahnend schon des Lichtes Nahn,
schwamm der Delphin hoch oben auf dem Plan.
Die Sterne zogen ihre Strahlen ein,
im Meer erlosch ihr Augenlider-Schein.
Des Segels Weiss blinkt wieder schattenleer,
mit frischem Winde flatterts auf dem Meer,
die Sonne grüsst den Purpur-Ocean,
doch eh' sie naht noch — sei die Tat getan.

[Wörtlich: Die Morgenwache war gekommen. Das Schiff verfolgte seinen Lauf und legte friedlich seinen flüssigen Weg zurück. Die gespaltene Woge spritzte vor ihm auf, in Furchen, welche dieser majestätische Pflug gezogen hatte. Die Wasser mit ihrer Welt lagen vor ihm, hinter ihm so mancher Süd-

Digitized by Google

seeinsel Gestade. Die stille Nacht, nun bunter werdend, fing an zu schwinden und nahm die Finsternis von der scheinenden Flut. Der Delphin, den Tag ahnend, schwamm höher, wie begierig nach dem kommenden Licht. Die Sterne begannen sich vor helleren Strahlen zu verstecken und wendeten ihre Augen von der Tiefe. Das Segel nahm sein bisher überschattetes Weiss wieder an und der Wind wehte frischer daher. Der erglühende Ocean verhiess die kommende Sonne; doch ehe sie hervorbricht — muss eine Tat vollbracht werden.]

Hier wolle nun der Leser, ehe er weiter liest, sowol prüfen, welche anschaulichen Bilder ihm die beiden Strophen erregt haben, als auch eine Vergleichung anstellen, welche der beiden Strophen den Zweck anschaulicher Schilderung besser erreicht. Sollte der Eindruck derselbe sein, wie der nachfolgend beschriebene, so liesse sich vermuten, dass die psychische Wirkung objektiv begründet, nicht subjektiv beliebig ist.

Beim Eiland der Piraten stelle ich mir nichts vor; sie nahen dem Feuer — bleibt ohne Anschauung. Zerstreut in Gruppen auf dem goldnen Sande spielt, zecht und plänkert mit dem Schwert die Bande, wählt Waffen aus, verteilt sie dann und schaut die blutbefleckten, ohne dass ihr graut, geht mir ohne Anschauung hin, ausser dass ich an den dunklen Fleck auf einem Säbel denke. Die flicken Bote, fügen Ruder ein — bleibt leer, wenn nicht die Anschauung eines Botes und des vom Netz herabtriefenden Wassers hervortritt. Das Sprenkelstellen bleibt Wortklang und nur, dass sie gierig aufs Meer hinausblicken, erregt wieder eine Anschauung, dass zwei oder drei auf die See hinaussehen. Aber „die Bande“ bleibt völlig allgemein, nicht individuell, Vorstellung d. h. ein Wort, nicht Anschauung.

Nun die andere Strophe. Ein Segelbot fährt bei schönem Wetter in der Morgendämmerung in die See hinaus, am Vorderteil wird das Wasser auf beiden Seiten etwas in die Höhe gedrängt. Ein Delphin ist dicht unter der Oberfläche zu sehen.

Digitized by Google

Die Strophen sind ungefähr gleich lang. Welche scheint uns nun ihren dichterischen Zweck besser zu erreichen? Welche lesen wir lieber noch einmal? Mir scheint, die zweite. Aber nicht deswegen, weil sie so viel anschaulicher wäre, sondern weil sie uns mehr ästhetische Anstösse gibt. Das weite Wasserreich war aufgetan erregt ein Gefühl jener Erweiterung der Seele (wie ein herkömmlicher Ausdruck lautet), welches wir beim Anblick des grenzenlosen vor unsern Augen zum Horizont aufsteigenden Meeres empfinden. Die Dämmerung und der verschwommene über den Wassern ruhende Duft [1]) haben eine träumerische Kraft; die Sterne entbehren nicht leicht ihrer magischen Gewalt; die Sonne endlich, als Königin des Tages emporsteigend, erscheint unschwer und ungesucht als Symbol der Macht, der Schönheit und der Wahrheit.

Mag nun diese Zergliederung subjektiv oder objektiv scheinen, so dürften doch beide Schilderungen, namentlich die zweite, von uns nicht sowol wegen ihrer Anschaulichkeit, als wegen ihrer das Gefühl ästhetisch erregenden Kraft geschätzt werden. Das Meer an sich ist ein ästhetischer Gegenstand. Dies verfolgen wir an zwei weiteren Beispielen aus Byron. Die Insel II, 1 (Böttger p. 332):

(a) Hold klingt im Lenz der Sang auf Tubonai
sinkt sanft die Sonne zur Korallenbai!
Die Mädchen rufen: kommt zum schattigen Hag
der Insel, kommt und hört der Vögel Schlag.
Die Turteltaube girrt im Forst dazu
den Götterstimmen gleich auf Bolotu;

1) Duft muss eine Gesichts- nicht Geruchswarnehmung bezeichnen bei C. F. Meyer König und Heiliger p. 90, wo ein Brautpaar von Schönheit duftet. Vgl. Goethe II 783 Nausikaá: ein weiter Glanz ruht über Land und Meer und duftend schwebt der Äther ohne Wolken. IV 377 Palermo d. 7. April 1787: welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernten Gegenständen verleiht. Hebel, Allem. Ged. S. 103 hat si der Duft verzoge, p. 162 bis an die duftige Wulke. G. Keller, Ges. Ged. S. 332 duftiggrau die Morgendämmerung, S. 367 der sonnige Duft, Septemberluft, S. 436 bis er in dem blauen Duft verschwindet.

Digitized by Google

wir pflücken Blumen von der Toten Gruft,
wo Krieger schlummern haucht ihr schönster Duft;
lasst uns zur Dämmerung im süssen Traum
den Mond belauschen durch den Tua-Baum,
wehmütig hören wir in süsser Ruh
den Seufzerlauten seiner Zweige zu.
Erklimmen dann den Berg und sehn die Wellen
im eitlen Kampf mit Felsenriesen schwellen,
woran ihr Schaum verspritzt in mächtgen Höhn.
Wie gross ist dieses Glück und ach wie schön,
fern von des Lebens Kampf und herbem Graun
still auf den Streit des Oceans zu schaun.
Und der auch streicht die Mähne manchmal ein
liegt glatt und ruhig in dem Mondenschein.[1])

[Wörtlich: wie schön waren die Gesänge von Tubonai, wenn die Sommersonne in der korallenen Bucht versank. Kommt, lasst uns der Insel weichsten Schatten suchen und dem Liede der Vögel lauschen, sagten die Mädchen. Die Waldtaube wird aus der Tiefe des Forstes girren, wie Stimmen der Götter von Bolotu; lasst uns die Blumen pflücken, die über den Toten wachsen, denn wo die Häupter der Krieger ruhen, blühen sie am schönsten. Lasst uns im Zwielicht sitzen und den süssen Mond durch den Tua-Baum scheinen sehn; das leise Flüstern seiner seufzenden Zweige soll uns wehmütig erfreuen, wenn wir darunter lehnen. Oder lasst uns den Abhang erklimmen und zusehen, wie die Woge vergeblich mit den felsigen Riesen des Meeres ringt, die in Reihen ihren wütenden Schaum zurückschleudern. Wie schön ist das! Wie glücklich sind die, welche von der Arbeit und Unruhe ihres Daseins sich hinwegstehlen, da hinabzuschauen, wo nichts als der Ocean kämpft. Auch er liebt zuweilen die Wasserstille und glättet seine zerzauste Mähne im Mondenschein.]

---

1) Vgl. Chamisso, Idylle aus der Tongasprache, Gedichte, Hempel S. 441. Bastian, Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde, einige Abhandlungen, Berlin 1883 S. 121.

Digitized by Google

Don Juan II, 181 (Böttger p. 526):

(b) Die Küste — ruht,
sowie die Luft; kein Sturm will wühlend heben
den Sand und furchen nicht die blaue Flut,
bis auf die Möve regte sich kein Leben,
Delphine schnalzten nur, wenn voller Mut
an Riff und Bank sich drängten kleine Wellen,
Die kaum benetzten ihres Ufers Stellen.

183: (c) Es war zur Abendkühle, wann entschwindet
die rote Sonne hinterm Bergesblau,
wo sich, so scheints, der Erde Grenze findet,
einschliessend rings den dunklen Gau,
den ferner Berge Halbmond halb umwindet
und halb die tiefe See, so still und rauh,
und drüberhin des Himmels rosiges Reich,
aus dem ein Stern blinkt einem Auge gleich.

188: (d) Sie sind allein, doch nicht wie die im Zimmer,
die abgeschlossen Alles rings vergessen,
das stille Meer, die Bucht im Sternenschimmer,
die Dämmergluten, die schon sichtlich blässen,
der Höhle Tröpfeln und der Sand, dem nimmer
ein Laut entsteigt, lässt sie noch mehr umpressen
als wär' kein Leben mehr im Weltreviere
als ihr's und ganz unsterblich wär' das ihre.

[Wörtlich 181: Die Küste, ich glaube es war dieselbe, die ich eben beschrieb, ja sie war's — lag zu dieser Zeit ruhig, wie der Himmel; der Sand regungslos, die blauen Wogen unbewegt und Alles war stille, ausgenommen, dass ein Seevogel schrie, ein Delphin aufschnellte, eine kleine Woge sich an einem niedrigen Fels oder Brette brach, dass sie aufwallte gegen ein Hindernis, das sie kaum benetzte. 183: Es war die kühle Stunde, wo gerade die runde, rote Sonne hinter dem blauen Hügel versinkt; wo es scheint, als sei die ganze Erde umgrenzt, die beruhigte, dunkle, stille Natur eingeschlossen; halb umgeben vom fernen Kamm der Berge auf einer Seite, auf der andern die tiefe See, still und kühl; der Himmel rosig, mit einem Stern, wie ein Auge darüber hinleuchtend. 188:

Digitized by Google

Sie waren allein, doch nicht wie Jene, welche, in ein Zimmer eingeschlossen, das Alleinsein nennen: der stille Ocean, die sternbestrahlte Bucht, der Dämmerschein, der jeden Augenblick abnahm, der stumme Sand, die Höhlen, die um sie her lagen, machten sie sich an einander drücken, als gäbe es kein Leben unter dem Himmel ausser dem ihren und dieses könnte nie enden.]

Entsteht durch die erste Zeile in a schon gar keine Anschauung in uns, so haben die Worte hold, Lenz, Sang dennoch eine merkliche poetische Kraft. Der schattige Hag, die aus tiefer Waldeinsamkeit hervorgirrende Wildtaube, das Lied der Vögel sind mit Gefühlen verbunden, welche wir gern in uns erstehen lassen; etwas ernster werden wir sodann gestimmt, wenn die Blumen von der Gruft schlummernder Krieger gepflückt werden und geben uns willig dem Klange so gleichmässig wirkender Worte hin, wie Dämmerung, süsser Traum und Mond. Wellenschaum in mächtiger Höhe an Felsen aufspritzend ist mit Gefühlen verbunden, welche durch diese Worte, auch ohne lebendig bewegte Anschauung, in uns wirksam werden. Ist die Seele nun bereits zu tieferer Empfindung gestimmt, so ergreift sie ethisch der Gegensatz zwischen dem herben Kampf des Lebens und dem friedlich glatten im Mondesglanz ruhenden Meere, bei dessen Anblick sie ihre Fittige vom ängstlichen Flattern des Tages zu stiller Versunkenheit des abendlichen Friedens zusammenfaltet.

Indessen möchte es zu weit führen, Zeile für Zeile durchzugehen; nur eine Bemerkung über eine Art Contrast-Wirkung[1]) in b und c sei noch gestattet. Das erste Mal wird, scheint mir, durch Erwähnung des Mövenschreis und den emporschnellenden Delphin, die also die Ruhe unterbrechen, dennoch der Eindruck völliger Stille erhöht, weil, nachdem beides erlebt ist, sie ununterbrochen weiter dauert, das andre Mal

1) Vgl. über Contrast Fechner, Vorschule II 231 f.

unterbricht der aufblinkende Stern die Einförmigkeit, um als Individuum unsere Aufmerksamkeit von der unendlichen Himmelsfläche auf einen Punkt zu lenken, wobei wir denn wol geneigt sind, an den uns oft erfreulichen Glanz des Abendsternes uns zu erinnern. Wir haben Schilderungen vor uns, deren Zweck doch Anschaulichkeit sein muss. Wie ergeht es nun denen, die nie das Meer gesehen haben oder nie so auf dem Meere gefahren sind, dass sie nur Himmel und Wasser sahen? Wenn nämlich die Schilderung anschaulich ist, so müssten die auf ihren Genuss verzichten, welche aus der Erfahrung sich nicht an ähnliche Dinge erinnern. Ein Unterschied findet auch statt. Wer sich mit Freuden oder mit Sehnsucht an die Zeit erinnert, wo er im Anblick des Meeres geschwelgt hat, wird Byron anders geniessen, als Jemand von sonst etwa gleichem ästhetischem Interesse, der das Meer nicht gesehen hat. Aber selbst die, welche das Meer nicht gesehen haben, können durch Byron entzückt werden. Die Anschaulichkeit macht es also nicht. Sondern die an sinnliche Dinge geknüpften und durch sie erregten Empfindungen. Meer und Meer ist ein Unterschied. Hören wir, dass das Meer salzig ist, dass das Meer ²/₃ der Erdoberfläche bedeckt, so hat es eine ganz andere Bedeutung für uns, als wenn wir lesen: das Meer erglänzte weit hinaus.

Eine ausführliche, hierher passende Bemerkung Fechners (Kl. Schr. p. 533f.) dürfte dem Leser willkommen sein, obgleich sie sich zunächst auf Malerei bezieht, erst davon sich auf Dichtung übertragen lässt. „Es sei mir erlaubt, hier kurz einzuschalten, wie ich mir überhaupt die Entstehung unserer landschaftlichen Gefühle denke. Sehe ich in einer Landschaft beispielsweise einen See, so fällt mir alles ein, was ich je auf und an dem See erfahren habe, oder wovon ich lebendig im Bewusstsein trage, dass Andere darauf und daran erfahren haben: das Baden darin, das Schiffen darauf, die kühle Luft am See, das Spiegeln von Sonne, Mond und Bergen darin

Digitized by Google

dass er so gar weit und tief, jetzt glatt und ruhig, dann wieder stürmisch und gefährlich ist; dann fällt mir anderes ein, was auch weit und tief, bald ruhig, bald stürmisch ist, selbst in geistige Gebiete hinein; Gedanken, unzählige, durch lebendigen Wechselverkehr mit dem See früher gezeugt, plätschern darin wie die Fische, singen im Walde wie die Vögel, murmeln im Bache wie die Wellen; jedes lockt lebendig die Seite meines Lebens hervor, die selbst lebendig irgendwie darin eingriff, oder bildlich sich ihm verglich, der Wald, die Jagd, den Schatten, die Kühle, die Frische, das Geheimnis, der Bach, das Wandeln durch Blumen, die Reinheit, die Regsamkeit, den bewusstlosen Trieb, brechend das Himmlische, sich brechend am Irdischen. Ich sage das fällt mir alles ein; nein, es will mir einfallen; alle Gedanken wollen zugleich hervor; einer drängt den andern, es kommt zu keinem, wenn ich ihm nicht selbst helfe, nicht selbst plätschere, singe, murmele; aber dieser gemeinsame Drang einer gewissen Gruppe von Gedanken, in der noch keiner oder nur immer einer auf einmal zum bestimmten Bewusstsein kommt, ist nun das Gefühl, was die Landschaft weckt, schon ihren einzelnen Elementen nach, noch reicher in ihrer Totalität; anders bei Jedem, nach Massgabe als Jedes Leben und Sinn ihn anders in Berührung gebracht mit diesen Elementen. Denn das Gefühl, was wir heute dabei haben, ist nur das in eins gefasste aller der Gefühle, die wir durch lebendigen Umgang, bewusste oder unbewusste Vergleiche je einzeln daraus geschöpft haben ..... und eben deshalb, weil jedes solcher Gefühle unsägliches Sagbare auf einmal in sich enthält, im Grunde nur die aus Allem zusammengeflossene Resultante ist, ist es selber unsagbar ... ein Gedanke quillt nach dem andern daraus hervor, gelockt teils durch den vorhergehenden, an dem er hing, teils gezogen durch unsere leitenden Grundgedanken; aber nicht die einzelnen Gedanken bilden das Gefühl .... sondern das Ei, was sie alle im Gemüt zusammenfasst, unentwickelt und dennoch mit der Triebkraft zur Entwicklung ihrer aller"; u. s. w. Vgl.

Digitized by Google

dazu Fechner, Vorsch. d. Ästhet. I 93 f. 111 f. Sogar ohne besondern Gefühlszusatz ist weiss zweierlei, ob ich sage der Schnee ist weiss oder die Milch ist weiss, ob ich sage das Haus steht, oder ob ich sage das steht im Buche. So erfahren auch solche Dinge wie das Meer in der Seele ein verschiedenes Schicksal je nach der Verschiedenheit der Verbindung in den angeführten Sätzen. Der Kenner des Meeres geniesst Byron anders als der Nichtkenner; wenn aber auch dieser gern der Schilderung des Dichters folgt, so muss in der Verbindung der Worte, in den Beiwörtern, in der Form des Ganzen ein ästhetischer Reiz liegen, selbst wenn die Anschaulichkeit nur mangelhaft zu erreichen ist.

Wirkung und Plastik sind nicht untrennbar verbunden. Auch wird Plastik nicht durch Schilderung bis ins einzelste hinein erreicht. Wenig Worte können sie schaffen, viel Worte können sie vernichten. In Dickens' Copperfield lesen wir z. B. dass nach der Flucht der kleinen Emilie der treffliche Mr. Peggotty sehr erschüttert war, „er hatte sich den Rock aufgerissen, das Haar flog ihm wirr um den Kopf, die Lippen waren fahl und Blut, das ihm aus dem Munde geströmt war, floss in einzelnen Tropfen vorn über den Rock (II Kap. 15). Endlich wagte ich seine Hand zu nehmen und ihn zu bitten, er möchte sich fassen. Danke, Sir, danke, sagte er mechanisch, rührte sich aber nicht“. Dies ist plastisch. In Märchen finden wir oft eine meisterhafte Plastik mit sehr einfachen Mitteln erreicht und sicherlich trägt dies ausser dem Inhalt wesentlich dazu bei, dass Gross und Klein so gern Märchen liest. Man lese sich z. B. das Märchen von Sneewittchen durch. „Sie klopfte an, Sneewittchen steckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach, ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mirs verboten. Mir auch recht, antwortete die Bäuerin, meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken. Nein, sprach Sneewittchen, ich darfs nicht annehmen. Fürchtest du dich vor Gift? sprach die Alte;

Digitized by Google

siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iss du, den weissen will ich essen. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, dass der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an und als es sah, dass die Bäuerin davon ass, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder". Vorausgesetzt, dass dies plastisch ist, worin mag es liegen? Mir scheint, dass wir bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, an die Analogie musikalischer und architektonischer Massverhältnisse erinnert werden. Die allgemeine Forderung nämlich, dem Geiste nicht zu viel zuzumuten, verengert sich für unsere musikalischen und architektonischen Warnehmungen und Bedürfnisse dahin, dass wahrscheinlich von allen ausser der Symmetrie möglichen Proportionen diejenigen am wirksamsten sind, welche eine messende Zusammenfassung begünstigen (s. Wundt, Physiol. Psych. erste Aufl. p. 697). So begreift sich, dass es dem Ohre angenehm ist, Töne zu hören, deren Schwingungen sich verhalten wie 1 : 2, 2 : 3, 3 : 4, 4 : 5, 5 : 6, 5 : 8, 3 : 5, 8 : 9, 9 : 10, 15 : 16 statt wie 17 : 64, 13 : 21 u. s. w.[1]) Eine Säule muss die vierfache Höhe des Durchmessers erreichen, wenn sie nicht plump und gedrückt aussehen soll. Übersteigt sie aber die zehnfache Höhe des Durchmessers, so erscheint sie zu schlank und dünn. Versuchen wir dies auf unser Märchen anzuwenden, so dürfte ein Analogon der messenden Zusammenfassung darin zu suchen sein, dass unser Schauplatz eng und dass er nur von zwei Personen belebt ist. Nur eine Haupthandlung wird uns vorgeführt: ein Apfel wird angeboten; ein Apfel. Der ist sehr schön, rot und weiss. Er wird in die beiden Hälften geteilt. Sneewittchen greift nach der roten Hälfte. Dazu kommt dann

1) Wundt, Physiol. Psych. p. 501, 520 f. Helmholtz, Tonempfindungen (dritte Aufl.) p. 358 f.

Digitized by Google

der seelische Gegensatz der beiden handelnden Personen. Das Kind naiv, unschuldig, kindlich, leichtgläubig, die Alte tückisch, verschlagen, boshaft, mörderisch. Unverlierbare Anschauung unserer Äthetik wird es ja doch sein, dass die Wirksamkeit der höheren ästhetischen Vorstellungen überall auf der Erweckung sittlicher und religiöser Begriffe beruht (Wundt ib. p. 702, Lotze, Gesch. d. Ästhet. in Deutschland p. 262f. 406f.).

Dagegen bei Byron ist der Schauplatz weit, die Personen zahlreich (die Bande) und nicht mit individuellen Zügen ausgestattet, ihre Handlungen mannichfaltig, sie selbst nicht in schroffer Verschiedenheit sittlicher Gegensätze nebeneinander aufragend.

In einem Falle scheinen sogar die Griechen der Gefahr unvollziehbarer Anschauungen nicht entgangen zu sein und dies in einem Stück, das für uns grade einen nicht abzuleugnenden Zauber besitzt, bei Schilderung von Verhältnissen, welche freilich reiner Gegenstand der Phantasie sind. Sie, die lebensfrohen, lassen den Odysseus ins Reich des Todes hinabsteigen und was er uns berichtet, hat seinen düsteren Reiz, erregt unser Gefühl, setzt aber unser Anschauungsvermögen in Verlegenheit, zumal wir allerlei Einzelheiten erfahren, statt jener allgemeineren Andeutungen einer entsprechenden semitischen Scene in der Höllenfahrt der Istar. Der plastische Trieb der Griechen konnte sich nicht enthalten, den Versuch der Anschaulichkeit zu machen, wir dagegen glauben anschauliche Widersprüche in den Zügen jener Bilder zu finden, Züge, die zu entfernen man freilich mit den üblichen Mitteln der Kritik bemüht gewesen ist.

Vorauszuschicken ist, dass Kirchhoff (Die Composition der Odyssee, Berlin 1869 p. 90f.) die Verse 104—120 (Od. XI) einen elenden Cento nennt, dass er 330—384 ausscheidet und 565 bis 627 für einen Zusatz des Bearbeiters hält[1]). Dass, während

1) Genaueres in der zweiten Ausgabe seiner Odyssee; da ist V. 12

das Schiff auf dem Okeanos nach Westen steuert, V. 12 alle Pfade dunkel werden, konnten die Seefahrer nicht merken: aber dies mag als ein, freilich formelhafter, Zusatz des Dichters hingehen. Während jene auf dem Meere sind, war es so auf dem Lande. Endlich gelangen sie ans Ziel. Da herrscht Kimmerisches Dunkel; niemals scheint die Sonne, sondern traurige Nacht ist über die Sterblichen ausgespannt. Trotzdem werden eine Menge Dinge getan, in dieser Nacht, als könnte man ganz gut sehen. Denn es wird nicht irgendwie der Schwierigkeiten Erwähnung getan, in der Finsternis mit dem Schiffe zu landen, die Schafe herauszuschaffen, eine Grube mit dem Schwerte zu graben, die eine Elle lang und breit ist. Darauf wird denn die Spende für alle Toten ausgegossen von Honig, Milch, Wein, Wasser und Mehl. Die Schafe werden geschlachtet und ihr Blut fliesst in die Grube.

Alsdann kommen die Seelen. Wie sehen sie aus? Ja, da wird die Anschauung des körperlichen Lebens zu Hilfe genommen. Viele zeigen Wunden von Lanzen, sie tragen eine blutbesudelte Rüstung (V. 40) und sie schreien θεσπεσίῃ ἰαχῇ mit erstaunlichem Geschrei, wie denn auch V. 391 Agamemnons Schatten laut aufweint [1]), wie V. 59 Elpenors Schatten aufseufzt. Einen weiteren Beitrag zum Aussehen der Schatten geben die Verse 219f:

> Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden,
> Sondern die grosse Gewalt der brennenden Flamme verzehrt dies
> Alles, sobald aus dem weissen Gebein das Leben hinwegfloh.

Mag also V. 605 und 633 [2]) dem spätern Bearbeiter angehören, so brachte er keine fremdartige Anschauung hinzu wenn er sagt:

(als nicht ursprünglich) klein gedruckt; ebenso 51—83, 104—113, 565—627, 636—640. Dazu p. 224 f. die Erläuterungen.

1) Uhlands „Geisterlaute“ stehen also nicht ohne Analogie, aber ohne gute Analogie.

2) In der zweiten Aufl. der Odyssee ist 628—635 gross gedruckt.

Digitized by Google

αμφὶ δέ μιν κλαγγὴ νεκύων ἦν οἰωνῶν ὥς und
ἀλλὰ πρὶν ἐπὶ ἔθνε 'αγείρετο μυρία νεκρῶν
ἠχῇ θεσπεσίῃ·

Tiresias' Schatten wandelt daher V. 91 mit goldenem Scepter; daran schliesst sich die Vorstellung von Herakles bei dem späteren Bearbeiter; dessen Bild *εἴδωλον* (602) ist im Hades zu sehen; er selbst ist bei den Göttern und geniesst der Hebe. Um ihn herum ist das Geräusch der Toten wie von Vögeln, er selbst aber gleicht der düsteren Nacht, hält den Bogen entblösst, den Pfeil auf der Sehne, mit schrecklichem Blick sich umschauend, um die Brust hat er das goldene Wehrgehenk, auf dem wunderbare Kunstwerke zu sehen sind, wilde Bären und Eber, Löwen mit wildem Blick, Schlacht, Mord und Männervertilgung. Tantalos (588 f.) wird in allen Einzelheiten seiner bekannten Qual gesehen, Orion (571 f.) wird gesehen, wie er, mit der Keule in den Händen, das Wild jagt. Ja auch, dass die Geier die Leber des Tityos fressen, wird wargenommen.

Obgleich die Schatten nur Schatten sind, so wollen sie doch gern Blut trinken und trinken es zum Teil wirklich, wie Tiresias V. 98, wie Antikleia, des Odysseus Mutter, V. 153. Diese sinnlichen Vorgänge und Attribute können wir mit der Vorstellung von „Schatten" nicht gut vereinigen. Daher haben denn auch die Philologen mancherlei ausscheiden oder umstellen wollen. Der treffliche Kayser wollte V. 38—43 für unecht angesehen wissen, auch deswegen, weil die *εἴδωλα* bei ihrer unkörperlichen Natur weder mit Wunden noch mit Waffen erscheinen können. Bergk und Nauck wollen die Verse hinter 632 setzen, Kirchhoff dagegen weist die Gründe für ihre Verwerfung als nicht genügend zurück. Ja, das goldene Scepter, sagt ein anderer, sei nur als Schattenbild zu denken. Aber wir hören ja doch sonst nur davon, dass die Menschen zu Schatten werden, nicht auch noch allerlei Dinge, mit denen sie ausgestattet sind. So liest sich die Darstellung des Herakles, seines Waffenschmucks, wieder so, dass man an das Zurück-

Digitized by Google

treten der Reflexion, das Vorherrschen des Gedächtnisses erinnert wird. Denn die Ausschmückung von Waffenstücken mit Kriegs- und Jagddarstellungen war dem Griechen wahrscheinlich ganz geläufig.

Mögen nun aber schliesslich manche Verse jung sein, manche an andere Stellen gehören, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass überhaupt Dichter uns Anschauungen geschildert haben, die wir nicht mit vollziehen können. Um eine gewisse Wirkung zu erreichen, schien ihnen das notwendig und es mag sein, dass auch wir oft genug diesen „buntfarbigen Fabelteppich“ wie Platen sagt, vor uns aufgerollt sehen, ohne seiner Zeichnung im einzelnen mit kritischer Aufmerksamkeit näher zu treten. Wie denn auch dunkel genug jene mystagogische Anweisung klingt (Faust II, 1, finstere Gallerie): wohin der Weg? Kein Weg! Ins Unbetretene, nicht zu Betretende; ein Weg ins Unerbetene, nicht zu Erbittende. Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören, den du thust, nichts Festes finden, wenn du ruhst.

Sind wir nun den Seitenpfad, der uns zur Betrachtung der poetischen Schilderung und der Anschaulichkeit führte, zu Ende gegangen, indem wir die Überzeugung mitnehmen, dass Gefühlserregung der Hauptzweck der Darstellung ist, so gelangen wir wieder auf den Hauptweg, wenn wir uns der Frage zuwenden, in welchem Verhältnis die Gefühlsdarstellung zum Princip des kleinsten Kraftmasses steht. Wie macht es der Erzähler, wenn er mit dem geringsten Aufwande von Redekraft unser Gefühl möglichst lebhaft erregen will? Welche Folge hat die Wahl seiner Mittel für die Geschichte der Sprache und wie ist seine Wahl zu erklären? Ja, wenn er in Übertreibung verfällt — wie lässt sich dies mit dem Princip des kleinsten Kraftmasses vereinigen? Ist Übertreibung ein wirklicher Verstoss gegen dieses Gesetz, oder zeigt sie sich, obwol Übertreibung, dennoch als kleinstes Kraftmass der Darstellung; woher endlich kommt jenes herkömmliche Übertreiben, wenn

Digitized by Google

wir es antreffen sollten. Ist es „Redefigur“? Oder ist es uns so natürlich, dass wir es beim Dichter und Erzähler kaum noch besonders bemerken, sondern verständlich und verständig finden? Denn Niemand hört, als was er weiss, Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann (Goethe V 583).

Die einzelnen Züge der Darstellung, welche hier in Betracht kommen, sind, so viel ich sehe, die Vergleichung und die Übertreibung; letztere scheidet sich in Pleonasmus (s. oben p. 180) und Hyperbel. Wie eng sie zusammengehören zeigt sich darin, dass eben viele Vergleichungen Übertreibungen sind.

Gerber (Sprache als Kunst II [2] p. 107) teilt die Gleichnisse in ästhetische und rhetorische. Erstere begnügen sich, ein Gesagtes mit den Zügen eines analogen Bildes noch einmal farbiger vor Augen zu stellen. Die andern wirken durch Steigerung des Ausdrucks, welche solches Verweilen bei einem einzelnen Punkt der Rede hervorbringt, auf Stimmung und Affekt. Es kann (p. 110) endlich die Wirkung rein darauf gehen, das Verständnis aufzuhellen und das Bild ist dann weniger von der Phantasie gewählt, als hervorgegangen aus einem Wissen, einer Beobachtung. Gerber meint also, Gleichnisse wollen hauptsächlich Stimmung machen. Mir scheint jedoch ihr Ursprung vielmehr in dem Bedürfnis der Aufklärung und Verdeutlichung zu suchen; Stimmung machen ist das spätere. Eine bekannte Anschauung wird zur Verdeutlichung herangezogen ohne ästhetischen Zweck, nur aus Nützlichkeitsrücksichten: dies ist im Sinne der gewöhnlichen prosaischen Rede. So sagt z. B. Gaudy vortrefflich, mein Herz war voll wie ein Ei. Glaubt man, dass eine Apperception nicht glücken könnte, so wird als kürzester Weg, zum Verständnis zu führen, ein Bild benutzt. Uns kümmert hier die Einteilung der Gleichnisse nicht, doch ist mit Bezug auf das Folgende zu sagen, dass sie sich z. B. dadurch unterscheiden, dass sie entweder die Erfahrung als Hilfe benutzen oder, was merk-

Digitized by Google

würdiger ist, sich nicht auf die Erfahrung berufen können mit dem, was sie zur Verdeutlichung anführen.

Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden (Wallenst. T. IV, 12) ist nicht aus der Erfahrung. Denn wir wissen nicht, wie himmelschön ist. Vielmehr soll, wenn dies möglich ist, unsre Phantasie angeregt werden, sich die Schönheit entsprechend dem himmlischen Attribut auszumalen. Die Jungfrau steht vor den Augen des Jünglings wie ein Gebild aus Himmelshöhn — dann verlässt uns unsere Erfahrung. Die Nacht ist köstlich, wie eines selgen Gottes Traum (oben 93): dann wissen wir es also nicht. Die Schornsteine strecken wie Geister verwundert die langen weissen Hälse aus der verwilderten Einsamkeit (oben p. 97): wir wissen nicht, wie Geister aussehen. Julia, das schöne Kind, war schön wie die lieben Engel sind — wie also? Virgo sole clarior — wie hell also? Goethe (Wilh. Meisters Lehrjahre VIII, 3): Mignon im langen weissen Frauengewande teils mit lockigen, teils aufgebundenen reichen braunen Haaren sass, hatte Felix auf dem Schosse und drückte ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus, wie ein abgeschiedener Geist und der Knabe wie das Leben selbst, es schien als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Schiller (Tell, Anfang): da hört er ein Klingen, wie Flöten so süss, wie Stimmen der Engel im Paradies. Lassen wir ungefragt, ob denn Flöten so süss klingen [1]), so ist wiederum „wie Stimmen der Engel im Paradies" keine Anschauung.

Jene Vergleichungen sind freilich aus der literarischen Erfahrung entlehnt, aber nicht aus der wirklichen. Sie lehren, dass auf die angegebene Weise die Dichter am kürzesten zum Ziele zu gelangen glaubten. Um den hohen Grad der Schönheit oder Schauerlichkeit am besten zu erreichen, nehmen sie diese Vergleichungen vor. Also gemäss dem Princip des kleinsten Kraftmasses greifen sie zu Typen der Überlieferung,

1) Bürger, Gedichte p. 42 Hemp. und ihre Stimme tönt so süss, wie König Friedrichs Flöte.

Digitized by Google

welche einen starken Gefühlswert besitzen. Sie machen uns etwas deutlich, obgleich sie sich nicht an die Erfahrung wenden. Sie geben uns, zum Zweck der Verdeutlichung, eigentlich ein Rätsel auf. Kann unsere Phantasie es lösen, so haben wir den Dichter verstanden. Mit der Vorführung der im Paradies singenden Engel ist zugleich eine Grenze gesetzt, über die hinaus unser Geist vorzudringen unfähig ist. Es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten — genauer, als wenn ein himmlisches und irdisches Wesen sich umarmten; aber mit Himmel und Erde ist nun auch Alles gesagt, sodass wir uns nicht weiter umsehen können.

Hierher scheinen mir auch viele Beispiele von Farben-Attributen zu gehören (oben p. 103 f.). Golden ist ein Typus des Wertvollen. Was schön, herrlich, wertvoll ist, wird also am kürzesten, mit dem kleinsten Aufwande von Kraft, durch golden bezeichnet: die Nike, die Muse, die Nereiden sind golden. Nicht in unserer Anschauung, sondern in der Schätzung unseres Gefühls. Sollten sie also plastisch dargestellt werden, so würden sie nicht aus Gold gemacht werden können.

Obgleich ähnlich, so liegt die Sache doch etwas anders bei caerulus. Denn hier haben wir eine tatsächliche, anschauliche Verknüpfung. Wenn das Meer bläulich ist, so kann manches, was unter seiner Oberfläche ist, bläulich schimmern, obgleich eine rote Koralle rot aussieht. Was hier an das Princip des kleinsten Kraftmasses erinnert, ist dies, dass Gegenstände, welche zum Meere gehören, am einfachsten dadurch characterisiert werden, dass sie dasselbe Attribut erhalten, wie das Meer. Caerulus ist so mächtig in der Seele, dass es seine Herrschaft ausdehnt, als ob sogar (wie oben beim blassen Neid) wieder eine Art von Fehlschluss vorläge: das Meer ist bläulich; die Götter gehören zum Meer, also sind die Götter bläulich. Hier erhebt sich die Frage, wie die uns erhaltenen Reste antiker Malerei mit der Dichtersprache übereinstimmen. Sind

Digitized by Google

die Götter, Pferde und Wagen bläulich gemalt, die Haare der preislichen Nereiden bläulich oder grün? Bis ich widerlegt werde, behaupte ich, dass die Malerei nicht mit der Poesie stimmt, dass die Götter u. s. w. nicht so gemalt wurden, wie sie gesprochen wurden, dass auch der verschlagene Meergreis Proteus wie jeder andere Greis gemalt wurde, soweit es sich nur um seinen Körper handelte. Konsequent ist übrigens Wieland, wie die Alten, denn er gibt der Aurora (A. u. Cephalus, Hempel XI, 56) rosenfarbne Stuten und (XI, 72) Rosenhaar. Arethusas caeruleae guttae (oben p. 113) jedoch zeigen wieder jenes Zurücktreten der Reflexion zu Gunsten des Gedächtnisses; sie wird ein Quell, der Quell ist herkömmlich caerulus, also muss der ihr ausbrechende Schweiss caerulus sein.

Wir wenden uns zu den Übertreibungen, zu Pleonasmus und Hyperbel (Gerber, Sprache als Kunst I² p. 437 f. 451. II² p. 258. 263 f. Gotfr. Hermann Viger. p. 869 f. Opusc. IV p. 284 sq. Otto Willmann, de figuris grammaticis, dissert. Berlin 1862, p. 21, 26). Mit Bezug auf den Pleonasmus bemerkt Gerber eine Verschiedenheit antiker und moderner Ausdrucksweise. „Wir suchen Zeit zu sparen und am besten redet uns, wer den Sinn mit Aufwendung der wenigsten Sprachmittel am schärfsten bezeichnet; die Alten legten Gewicht auf das phonetische Element an sich und eine gewisse musikalische Fülle liess ihr Ohr gern verweilen, wo unser Verstand ungeduldig wird.“ Dies ist wol richtig. Nur müssen wir dann fragen: haben wir keine Pleonasmen? Ist für die Rede der Alten das Princip des kleinsten Kraftmasses nicht bestimmend?

Ist es nur Princip der Arbeit, also auch des Denkens, oder auch Princip der Natur bei organischen und unorganischen Vorgängen?

Wir wissen wol, dass bei mechanischen Vorgängen in der Natur keine Kraftverschwendung festzustellen ist. Sondern

Digitized by Google

Ursache und Wirkung stehen in dem logisch sauberen Verhältnis, dass der Zweck durch das passende, also auch nicht verschwenderische, Mittel erreicht wird. Anders erscheint uns dagegen z. B. der Vorgang der Fortpflanzung. Wir wissen, dass dabei, nach unseren Begriffen, eine ungeheure Verschwendung getrieben wird. Millionen von Samenkörnern gehen ihrer Fähigkeit, neues Leben zu entwickeln, verlustig. Der verschwenderisch reiche Saatwurf der Natur wiederholt sich Jahr aus Jahr ein und ein grosser Teil der Erzeugnisse des Wachstums löst sich wieder auf, ohne dass wir im Stande sind, einen messbaren Nutzen ihres Werdens und Vergehens festzustellen. Fortpflanzung von Menschen und Tieren geschieht nicht nach einem von uns zu billigenden System der Sparsamkeit; sondern während ein mikroskopisches Teilchen hinreichen würde, um zum Wunder eines neuen Lebens sich zu entfalten, gehen unzählbare andere Teilchen nutzlos verloren. Uns bleibt nur übrig zu gestehen, dass wahrscheinlich die Sache nicht anders geht und dass sie deswegen so ist, weil sie so sein muss. Wenn also Fortpflanzung angesehen wird als Folge von Nahrungs-Überschuss oder einer ihn nachäffenden pathologischen Verfassung des Leibes, wenn die Ausscheidung des wirklichen oder vermeintlichen Nahrungs-Überschusses eine Notwendigkeit ist, ja der Brennpunkt des Willens zum Leben (wie Schopenhauer sagte), so können wir, was uns dabei übertrieben erscheint, dennoch als notwendig uns vorstellen. Ausserdem werden wir wahrscheinlich finden, dass Fortpflanzung, wie nun einmal unsre planetarischen Verhältnisse sind, sehr viel schwieriger vor sich gehen würde, wenn die Natur dabei mit mikroskopischer Genauigkeit verfahren wollte. Neigt man sich dieser Meinung zu, so muss man auch schliessen, dass die Natur trotz des anscheinenden Gegenteils nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses verfährt.

Die Umwege geschichtlicher Entwickelung finden wir so dunkel und traurig, wir werden stetig vor den Rätseln der

Digitized by Google

Menschenwelt ratlos — rechtfertigen können wir die Einrichtung der Welt nicht; trotzdem denken wir, es muss so sein, anders würde es nicht gehen. Also muss auch die menschliche Arbeit vermutlich nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses verlaufen und als Teil der Arbeit die Sprache. Hiermit ist jedoch zugleich das Geständnis abgelegt, dass es wol nicht möglich ist, das Princip überall bündig zu erweisen [1], wenn es auch oft genug mit unverkennbarer Deutlichkeit sich betätigt. Vielmehr werden wir an das Analogon der Fortpflanzung uns oft erinnert finden; ein Nahrungsüberschuss oder eine Nachäffung desselben ist da, er wird ausgeschieden, im Übermass, während ein Weniges ausreichend gewesen wäre, den gewünschten Erfolg zu erreichen. Für den Erfolg ausreichend, nicht ausreichend für den, welcher ihn anstrebt. Der Mensch nämlich, welcher sich als Redner oder sonst eröffnet, will nicht nur die Wirkung, sondern auch die Wirkung auf seine Weise, sodass die Art, sie hervorzubringen, ihn befriedigt. Seine Arbeit und Leistung selbst soll sein Gefühl befriedigen, der Erfolg soll hinzukommen. Darum dürfen wir nicht erstaunt sein, dass z. B. so viel Worte zu viel gemacht werden. Die trostlose Länge vieler parlamentarischer Reden etwa muss im Hörer oder Leser von Rechtswegen keinen Abscheu erregen, sondern die stoische Erkenntnis, dass die Redner den Erfolg auf ihre Weise suchen, dass uns das zwar nicht immer nach einem vernünftigen Grundsatz der Sparsamkeit zu geschehen pflegt, dass es aber anderwärts nach dieser Analogie auch hergeht, dass es so sein muss. Für den objektiven Erfolg ist die rednerische Eröffnung des Busens zu reichlich, für den subjektiven Erfolg, müssen wir schliessen, ist sie nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses geschehen. Wobei denn die Redner nicht ungünstig beurteilt werden, da man ihnen zutraut, dass sie noch viel, viel längere Reden hätten

1) Vgl. unten.

Digitized by Google

halten können, wenn sie nicht das den Redequell ausführende Rohr nach einem gewissen Erguss weise geschlossen hätten.

Die Frage, ob es Pleonasmen gibt, muss bejaht werden. Nicht nur in jenen paar Beispielen aus griechischen Dichtern (oben S. 180), auch in unserem Deutsch treten sie uns entgegen. Das Princip des kleinsten Kraftmasses war für die Alten auch giltig, so nämlich, dass zur Erreichung eines Erfolgs durch eine sprachliche Mitteilung weniger Worte auch genügt haben würden, dass aber das Gefühl des Redenden sich nicht auf andere Weise hätte genug tun können. Zudem hat die Form der Rede immer einigen, wenn auch schwer zu bestimmenden, Einfluss auf das Gemüt des Hörers, sodass es nicht gleichgiltig ist, ob man mit oder ohne Pleonasmus redet. Wir scheinen (wie Gerber bemerkt) dem Pleonasmus aber entschieden abgeneigter.

Sehen wir uns nun bei einem ebenso gelehrten wie feinsinnigen Kenner als W. Wackernagel (Poetik, Rhetorik und Stilistik ed. Sieber, 1873) nach einer Auswahl von pleonastischen Wendungen um, so ist die Ausbeute leider dürftig. Er zählt nämlich unter den Unangemessenheiten des Stils des Verstandes (opp. Stil der Einbildung) an siebenter Stelle p. 344 einige Beispiele auf davon, dass man einen Begriff, der schon in einem andern enthalten ist, noch für sich besonders bezeichnet: alter Greis, armer Bettler, tapferer Held, noch einmal wiederholen, ich beschränke mich nur darauf, nicht länger mehr, weiter fortfahren, etwas gewöhnlich zu tun pflegen, vollfüllen, loslösen. Aus Platen „Der Väter sonstgen Ruhm". Eine solche Häufung störe die Deutlichkeit, indem sie ermüde, und äffe den Verstand, der mit jedem neuen Worte auch einen neuen Begriff erwarte und dafür mit dem neuen Worte auf den alten Fleck zurückgeschoben werde. Als Tautologien nennt er: nur wenigen gelingt es, sich die allgemeine Achtung und Liebe aller Menschen zu erwerben; einzig und allein, sintemal und alldieweil, einander gegenseitig, nur allein, be-

Digitized by Google

reits schon, wieder zurück, aus Platen [1]): wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst. Als neunter Fehler erscheint die Anhäufung von Synonymen z. B. der wahre, echte und aufrichtige Verehrer der Religion.

Für den Stil der Einbildung (p. 369 f.) ist die Anschaulichkeit nach W. zwar das charakteristische und wesentliche, aber keineswegs das einzige und ausschliessliche Erfordernis; der Poesie komme es vor allem (371) auf sinnliche Fasslichkeit an. Wenn man mit vielen unsrer Dichter Ausdrücke wie Degen und Recke wieder auffrischt, so sei damit nicht viel gewonnen, da die Gegenwart mit diesen Worten entweder gar keine Anschauung verbindet oder eine falsche.

Als eins der ältesten Beispiele von Hyperbel führt W (p. 401) einen Eber aus der Sanktgallischen Rhetorik an, der Füsse hat einem Fuder an Grösse gleich, Borsten so hoch wie Forsten und Zähne zwölf Ellen lang. Eine gewöhnliche Hyperbel ist es auch, wenn wir statt ich den plur. maiest. wir gebrauchen und wenn wir eine einzelne Person mit Ihr, Sie anreden. Über Wiederholung des Gleichen s. p. 418 f, über den Refrain p. 422, Anaphora und Epiphora p. 425, Epanalepsis p. 426, Echo p. 429, Alliteration p. 438 f.

Zu viel Worte machen ist aber noch wesentlich verschieden von wirklicher Übertreibung; diese kann, da es ihr nicht auf die Menge der Worte ankommt, mit einem einzigen ihren Zweck erreichen. Der Pleonasmus wirkt durch die Menge, die eigentliche Übertreibung durch den Grad.

Die Alten geben als Kennzeichen der Hyperbel den Verstoss gegen die Wahrheit an; *ὑπ. ἐστὶ φράσις ὑπεραίρουσα τὴν ἀλήθειαν αὐξήσεως ἢ μειώσεως χάριν*; Superlatio est oratio superans veritatem alicuius augendi minuendive causa; monere satis est mentiri hyperbolen, nec ita ut mendacio fallere velit; est autem hyperbole in usu vulgo quoque et inter ineruditos

---

1) W. liebt Platen offenbar nicht, p. 21.

et apud rusticos, videlicet quia natura est omnibus augendi res vel minuendi cupiditas insita nec quisquam vero contentus est. Ist nun die Hyperbel eine oratio supra quam credi volumus excedens, so dürfte die Frage gestattet sein, warum wir so reden, wenn wir doch nicht haben wollen, dass uns geglaubt wird. Wenn wir nun auch die Hyperbeln in formelhaft-überlieferte und persönlich-selbständige einteilen, so verschieben wir die Notwendigkeit, die ersteren zu erklären, nur auf eine frühere Zeit.

Wir nehmen unsern Ausgang von der Umgangssprache. Gerber (l. c. II p. 263) führt an: es dauert keinen Augenblick, eine Ewigkeit; er hört das Gras wachsen (darüber oben p. 154); vor Freude aus der Haut fahren. Noch einfachere Beispiele, ein Mittelding zwischen Pleonasmus und Hyperbel, sind: ganz allein, nimmermehr [1]), der allererste, immer und ewig, der allerletzte, die erhabenen Gesinnungen der alleroberstcn Behörden (Goethe, Annalen, Werke in XV Bänden, XI, 294). Meine Füsse sind eiskalt. Statt Erinnerung sagt man Rückerinnerung, Bürger Ged. S. 257; statt bessern, aufbessern, statt mindern herabmindern, wobei die Analogie von herabsetzen wirksam ist; statt leugnen, ableugnen, wie im Lateinischen abnegare Lucan. Phars. 3, 263. Im Griechischen haben wir einen Superlativ wie *πρώτιστος* [2]), nicht nur bei Homer, sondern auch Demosth. *πρ. Μακάρτ.* § 75 *καὶ πρώτιστον* (zu allererst) *μὲν τὸν νόμον τουτονὶ ἀνάγνωθι* (p. 1076); *τρίτατος* nicht nur bei Homer (Od. 10, 102), sondern auch bei Eurip. Hippol. 135 *τριταταν δέ νιν κλύω τάνδε κτλ; δεύτατος* Hom. Il. 19, 51 *αὐτὰρ ὁ δεύτάτος ἦλθεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων.* Von *ἔσχατος* wird noch weiter gesteigert zu *ἐσχατώτατα* Xen. Hellen. II, 3

1) Vgl. M. Holzman, Dissertat. Halle 1866, de comparationis quae dicuntur in graeca et latina lingua particulis p. 30 f.

2) Vgl. Holzman l. c. (Dissertat.) p. 34, der noch andere Beispiele hat. *πανύστατος* der allerletzte Odyssee 9, 452; *μεγίστατος* bei Bezzenberger, Beiträge u. s. w. V, 95.

Digitized by Google

§ 49 *ὁμολογῶ τὰ πάντων ἐσχατώτατα παθὼν ἂν δικαίως ἀποθνήσκειν; ἐσχατώτερον* wird bei Aristot. Metaph. IX, 4 als Begriff abgewehrt *οὔτε γὰρ τοῦ ἐσχάτου ἐσχατώτερον εἴη ἄν τι οὔτε τοῦ ἑνός κ. τ. λ.* Unsrem ganz allein entspricht griech. *μονώτατος* Arist. Plut. 182 *μονώτατος γάρ εἶ σὺ πάντων αἴτιος* oder Equ. 352 *ὥστε νυνὶ ὑπὸ σοῦ μονωτάτου κατεγλωττισμένην σιωπᾶν;* Lycurg. Leocr. § 88 *τοιγαροῦν μονώτατοι ἐπώνυμοι τῆς χώρας εἰσίν* .... Dem latein. ipsissimus entspricht griech. *αὐτότατος* Arist. Plut. 83. Es fehlt nicht an *χρυσότερος* [1]) (goldener), *ἀμεινότερος, κυκιότερος, χειρότερος, μειζότερος*. Statt wiederum *αὖ* oder *αὖθις* heisst es auch *αὖθις αὖ* Arist. Thesm. 552, oder *πάλιν αὖθις*. Bei Homer Il. 7, 39 haben wir *οἰόθεν οἶος* (wozu Becker, Homer. Blätter p. 187); sehr schrecklich heisst *αἰνόθεν αἰνῶς*, Il. 7, 97. Dass die Bedeutung des Comparativ-Suffixes tara schnell verblasste, sehen wir aus vielen Wörtern, wie *ἡμέτερος, ὑμέτερος, ἀγρότερος, ὀρέστερος, θηλύτερος*, magis-ter, minis-ter. Ganz allein heisst auch *μίαν οἴην* (Hom. Od. 7, 65) *παῖδα λιπόντα Ἀρήτην*.

Im Englischen haben wir nicht nur in der Volkssprache den Comparativ worser (statt worse schlechter), sondern auch z. B. Dickens, Pickw. I cap. 8. Dazu stellt sich Altd. Bl. (Schultz, das höf. Leben I p. 454) I 365 daz ubel ist ze sagene, wirser ze horen, michels wirser ze wizzen und schweizerisches wirser Ztschr. f. Vps. XVI, 206. Wunderhorn p. 348: sollt es mich gleich kosten meine allerurälteste Kuh; die allerschneeweisseste Hand ib. p. 483; Rig-Veda No 401, 2 der urälteste Soma. (s. Anm. v. Ludwig).

Als unlogischer Aufwand der Sprache erscheint die Verwendung des Superlativs für den Comparativ und des Comparativs für den Positiv (vgl. Poppo zu Thucyd. 1, 1. Wesseling zu Herod. VII, 16 p. 577. Becker, Homer. Blätter p. 312. G. Hermann opusc. III p. 168 f. G. Hermann zu Vigerus N. 67. 68.

1) *πολὺ πακτίδος ἁδυμελεστέρα, χρυσοῦ χρυσοτέρα.*

Digitized by Google

Für das Latein vgl. Tacit. Agric. c. 34 und Anmerkung von Draeger). Wenige Beispiele genügen.

Hom. Od. V, 105 *φησί τοι ἄνδρα παρεῖναι ὀϊζυρώτατον ἄλλων τῶν ἀνδρῶν οἳ ἄστυ πέρι Πριάμοιο μάχοντο.* XI, 482 *σεῖο δ' Ἀχιλλεῦ οὔτις ἀνὴρ προπάροιθε μακάρτατος οὔτ' ἄρ' ὀπίσσω*, wo Herm. übersetzt so ganz glücklich. Il. I 505 *τίμησόν μοι υἱὸν ὃς ὠκυμορώτατος ἄλλων ἔπλετ'.* Soph. Antig. 100 *ἀκτὶς ἀελίου τὸ κάλλιστον ἑπταπύλῳ φανὲν Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος.* Herod. II 61 *εὐδαιμονέστατος τῶν προτέρων βασιλέων.*

Herod. III, 65 *ταχύτερα ἢ σοφώτερα* mehr schnell als weise (vgl. VII 194); bei Eurip. Suppl. 197 *ἔλεξε γάρ τις ὡς τὰ χείρονα πλείω βροτοῖσίν ἐστι τῶν ἀμεινόνων, ἐγὼ δὲ τούτοις ἀντίαν γνώμην ἔχω, πλείω τὰ χρηστὰ τῶν κακῶν εἶναι βροτοῖς.* Hecub. 377 *θανὼν δ' ἂν εἴη μᾶλλον εὐτυχέστερος ἢ ζῶν.* S. Paul l. c. p. 132 f. 135 über Contamination.

Ich meine, dass hier das Gefühl sich geltend macht zu Ungunsten der grammatischen Genauigkeit. Dahin scheinen mir zu rechnen die Fälle, wo *ἄν* überflüssig (nach der Grammatik) wiederholt wird Herm. opusc. IV p. 188 f. zu Viger. p. 814, ein paar Dutzend Beispiele auszuschreiben ist überflüssig. Ebenso empfinden wir *περί* oft als überflüssig Aesch. Cho. 86. 551. 780. 850 (Dind.), Soph. Ai. 936. Oed. R. 94. Oed. Col. 423. Antig. 283. Trach. 91. Phil. 621 (Dind.), Eurip. Iph. Taur. 813. Med. 66. Orest. 491. Phoen. 421 (Kirchh.)

Inwiefern die Brachylogien das Princip des kleinsten Kraftmasses bestätigen, schien mir unerheblich zu untersuchen.

Hyperbeln falscher Induction haben wir oft bei der Hand, wenn wir unwillig sind. Einem Kinde sagt man übertreibend: du kannst nie gehorchen, du machst es immer falsch, alle meine Ermahnungen sind vergeblich u. s. w.[1]) Hieran schliessen

1) über alles oder als in Flüchen s. Gr. W. B. I, 1 p. 220—230, Tobler l. c. p. 181 f.

Digitized by Google

sich Zahlenhyperbeln. Ich habe dies ein schockmal, hundertmal, tausendmal gesagt und dennoch vergeblich. Hier ist tausendmal eine Übertreibung. Kann es auch einmal zu wenig sein? Knapp l. c. II p. 403 No. 2500, 5:

tausend Blumen gehn hervor, dran der Himmel sich ergötzt,
obs die Welt gleich wenig schätzt; anderswo steht Wintergrün,
Wermuth, Raute, Rosmarin, dessen herbe Bitterkeit
wärmet, stärket und erfreut.

Die weltberühmte Dulcinea von Toboso war angeblich eine gute Handbreit grösser als Sancho. Diese Grösse (urteilt der kompetente Verehrer) schmückt sie mit tausend Millionen Annehmlichkeiten der Seele (Don Quixote übers. v. Tieck, dritte Aufl. I 315).

Über formelhafte oder symbolische Verwendung von 3, 7, 9, 77, 99 s. Wuttke l. c. p. 304, § 480. 529. 241. G. Th. Fechner (Kleine Schriften 1875 p. 134) . . . und noch unzählige andere unfehlbare Mittel, welche zusammen genommen die Cholera 999 mal vertreiben würden. G. Keller Ges. Ged. p. 305: wolan ihr neunmal Weisen, ich fordre euch heraus; ein trunkner Bettler spiegelt sich (ib. p. 100) in den hundert Augen der ihn umschwärmenden Kinder. Wunderhorn p. 560: 90 × 9 × 99, es waren einmal die Schneider, die hatten guten Mut, da tranken ihrer neunzig neunmal neunundneunzig aus einem Fingerhut u. s. w. Von siebenzig Schneidern wird uns ib. p. 559 eine Geschichte erzählt. Im A. Test. machen 2 Chron. 9, 13 die 666 Centner Gold einen formelhaften Eindruck, vgl. 2 Chron. 15, 11 u. 17, 11.[1])

Die Römer haben ihr sescenti, aber auch mille Verg. Aen. IV, 700 ergo Iris croceis per coelum roscida pennis mille trahens varios adverso sole colores devolat ct. Ovid. Amor. II, 8, 1 Ponendis in mille modos perfecta capillis, comere sed solas digna, Cypassi, deas . . . Dante Inf. V, 68 piu di mille ombre.

Die Griechen warten uns mit *μύριοι* oder *μυρίοι* auf, wie

1) S. Pott, Et. F. Zw. A. II, 2, 24. 4, 348. III 235. 487.

Aristoph. Lys. 354 *τί βδύλλεϑ' ἡμᾶς; οὔ τί πω πολλαὶ δοκοῦμεν εἶναι; καὶ μὴν μέρος γ' ἡμῶν ὁρᾶτ' οὔπω τὸ μυριοστόν.* Auch die Neun hat im Griechischen ihren symbolischen Wert Odyss. 7, 253; 9, 82; 10, 28; 1,2 447; Il. 1, 53; für das Indische s. A. Weber, Akadem. Vorles. über Ind. Literaturgesch. 1852 p. 223. Vgl. Kuhn, Herabkunft [2] p. 45.

Im Rig-Veda finden wir auch eine ziemlich ausgebreitete Vorliebe für hundert und tausend. Ist dem Liebhaber das Mädchen tausendmal so lieblich, wie die Sonne dem verzagten Seemann (Herder, Volksl. p. 353), so regnet im Indischen (R. V. No. 26, 10) die Schlacht tausend Geschosse. 27, 2: der Esel Râsabha, dessen Ruhm wir diese Zeile wol gönnen werden, hat dies tausendfache erbeutet. Der Wagen der Açvinen ist tausendgestaltig (60, 11); unsere Phantasie wird lüstern gemacht durch die tausendgestaltige ghrta-triefende Speise (60, 15); Mitra und Varuna halten tausendsäulige Herrschaft (99, 6) Indra und Vâyu sind tausendaugig (244, 3); die beiden Könige sitzen auf tausendsäuligem Sitz (246,5); Agni ist Stier von tausend Hoden (401, 32); er schaut mit tausend Augen (428, 5); der eherne Keil Indras hat tausend Schneiden (460, 12); auch Indra gehört zu der seltnen species der Tausendhodigen (569, 3); als du Indra tausend Stiere assest, wuchs deine Kraft gewaltig an (590, 8); symbolisch dünken uns sodann die 99000 Wagenlasten, die dem Agni (1015, 10) gebracht werden. Endlich 613, 5: wenn dir, o Indra, hundert Himmel und hundert Erden da wären, nein, o Keilbewehrter, nicht tausend Sonnen, nicht die ganze Welt dir käme gleich [schon wie du warst] als du geboren.

Der Wagen der Açvinen bietet hundertfachen Schutz (52, 3); Indras Geschoss (615, 7) hat hundert Haken, tausend Federn.

Zu den hyperbolischen Vergleichungen, die wir zuerst im Soldatenlied aufsuchen, bilde den Übergang eine Soldatengeschichte aus den Fliegenden Blättern, 1887 No. 2168. Der

Digitized by Google

Hauptmann A sagt: der Einjährige B steht eine halbe Meile zu weit nach hinten. Darauf macht B einen ganzen Schritt vorwärts und wird vom Hauptmann belehrt, dass der doch nicht einen ganzen Schritt meint, wenn er den Einjährigen in der Form der halben Meile erinnert.

Ein weiteres Beispiel ist dies, dass der Unteroffizier den Gemeinen, welchem ein Knopf an der Uniform fehlt, mit dem Vorwurf anfährt, dass der Kerl halb nackt in die Instruktionsstunde gekommen sei.

Wir kommen wie der Wind (v. Ditf. I, 15), der Hut der steht uns auf Morblö. Die Rosse der Açvinen sind windschnell; geht mit Windeseile R. V. 48, 3; 49, 3. 50, 7. 244, 3. 983, 9. Ein Held läuft wie der Wind 75, 3. Aber der Wind wird auch übertroffen; den Wind übertreffend fliegen die Jugendlichen 955, 7. Das Ross fliegt schneller wie der Wind, Dönniges altschott. und altengl. Balladen S. 65.

Schnell wie der Blitz die Luft durchfliegt flog Wedell nun (v. Ditf. I, 25). Der Kronprinz stürmt gleich dem Blitze (ib. III 50).

Als dritter Typus der Schnelligkeit erscheint der Gedanke, der Geist, der Augenblick. Der Wagen der Açvinen (R. V. 39, 15) ist gedankenschnell; vgl. 30, 1. 35, 2. 48, 3; ihre Hengste sind gedankenschnell 197, 5; Parvata ist gedankenschnell 546, 6. Der Wagen ist rascher als der Geist 28, 2; 648, 2; 887, 28. Euer Wagen mit dem Flug des Falken, der rascher ist als des Menschen Geist (29, 1; 37, 1). Er geht im Augenblick um Himmel und Erde (40, 8); denn Wundertäter fliegt ihr allsogleich um das All mit den plötzlich kommenden Rossen, erregend die Gedanken, in Honigtau gehüllt Açvinen (64, 6); er ist schneller als der Augenblick (66, 2).

Hyperbeln der Wirkung können wir mehrere Ausdrücke nennen, die scheinbar unsere Warnehmung beeinflussen sollen.

Stosst an, dass die Heide wackelt (v. Ditf. I, 12). Wuchtiger singt ein andrer Dichter (ib. II, 11):

Digitized by Google

Sturm überfährt die weite Welt,
Von Grund auf Alles schüttelnd,
Die Schläfer selbst auf dem Totenfeld
Zum Rachekampfe rüttelnd (1813).

Die Beschwerden des soldatischen Dienstes für das Vaterland schildert uns ein Musketier (v. Ditf. I 72): muss Kugeln giessen in der Nacht, dass ein' der Buckel kracht. Ein anderer erzählt uns (ib. III 45): schon donnern die Kanonen, dass Erd und Himmel kracht; oder (II 63): schiesst her mit aller seiner Macht, dass Erd und Himmel kracht. Vielleicht steht zu hoffen, dass dies kein imitatorum servum pecus ist, welches die Früchte klassischer Bildung in der deutschen Literatur wiederkäut und den Alp der „Fremdtümer" um einen Stein des Anstosses vermehrt, sonst müssten sie etwa an Homer Il. 21, 387 gedacht haben

σὺν δ'ἔπεσον μεγάλῳ πατάγῳ, βράχε δ'εὐρεῖα χθών,
ἀμφὶ δὲ σάλπιγξεν μέγας οὐρανός (dazu Longin π. ὕψους ed. Jahn p. 20 [1]).

Ein Dritter hört (v. Ditf. III 160):

Der grossen Nation ihr Gloire-Darm
Der schreit vor Hunger, dass Gott erbarm. [2])

Keller, Ges. Ged. p. 265:

Da reiten sie auf Schlängelein
und hinterdrein auf Drach und Schwein;
was das für muntre Bursche sind!
Wol graut im Mutterleib dem Kind:
sie kommen die Jesuiten.

---

1) v. Ditf. IV, 204
Mit Stucken- und Kartonenschall
Die Schlacht thät sich erheben;
Der Himmel gab ein Widerhall,
Die Erd die thät erbeben;
Es fliesst das Blut so rosenrot ...

2) Vgl. oben v. Liliencron III, XIX. I 338.

Digitized by Google

Wieland, Oberon IV, 30:

Das arme (Maul-) Tier, durchsichtiger als Glas,
schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen.
III, 15 und dreschen unverdrossen so hageldicht,
dass zwischen Schlag und Schlag
sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag.

Als des trefflichen Sancho Pansa Rechenschaft über die 100 Goldstücke verlangt wird, befindet sich (D. Quix. v. Tieck II 31) sein Magen in der allergrössten Ohnmacht; „und wenn ich nicht gleich etliche tüchtige Schlucke guten Wein zu mir nehme, so werde ich so dürr, dass man mich durch eine Nadel fädeln kann“.

Noch sehen wir den Zeiten einer bisher unerreichten Entwickelung menschlicher Fähigkeiten erwartungsvoll entgegen, um die Bosheit anzuschauen, die vor das Lasur leuchtet (oben p. 88 v. Lil. I 365) und weiden uns satt im (seelischen) Dunstkreis des Fleisches, dem alle Lilien weichen (Gryph. p. 15). Waren die Vedischen Sänger besser daran? Wenn man ihnen Glauben schenkt, ja. Denn sie sagen uns, dass der Wagen der Açvinen bis an den Himmel rührt (59, 28). Mitra und Varuna reichen an den Himmel (95, 1); 243, 2 sind es die Açvinen, die an den Himmel reichen vgl. 244, 2. Indras Scheitel reicht an den Himmel (592, 5), wie es später der römische Dichter erhofft Horat. carm. I, 1, 36. Ihr Soma seid meine Väter, ihr habt euch erhoben wie Häupter des Himmels (R. V. 859, 8); in einen Panzer sich kleidend, der zum Himmel reicht, steht unter den Weisen der heilige (Soma), der den Luftraum erfüllt.

Viçvakarman ist von allen Seiten Auge (R. V. 155, 3 = X, 81, 3), von allen Seiten Antlitz v. a. S. Arm, v. a. S. Fuss. Rudras [1]) Halskette ist allgestaltig (708, 10 = II, 33, 10);

1) Rudra der Brüller, Sturm- und Gewitterwesen, heisst anderwärts pururûpa der vielgestaltige; da er auch blitzarmiger genannt wird, so wäre eine Möglichkeit vorhanden, seine Kette mit dem Blitzfunkeln zusammen zu bringen.

Digitized by Google

Narâçansa hat allgestaltige Rosse (780, 2); nach der Kuh schaute das Kalb, nach der allgestaltigen, in den drei Richtungen (951, 9); auch einen allgestaltigen Stier gibt es, (202, 3) von dreifacher Kraft, mit dreifachem Euter [1]), dreiantlitzig.

Allgemeiner soll unser Gefühl erregt werden, wenn Herz und Augen Blut weinen (oben p. 89), oder wenn der Schuppenpanzer vor Angst platzt (oben p. 102). Eine qualitative Hyperbel scheint mir im R. V. in der Vergoldung und Versternung (wovon unten) vorzuliegen, indem das Attribut golden im dichterischen Taumel oder in mechanischer Association einer ganzen Reihe von Dingen beigelegt wird, sodass es von anschaulichem Werte zu nichtanschaulichem übergeht. Die Açvinen haben einen goldnen Wagen (42, 5.) (53, 1. 59, 35), Axe, Sitze, Deichsel und Räder sind goldig (59, 29), die Zügel sind golden (59, 28), ihre Pfade sind goldig (60, 1). Varuna hat einen goldnen Panzer (82, 13), Savitar einen goldnen Wagen (131, 2), er ist goldaugig (131, 8), goldhändig (131, 10. 138, 2. 200, 11. 217, 8. 220, 4), goldzungig (137, 3), goldarmig (137, 5. 139, 2). Goldfarbig und von goldenem Ansehen ist der Wasser Kind wie in goldiger Hülle (184, 10), nachdem es entstanden aus goldenem Mutterleibe; die Gold geben, geben ihm Speise (s. Anm. v. Ludwig). Agni hat einen goldnen Bart (346, 7), ist goldhaarig (304, 13) und hat goldstrahlende Kiefern (295, 5). Indra hat einen Donnerkeil von Gold (631, 3), einen gelben (goldigen?) Bart (631, 4), einen goldfarbenen Wohnort (645, 2). Den Agni besuchen goldgelbe, lauttönende Lieder, tönende mit vielem ghṛta (387, 5). [2])

Auch die Stützung des Himmels wird im R.V. gern zur Verherrlichung von Göttern angeführt. Als Säule des Himmels anstossend, stützt er, Agni, das Gewölbe (80, 5). Den Himmel

---

1) Wen dies befremdet vgl. 172, 3 und 303, 9 mit Ludwigs Anmerkungen.

2) Vgl. 175, 4 u. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879 S. 227 Agnis Haar trieft von Butter u. s. w.

Digitized by Google

stützte der Alles besitzende Asura, ausgemessen hat er die heilige Erde (sc. Varuna) 90, 1. Savitar ist Stützer des Himmels 141, 4; durch das Holz hat er emporgestützt das Himmelsgewölbe der hohe Agni (306, 10), Indra hat den Himmel gestützt (470, 2) (488, 2. 497, 9). Indra und Soma haben den Himmel gestützt (756, 2); Soma ist als des Himmels tragende Säule gross ausgedehnt (864, 2); eben dieser ist des Himmels Strebesäule, der Träger der Erde (877, 2), ja der Erzeuger des Himmels (886. 5). Hundert weisse Ochsen (1017, 2) glänzen wie am Himmel Sterne, an Grösse sie fast den Himmel stützen.

Wunderlich ist dies (610 3): welche ṛši haben denn vor uns deiner ganzen Grösse Umfang gefasst? Da du (Indra) Mutter und Vater zusammen hervorgehen liessest aus dem eigenen Leibe? [1])

Obgleich dies meist Einzelheiten sind, so greifen sie doch schon in die Gesammtdarstellung über, deren Art und Weise wir hier ergänzen (s. oben p. 89f.). Deutschland ja das wolln wir schinden, dass kein' Maus mehr soll drin finden auch nur noch ein Krümlein Brot (v. Ditf. III 6).

Hörts ihr in der Wiege, ihr Kindlein, trinkt sie an der Mutter Brust die Siegesfreude, trinkt die Siegeslust (ib. III 100). Immermann (Tristan und Isolde):

Die flauen, grauen Winterscenen,
des alterssiechen Jahres Gähnen
beschien ein matter Helios,
der auch schon fast die Wimpern schloss.

Die Açvinen heissen allgegenwärtig; trotzdem lesen wir (R. V. 63, 3): hierher wollen wir diese zwei allgegenwärtigen Götter mit Anbetung, die Açv. hergewendet zum guten Schutze bringen, sie, die besuchen des Gebers Haus. Die beiden Welten sind dem Indra Gürtel, als Hauptschmuck trägt der göttliche

---

1) Dante Parad. 33. 1 Vergine Madre, figlia del tuo figlio ist wol noch deutlicher, insofern Jesus der λόγος ἐν ἀρχῇ ist.

den Himmel (478, 6), er setzt den Himmel auf sein Haupt (490, 2). Sogar diese beiden Welthälften, die unbegrenzten, wenn du sie zusammenraffst, o Maghavan, sind dir nur eine Handvoll (497, 5). Deiner Grösse, Indra, kam nicht der Himmel nach, während du mit der andern Hälfte die Erde decktest (499, 11). Deines Wagens Axe, o Held, die hohe, ward nicht errreicht von beider Welten Grösse (518, 3). Himmel und Erde haben Indra nicht erreicht, eine Hälfte von ihm hält beiden Welten die Wage (553, 1). Nicht die Himmel haben Indra vermöge seiner Gewaltigkeit, nicht die Lufträume den keilbewehrten, nicht die irdischen Räume gefasst (589, 15. 590, 24). Du, dessen Grösse hier bei den Trinkgelagen auch die beiden grossen Welthälften nicht fasste (648, 4). Wie gross die ganze Welt, wie tief durch weit sich öffnende Ausdehnung, so gross soll bereit sein zum Trinken dieser Soma (745, 2). Über Himmel und Erde Indra und Agni ragt ihr, über Flüsse und Berge, an Grösse, über alle andern Wesen (746, 6 und 7).

Brentano (oben p. 88) erweitert den Wirkungskreis göttlicher Gnade bis auf die Blüten und verletzt unser Gefühl, indem er sie (anders verstehe ich ihn nicht) an dem Mysterium des Erlösungssymboles teilnehmen lässt, welches denn doch wol nur für die Menschen da ist. Auch Spees Übertreibung (oben p. 88) dürfte uns nicht angenehm sein. Ein Beispiel aus Hoffm. v. F. p. 99 s. oben p. 89, die Beispiele aus Horaz und Ovid oben p. 91, aus Immermann oben p. 92, die Löschung der höllischen Flammen durch die Thränen der Liebenden oben p. 98. Euripides, um ganz „anschaulich“ zu sein, lässt den Boten erzählen (Bacch. 726) *πᾶν δὲ συνεβάκχευ᾽ ὄρος καὶ θῆρες, οὐδὲν δ᾽ ἦν ἀκίνητον δρόμῳ.*

Halten wir nach diesem Lauf inne, um die den Weg bildenden Schritte nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses zu messen.

Denkt man an die Übertreibungen des gewöhnlichen Lebens, auf die zu achten freilich schwierig ist, weil sie uns

Digitized by Google

so durchaus geläufig sind, so muss man Quintilians Worte zutreffend finden natura est omnibus augendi res vel minuendi cupiditas insita (nec quisquam vero contentus est). Aber etwas dabei denken müssen sich doch wol die Menschen, besonders die Dichter, welche mit Kunst schreiben und erwarten dürfen, dass man ihre Worte einer schärferen Betrachtung unterwirft als die hin und her flutende Welle der täglichen Rede.

Ein Teil der populären Übertreibungen, einzelne Wörter, wie nimmermehr sind entschuldigt durch ihre Geschichte; nie mehr wurde zu nimmer, der Sinn ging so weit verloren, dass die Anfügung von mehr wie erlaubt, so geboten schien. Der erste ist ja freilich immer der erste von Allen und wenn die Griechen den Demosthenes für den besten Redner hielten, so war er der beste unter allen, auch ohne dass uns letzteres gesagt wird. Dennoch empfinden wir den partitiven Genitiv omnium oratorum D. praeclarissimum habebant nicht als Hyperbel, sondern höchstens als Pleonasmus; auch das vielleicht nicht, wenn wir daran denken, dass durch omnium oratorum ein Gegensatz gegen andre Klassen von Männern, wie Feldherrn, Staatsmänner, Dichter, gedacht wird. Später erscheint uns das partitive „aller“- als Hyperbel. Ein Teil der pleonastisch-hyperbolischen Wendungen erklärt sich also einfach aus dem Schicksal der Wörter, die Schärfe ihres Sinnes allmählich einzubüssen, sodass sie mehr ihrem Klange als ihrer Bedeutung nach weiter leben.

Schneeweiss bezeichnet nun zwar ein völlig reines und leuchtendes weiss, dennoch wird die Hand der Geliebten die allerschneeweisseste genannt nach Analogie von allerschönst. Denn mit solcher Superlativbildung ist herkömmlich der höchste Grad der Empfindung verknüpft. Es ist sowol der kürzeste Ausdruck, um eine Wirkung zu erreichen, als auch, dem Gefühl des Redenden entsprechend, der passendste. Ihm genügt das verstandesmässige, obwol schon übertreibende, schneeweiss nicht, er kann sich nur genügen durch die Steigerung. So

Digitized by Google

glauben wir auch, indem wir unsern Unwillen dabei am besten los werden, am eindringlichsten zu wirken, wenn wir sagen: du kannst nie gehorchen; du machst mir immer Verdruss. Darüber soll der Hörende so betroffen werden, dass er in Zukunft sich ganz anders uns gegenüber verhält. Die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit, die der Lauf der Dinge uns bringt, die Bejahung unsres eignen Wesens, die Verneinung eines fremden, das uns beeinträchtigt, der Wunsch, unsere Stimmung durch Mitteilung los zu werden, eine Aufplusterung unsres Selbst durch Worte, diese bekannten Triebkräfte, allgemein verbreitet und allgemein entschuldigt, prägen sich in der Sprache zu hyperbolischen Wendungen aus. Die Reflexion tritt zurück, der kürzeste Weg, der heftigste Ausbruch scheint der zweckmässigste, gerade wie wenn wir, um unsern Worten Nachdruck zu geben, unwillkürlich lauter als nötig sprechen und mit der Faust auf den Tisch schlagen. Scheinbar also sehr überflüssig und dem Princip des kleinsten Kraftmasses zuwider, sind diese Redeformen dennoch ihm entsprechend; gerade wie der Saatwurf bei der tierischen Fortpflanzung subjektiv nichts anders sein kann, um der Organisation der tierischen Organismen gemäss zu sein.

Mit einer Zahl wie 100 oder 1000, die wir sinnlich sehr selten oder nie vollziehen können, wird aber zugleich der Phantasie des Hörers eine zum Stillstand einladende Wortschranke gesetzt, sodass er sich nicht mit einem unbestimmteren sehr viel, sehr oft zu quälen hat. Wie nun wir in der gewöhnlichen Rede, sobald sie hyperbolisch ist, auf Glauben keinen Anspruch erheben können, so natürlich auch nicht die Dichter. Ja, selbst wenn sie nicht scherzen, erzählen sie uns Dinge, welche nur als schöner Schein aufflammen, um bald wieder zu verblassen. Ein Scherz ist dies (Wunderh. S. 583)

im Schnützelputz-Häusel da geht es sehr toll,
da saufen sich Tisch und Bänke voll, Pantoffeln unter dem Bette.

Dagegen (ib. 659 der Brunnen) ist nicht scherzhaft gemeint

Digitized by Google

hab ein Brünnlein mal gesehen, draus thät fliessen lauter Gold,
thäten dort drei Jungfern stehen u. s. w.

Auch kann der Dichter durchaus nicht Alles wissen, was er uns mitteilt (Wunderh. S. 665 armer Kinder Bettellied)

es sungen die Engel einen süssen Gesang,
mit Freuden es im Himmel klang;
sie jauchzten fröhlich auf dabei,
dass Petrus frei von Sünden sei.

Daran schliesst sich noch ein Gespräch zwischen Jesus mit Petrus.

Die Dichter sagen mehr als sie wissen und verantworten können oder selbst glauben. Ob sie religiös oder profan sind, ist dabei ganz gleich [1]). Knapp l. c. II p. 545 No. 2861:

still ists in der weiten Welt,
aber aus der Höh' herab
fühl' ich Gottes Atem wehen,
sehe schon aus ihrem Grab
alle Toten auferstehen,
hör' aus aller Himmel Kreis,
aus der Erde tiefsten Gründen
seines Namens Ruhm und Preis,
seine Herrlichkeit verkünden.

Oder hat sich Zinzendorf einer Selbsttäuschung hingegeben, als er folgendes sang (Geistl. Lieder u. s. w. v. Daniel p. 107, 89, 10):

schweigt ihr grossen Cherubinen!
still ihr muntern Seraphinen!
Eure Brüder wollen eilig
rufen: heilig, heilig, heilig.

Hat er an den Erfolg seiner Worte geglaubt im folgendem Beispiel?

1) Vgl. G. Keller, Ges. Ged. p. 373, die Seeschlang als die Königin u. s. w.

Digitized by Google

Himmel zittert, Berge bebt, Erde brich, ihr Wolken krachet,
weil der Herr in Israel einen solchen Riss gemachet;
Hügel wimmert, Thäler heulet, brecht ihr Riegel,
kracht ihr Mauern . . . (ib. 33. 27)

Knapp l. c. II p. 547 No. 2867, 2:

Die Sonne, Mond und Sterne,
was in der Näh' und Ferne
hier Schönes wird gesehn,
was sich auf Erden reget,
was Luft und Wasser heget,
soll mit mir deine Macht erhöhn.
Mit den viel tausend Chören
der Selgen die Dich ehren
vor deinem Throne da,
mit aller Engel Scharen
will ich mein Loblied paaren
und singen mit Hallelujah.

v. Ditf. IV p. 60: Sonn, Mond und ihr Sterne,
zieht an ein traurigs Kleid,
all Freud sey von euch ferne,
tragt Leid mit unsrem Leid,
verkehret eure Strahlen
in finstere Gestalt . . .

ib. IV, 7 ihr Vögel trauert alle,
die ihr in Lüften schwebt,
ihr Lerchen mit Wechselschalle
die Stimme kläglich erhebt;
komm Adler komm herbei zugleich,
stimm an den Totengsang,
durch Hungarn, Böhm' und ganzes Reich
lass schallen deinen Klang;
erreiche alle Herzen
der deutschen Nation,
dass sie mit sondern Schmerzen
dein Wehklagen hören an.

Ib. IV, 30 Berg und Thäler, Büsch und Felder . . .
ihr Wasserflüss und Wälder
helft mir klagen solches Leid.
Heult ihr Tannen, heult zusammen,
weil gefalln der Cederbaum —

Digitized by Google

der Kaiser vor dem der Mond erbleichet
Wenn du stössest den zu Haufen,
der da stösst am Himmel an (d. i. der König),
alles was auf Erden lebet,
was sich in dem Wasser rührt,
ja was in den Lüften schwebet,
was nur immer Odem führt,
alles was belebt in Summen,
muss erzittern und erstummen,
dass du den hast tot gemacht,
welcher war der höchst geacht.

Ib. p. 179 es klagt die schöne Pfalz,
der Neckar, Rhein und Main,

und p. 79 Himmel, sag mir doch an,
warum thut sich erst paaren Strassburg ...

Aus der Malerei sei ein einziges aber schlagendes Beispiel dafür angeführt, dass auch die Pinseldichter etwas malen, was weder sie jemals gesehen haben noch ein anderer. Auf Orcagnas (?) Bildern im Campo santo von Pisa wird die Seele wiederholt körperlich dargestellt, wie sie, als verkleinertes Abbild des Toten, von dessen Munde aus in die Höhe strebt. Sagt man nun, der Maler meine das nicht so, man solle sich bloss was dabei denken, so steht dieser Aufforderung nichts entgegen. Nur ist sie mit gleicher Berechtigung zu erheben für die dichterische Darstellung, sodass der Dichter das auch nicht so meint, dass wir uns nur dabei was denken sollen. Dies findet auch Anwendung auf folgende, sich sonst ganz hübsch lesende Zeilen Hebels Allem. Ged. p. 31

Her Morgenstern — in diner glitzrige Himmelstracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau:

denn wir können uns einen Stern höchsten einäugig denken.

Die Seele des Dichters ist von der Herrlichkeit seines Gegenstandes so voll, dass er alle sprachlichen Mittel der Steigerung nach Raum, Zeit, Zahl, Grad verwendet, um sein

Digitized by Google

Gefühl bei uns wieder zu erregen. Wer glaubt denn das, dass der Sturm sogar die Schläfer auf dem Schlachtfeld zum Rachekampfe aufrüttelt? Niemand; aber nicht nur ist diese Vorstellung als Sage früherer Zeit überliefert, sondern alles, was sich überhaupt von der Gewalt des entbrennenden Kampfes, seiner Ausdehnung und seiner Erbitterung, denken lässt, wird zusammengefasst in diesem Bilde, vor dessen Wucht der Leser in Gedanken still steht. Analogiebildung, Überlieferung, Gefühlsbefreiung nnd Gefühlserregung sind die Formeln, mit deren Hilfe wir die Hyperbeln begreifen. Sie entspringen in der gewöhnlichen Rede, erweitern sich zu Vergleichungen, beherrschen die ästhetische Gesammt-Darstellung.

Soll man nicht meinen, dass der Mensch, wie mit seinen höheren Zwecken, so mit seinen höheren Anschauungen wächst? Gibt ihm das Wissen nicht die nötige Befriedigung, so sucht er sie im Glauben, und sicherlich ist der ihm nicht künstlich beigebracht, sondern ein Organ, das zum geistigen Haushalt gehört. Auch der Glaube soll die kleine Persönlichkeit des Menschen erhöhen. Seine Anschauungen überwinden mancherlei Schranken, um das Bewusstsein der Menschen hoffnungsvoll zum Ewigen zu erweitern. Auf dem untergeordneten Gebiet ästhetischer Gebilde sehen wir ein Analogon der Gefühlsbefriedigung. Je höher wir etwas verehren, desto höher werden wir selbst. Wie wir unser Äusseres (sagt glaube ich Lotze einmal) mit Wohlgefallen um einen Hut erhöhen, so erhöhen wir unser Inneres durch Ästhetik und in der Sprache überhaupt durch Hyperbeln. Selbst wenn sie nicht der Umgangssprache angehörten, so wären sie bei den Dichtern nicht ohne weiteres für Künstelei und Spielerei zu halten, sondern als notwendige Äusserung menschlicher Empfindung zu begreifen, die denn freilich wieder pathologisch werden kann [1]). Genügen

1) Dies auszuführen gehört nicht hierher; doch sei bemerkt, dass sogar Byron einmal zu stolpern scheint, wenn er nämlich, um alle Pracht und Fülle des Lebens zu erschöpfen, Don Juan III 69 Sorbet in Eis

Digitized by Google

diese kurzen Bemerkungen, um diese Erscheinungen in den Zusammenhang des seelischen Lebens einzuordnen und sehen wir von der weiteren Analyse obiger Beispiele ab, so möchte es vielleicht doch passend sein, auch nur auf Grund der wenigen hier im gesammten Verlauf der Darstellung erbrachten Fälle eine Vergleichung der Hyperbeln nach Völkern mehr anzudeuten, als eingehend zu begründen. Denn dieses letztere bedürfte einer breiteren geschichtlichen Grundlage. Die Literaturen haben ihre Epochen; griechisch und spätgriechisch, römisch und spätrömisch zeigt erhebliche Unterschiede, Rig-Veda, Epos und Drama (soviel mir davon zugänglich ist), zeigen nicht dieselbe Verfassung, bei uns in Deutschland endlich sind die Zeiten der Literatur noch mannichfaltiger durch Einschnitte gesondert. Die Romanen haben wahrscheinlich andere Hyperbeln als die Germanen — kurz die vergleichende Literaturgeschichte hat da viel Arbeit, deren Ergebnis vielleicht nicht im Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe scheinen kann, aber doch nicht ganz gleichgiltig ist, doch beiträgt zur Characteristik der Volksgeister. Um eine Übersicht zu versuchen, seien die Hyperbeln (im weitesten Sinne) des Rig-Veda masslos, der Bibel innerlich, der Griechen plastisch [1]), der Römer rhetorisch, der Deutschen, alles in allem, innig. Man sieht, dass kein principium dividendi zu Grunde liegt; doch scheinen die Gegensätze hinlänglich angedeutet. Dem Rig-Veda gegenüber scheinen alle (mit Ausnahme des persischen Epos) als massvoller; er selbst jedoch äusserlich, im Gegensatz zur Bibel und den Deutschen. Die Römer ebenfalls

auftragen lässt, während man nicht den Eindruck hat, dass es da Eis gab.

1) Wie so oft behauptet worden ist; und wenn das Herz einmal bellt Odyss. 20, 16, so ist vom Schreien (in den Psalmen und bei Aeschyl. Pers. 991 *βοᾷ βοᾷ μοι μελέων ἔντοσθεν ἦτορ*) zum Bellen kein grosser Schritt, besonders wenn man an die ruwckeisen Schläge des erregten Herzens denkt.

Digitized by Google

als äusserlich; die Griechen und Deutschen massvoll, obgleich getrennt durch die Empfindungsweise. Die Plastik der Griechen widerspricht nicht den deutschen Hyperbeln, denn Plastik und Innigkeit sind getrennte Sphären. Werden Hyperbeln plastisch genannt, so soll damit gesagt sein, dass sie deutlicher auf Anschauungen beruhen, aus ihnen entsprungen sind und ihre hervorragendste Wirkung auf anschaulichem Gebiete erreichen. Die Innigkeit der Deutschen ist (wie sich erwarten lässt) nicht ohne Plastik, doch mehr als von ihr empfinden wir von der Gemüts-Verfassung des Redenden.

Einige Formeln, wie windschnell [1]) oder schneller als der Wind, schneeweiss sind allenthalben entsprossen und finden sich vermütlich überall, ausser wo es keinen Schnee gibt. Die Hyperbeln stimmen überein mit der gesammten Ausprägung des geistigen Lebens jener Völker. Die Indier masslos zu nennen werden wir kaum Bedenken tragen [2]); ihre Philosophie verliert sich in masslose Mystik und äusserlichen Formalismus. Hören wir zuerst von 33 Göttern im Rig-Veda (eine Zahl, die gewiss ihre Symbolik hat), so heisst es auch einmal, dass 3339 Götter den Agni verehrt haben; endlich wird uns berichtet, dass die heutigen Indier aus jenen 33 nicht weniger als 330 Millionen gemacht haben, was noch über die Hawaier geht, die sich an 40 000 genügen lassen (Bastian, Zur naturwiss. Behandlungsweise der Psychologie p. 192). Im indischen Epos werden uns ungeheure Zahlen geboten [3]), ja sogar in der hübschen Ge-

1) Auch wird wind- und blitzschnell nebeneinander gebraucht, Knapp, Evangel. Liederschatz 161, I p. 75: Winden gleich und gleich den Blitzen gehn sie vom Thron aus, segnen, schützen (die Engel); 165, 2, I p. 76: sie (die Engel) freuen sich, dein Werk zu thun, wenn du sie rufst und sendest und sie wie Sturm und Blitze zu deinem Dienst verwendest.

2) Vgl. Ztschr. f. Vps. XV, 421 und 437.

3) Ein Kalpa nämlich bezeichnet einen grossen Zeitraum und ist = einem Tage Brahmans, 30 Kalpa = 1 Monat Brahmans, so im Mahābhārata.

Digitized by Google

schichte des Büssers Kandu (Lazarus, Zeit und Weile, Ideale Fragen S. 201) geht es nicht ohne grosse Zahlen ab. Denn nachdem Kandu 3000 Jahre gebüsst hat, senden ihm die Götter, um ihn von der Busse abzuziehen, eine Nymphe. Sie bleibt (Pramloka ist ihr denkwürdiger Name) 100 Jahre und dann, auf wiederholtes Bitten länger, bis sie 904 Jahre bei ihm gewesen ist. Dann sagt sie nachsichtig-liebevoll: „lieber Kandu, endlich musst du mich entlassen.“ Kandu erwidert: „wird es schon Nacht, dann will ich mein Abendopfer verrichten“. Den preislichen Büsser hatte also die angenehme Gesellschaft so über die 904 Jahre hinweggetäuscht, dass er sie für einen einzigen Tag hielt. (Vgl. W. Hertz, deutsche Sage im Elsass S. 272 f.). Masslosigkeit aber ist unplastisch.

Dass die Griechen plastisch, die Römer rhetorisch sind, bedarf keiner Ausführung. Dass der semitische Geist innerlich-leidenschaftlich ist, kann ebenso kurz behauptet werden. Seine Konsequenz ferner zeigt sich auch in der hyperbolischen Sprache, mit der Gott gepriesen und die Natur mit ihm verbunden wird. Uns Deutschen endlich hat man so oft gesagt, dass wir tief und innig sind, dass sich die Hyperbeln unsrer Sprache wol damit vertragen.

Dass Innerlichkeit auch gelegentlich mit Plastik vereinbar ist, lehren mehrere Erzählungen des Alten Testaments, wie die von Schillers Scharfblick so meisterhaft in den Räubern verwendete Geschichte von Jakob und seinen Söhnen. Sie sind in der günstigen Lage, von menschlichen Dingen zu berichten; anders die Lieder der Psalmendichter und der Propheten. Sie gemahnen uns daran, dass hyperbolischer Schwung am besten in der Lyrik sich zurechtfindet, während er in der Redseligkeit des Epos erlahmt und keine Neigung verspürt zu der strengen Plastik des Dramas. Doch wenden wir uns von der immer wieder zur Betrachtung anreizenden Verschiedenheit des arischen und semitischen Geistes ab, zumal die semitische Philologie uns ungeahnte Aufschlüsse verspricht, die unsre, bisher

Digitized by Google

hauptsächlich auf die hebräische und arabische Poesie begründete, Anschauung reichhaltiger und gründlicher machen sollen.

Demnach bleibt nur noch die Einlösung des oben gegebenen Versprechens: die Verstierung des Rig-Veda vorzuführen. Der Stier wird, gemäss den Lebensverhältnissen der vedischen Menschen oder ihrer Vorfahren, zum wuchernden Symbole des Starken, Mächtigen, Schönen, Wertvollen. Den Ausgang dieser schliesslich etwas fremdartigen Wendungen haben wir natürlich in ganz anschaulichen und begreiflichen Umständen zu suchen. Wie im Alten Testament abstrakt „der Reiche“ viel Freunde hat (Sprüche Salom. 14, 20), über den Armen herrscht (22, 7), bereitwillige Helfer (Jes. Sir. 13, 25) und aufmerksame, ihn gern lobende Zuhörer (13, 28 ib.) findet, so wird im Rig-Veda die Erfahrung in der Form ausgesprochen (551, 6 = VI, 28, 6): auch den Magern, o Kühe, macht ihr fett, schön aussehen macht ihr den Unschönen, glücklich macht ihr das Haus, ihr mit glückbedeutender Stimme. An einer andern Stelle wird die Schönheit des Gesanges verdeutlicht: singt schön, wie die brüllende Milchkuh (Zimmer, Altind. Leben, 1879, p. 224). Rind und Ross als begehrenswertester Besitz werden in vielen Gebeten fast immer an erster Stelle genannt. Schliesslich werden die Götter geehrt dadurch, dass man sie Stiere nennt.

Der allgestaltige Stier (202, 3) von dreifacher Kraft, mit dreifachem Euter ... herrscht der grossartige. Bṛhaspati ist der Stier (239, 10). Die Açvinen sind stiertrefflich (45, 1. 4. 9.) stierkräftig 54, 7. 55, 6. 58, 2. 59, 27. Sonne und Mond sind stiertrefflich (240, 5). Agni, der Stier (326, 13 f.), wird entzündet; als Stier wird Agni angezündet, als die Götter führendes Ross; als den Stier, dich, o Stier, möchten wir als Stiere selber entzünden, o Agni, den hochaufstrahlenden. Wie ein Stier bist du Agni beim Brüllen (425, 8). Die Kufe vom Stierkräftigen (489, 5 f.), die Strömung von madhu fliesst klar

Digitized by Google

dem Stiere (Indra) zum trinken, dem das stierkräftige zur Speise; stierkräftig sind beide adhvaryu, stierkräftig die Steine, stierkräftigen Soma pressen sie dem Stiere. Stierkräftig dein Keil, stierkräftig dein Wagen, Stiereskraft deine Falben, Stiereskraft deine Waffen haben; über stierkräftigen Rauschtrank, o Stier, verfügst du, Indra sättige dich vom stierkräftigen Soma.

Als stierkräftigen mache der stierkräftige Dyâus dich gedeihen, als stierkräftiger fährst du mit den zwei stierstarken Falben; als solcher, Stier mit stierkräftigem Wagen, starkkiefriger, Stiereswillen habend, keilbewehrter erhalte uns in der Schlacht (537, 5). Wenn dir dem Stiere die stierartig regnenden singen das Preislied, Indra, die Steine ... (532, 5. 574, 4. 600, 2). Der Stier des Himmels bist du (567, 21), der Stier der Erde, Stier der Ströme, Stier der stehenden Wesen, dir dem regenkräftigen, o Stier, schwoll der Indu (Soma) aus Madhutrank bestehend. Stierkräftig ist der Stein (591, 32), stierkräftig die Trunkesfreude, stierkräftig der Soma dieser Saft, stierkräftig das Opfer, das du beförderst, ein Stier der Ruf. Als Stier rufe ich dich den stierkräftigen, keilbewehrten mit wunderbarer Pflege, dem Zuruf des Lobes bist du gewonnen, Stier ist der Ruf (ib. 33). Von Stiereskraft sind deine Zügel, von Stiereskraft deine goldene Peitsche, von Stiereskraft dein Wagen, o Maghavan, stierkräftig sind deine beiden Falben, stierstark bist du Çatakratu (599, 10 f.). Soma wird zwar ein herrlicher Stier genannt (854, 1), gleich darauf aber: wie ein Hengst hast du gewiehert zusammen die Rosse und die Kühe (vgl. 987, 2 f)[1]). Dies ist nicht etwa Mystik, zusammenhängend mit einem Urstier (von dem Liebrecht l. c.

1) Dass die Vergleichung im Original durch Negation bewirkt wird, z. B. fest, nicht ein Fels = fest wie ein Fels, brüllen, nicht ein Stier = wie ein Stier, M. Müller, Vorles. über den Urspr. u. d. Entw. der Relig. p. 223, tut nichts zur Sache, vgl. Pott, Etym. Forsch. II [1] p. 102. 141. Steinthal, Urspr. der Sprache p. 289 der dritten Aufl.

Digitized by Google

p. 422 f. handelt, sondern einfache sprachgeschichtliche Erscheinung.

Aber auch über den Umfang eines einzelnen Buches hinaus, mag es selbst wie der Rig-Veda aus den Erzeugnissen sehr verschiedener Jahrhunderte zusammengeschweisst sein: im Umkreis ganzer Literatur-Abschnitte bemerken wir eine hartnäckige Vorliebe für gewisse Gegenstände, welche uns zuweilen mehr wie ein stieres Starren als wie der künstlerisch frei über dem Gegenstande schwebende Blick des Dichters erscheint, oder wie die geduldige Versunkenheit des Forschers, welcher sich still in seinen Gegenstand verliert. Dahin scheint die deutsche Minnepoesie zu rechnen.[1]) Zweifellos entsprach sie einem Bedürfnis der Zeit, zweifellos ist sie geschichtlich erklärbar, aber da ihre Überschwenglichkeit denn doch nicht in jedem Culturklima wuchert und uns nicht immer mundet, so fragen wir, wie jenen Menschen zu Mute war, welche nicht genug davon haben konnten. Haben sie an sich ein Analogon der Verstierung des Rig-Veda erlebt?

Der Einfluss der Provence auf die deutsche Minnedichtung ist uns von Diez, Bartsch u. s. w. dargelegt worden. Wir wissen auch, dass jene zu uns übertragene Cultur des Ewig-Weiblichen in einem gewissen Zusammenhang steht mit der Verehrung der Jungfrau Maria. Hätte nicht die Religion ihren Nimbus um ein weibliches Wesen gebreitet, so wären die Redensarten der Dichter über irdische Frauen wol auch nicht so geduldig hingenommen worden. Trotz alledem frägt man immer noch nach einem realen Grunde für den überschwenglichen Preis der Weiblichkeit und für das zum Teil übersüsse vrouwen-Gehabe. Der Gegensatz andrer Zeiten und andrer Menschen kommt uns hilfreich zu statten, um die an-

1) Höfisches Leben und Lieben Scherer Q. F. XII p. 70 f. Minne p. 86. 134. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Leipzig, I 1879. II 1880; bes. I 451 f. Bernh. Schneider l. c. p. 5. 12. 13.

Digitized by Google

scheinende Dunkelheit dieser Umstände zu beleuchten. Man denke an die Griechen im Gegensatz zu den Deutschen.

In dem wirtschaftlichen Leben pflegt etwas desto höheren Wert zu haben, je seltener und schwerer erreichbar es ist. Wäre Gold so gewöhnlich wie die trefflichen Wackersteine, die dem bösen Wolf in den Bauch genäht werden und ihn in den Brunnen hinunterziehen, so wäre es nicht so kostbar und die ganze Welt würde nicht so daran hängen. Wären Perlen nicht so mühsam den widerstrebenden Kindern der Tiefe abzujagen, sondern leicht aufzuheben wie die Kieseln am Bach, so brauchten reiche Leute für den Schmuck ihrer Frauen und Töchter nicht so viel Geld auszugeben. Allein, da beides selten ist, so hat es immer hohen Wert besessen ausser für den waldbewohnenden Einsiedler. Wenn nun die Frauen so hohen Preis erfahren, ist nur zweierlei denkbar. Entweder sie sind früher nicht genügend geschätzt worden oder ihr Wert hat sich wirklich gesteigert. Dass sie gar verschieden beurteilt wurden und werden, ersieht man ausführlichst aus einem ihnen gewidmeten dicken Buche H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, Leipzig, Th. Grieben, 1884. Dass die Zahl sich vermindert hat, ist nicht wahrscheinlich. Die Natur beobachtet dasselbe statistische Verhältnis, sodass die Frauen den Männern überlegen sind. Also kann ihr Wert nicht gestiegen sein, weil sie weniger geworden sind. Wol auch nicht, weil es mehr sind als früher.

Käme aber ein tief bedauernswerter Kultur-Historiker mit einem national-ökonomischen Äderchen einst in die Lage, unsre abendländische Literatur von den Griechen an zu durchstöbern, um den darin sich bekundenden Wert des weiblichen Geschlechts durch auctores zu belegen, so müsste er wol über die verschiedene Geberdung der Menschen höchlichst erstaunt sein. Aus den vollen, jenem Geschichtschreiber der Zukunft erfreulich entgegenwachsenden Saaten, wählen wir ein bescheidenes Bündel von Halmen aus, indem wir uns den Grie-

Digitized by Google

chen und den Deutschen zuwenden. Schopenhauer (VI, 656), der den Reiz der Weiblichkeit ja bekanntlich nicht selten erfahren hat, ist übel auf das Abendland zu sprechen; denn er sagt: „So haben eben auch die Alten und die orientalischen Völker die Weiber angesehen und danach die ihnen angemessene Stellung viel richtiger erkannt als wir mit unserer alt-französischen Galanterie und abgeschmackten Weiber-Veneration, dieser höchsten Blüte christlich-germanischer Dummheit, welche nur gedient hat, sie so arrogant und rücksichtslos zu machen, dass man bisweilen an die heiligen Affen in Benares erinnert wird, welche, im Bewusstsein ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit, sich alles und jedes erlaubt halten."

Wie urteilten denn also die Griechen über die Frauen und über Frauenliebe, über die Frau in und ausser der Familie?

Bekannt ist der hohe Wert, welcher einer treuen, verständigen Gattin von ihnen beigelegt wird, Hom. Od. VI, 182 *ου μὲν γὰρ τοῦγε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον ἀνὴρ ἠδὲ γυνή· πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσιν, χάρματα δ' εὐμενέτῃσι.*

Eben deswegen war den Griechen von Homer an (Od. I 300) Ägisth und Klytämnestra durchaus strafwürdig und Helena erfuhr herben Tadel wegen ihrer Flucht aus der Heimat, wenn sie selbst auch bei Euripides (Troad. 914 f.) sich sophistisch zu entschuldigen versucht, indem sie sich auf den Ratschluss der Kypris beruft oder in ihrem Sinne (Eur. Androm. 680) die Götter verantwortlich gemacht werden, wenn auch Klytämnestra (Aesch. Cho. 910) die Schuld des häuslichen Unheils der Moira aufbürden will. Enthält nun jene homerische Anerkennung zwar ein sittliches Urteil über den Wert der Treue, so ist sie doch, wie in Übereinstimmung mit dem gesammten Empfinden der Menschen jenes Epos, naiv-nützlich und es fehlt ihr die moderne Färbung insofern, als die Frau nicht etwa Seele des Hauses und treue Mutter genannt wird, welche für die Erziehung der Kinder so wichtig ist. Woher dies

Digitized by Google

kommt, habe ich anderwärts ausführlich zu zeigen versucht. So wird eigentlich das Familienleben niemals verherrlicht, obgleich es im Drama hätte geschehen können. Trotzdem lassen Liebe zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, der Kinder unter einander kaum etwas von der Innigkeit vermissen, mit welcher wir sie stets ausgestattet sehen möchten. Dass man die Frauen tiefer und edler Empfindungen fähig hielt, lehrt das Drama; denn Iphigenie unterdrückt zwar nicht ihre Klagen, will aber doch (Eur. Iph. Aul. 1420) Griechenland durch ihren Tod retten; ja sie bittet, dass die Mutter den Vater nicht mit Hass verfolgen soll (1454), weil er zu Iphigeniens Opferung sich herbeigelassen hat. Ebenso opfert sich Makaria für die Ihrigen (Eur. Heracl. 503), indem sie erklärt:

> was sollen wir denn sagen, wenn der Staat für uns
> Gefahren zu bestehen sich nicht bedenkt; wir selbst
> jedoch, den Andern Last und Sorge alle Zeit,
> zu sterben zaudern, wo der Rettung edles Werk
> in unsrer Macht ist?

Die Troerin Polyxena (Eur. Hecub. 377) klagt, aber will sterben, ohne sich mit Gewalt zum Tode schleppen zu lassen. Alkestis (Eur. Alk.) will durch ihren Tod den Gatten Admetus retten, für den sich Niemand dem Tode preisgeben mag, auch nicht seine steinalten Eltern. Euadne (Eur. Suppl.) zeigt einen ganz seltnen Grad von Liebe, da sie nur durch den Tod ihrer kummervollen Einsamkeit nach dem Verlust ihres Gatten entrinnen will; daher sie denn — was freilich in Griechenland sonst gewiss nicht vorgekommen ist — dem toten Gemahl auf den Scheiterhaufen nachspringt.

Aber diese Beispiele führen uns zu Gemüte, dass in der deutschen Minnedichtung von ganz andern Dingen die Rede ist: mehr von Liebschaft als von Liebe. Dass sich die Griechen alle Zeit auf erstere verstanden, obgleich der unbesiegbare Eros bei Homer die Menschen noch nicht mit seinem Fittig beschattet, wissen wir ja: das Griechenvolk (allerdings

Digitized by Google

eine mephistophelische Meinung) [1], es taugte nie recht viel! Doch blendet's euch mit freiem Sinnenspiel, verlockt des Menschen Brust zu heitern Sünden. Aber wer wird denn nun von den Dichtern verhimmelt? Seufzt ihre Sehnsucht gefühlvoll unter Beihilfe von harmlosen Waldvöglein, unter der stillen Duldung des Mondes, den nichts aus seiner Ruhe zu bringen vermag, unter Teilnahme brünstiglich geritzter Baumrinden, unter Androhung desselben Attentats auf Kieselsteine? Schultz I 167, 4 tief an des boumes rinden begunde er schoene buochstaben mit sime mezzerlîne graben u. s. w. Nichts von alle dem: das akute Leiden des Kinesias (Aristoph. Lys. 871 f.) wird uns nicht erspart, aber der chronische Zustand verliebter Begehrlichkeit oder sentimentaler Verhimmelung mag den Griechen zu unplastisch erschienen sein oder zu widersinnig. Ausser Hippolytus und Phädra haben wir (Eur. Hippol.) keine Liebesgeschichte und auch hier ist nicht der Mann von der frisch geschliffenen Schärfe des Liebespfeiles verwundet, sondern Phädra. Dagegen ist kein Mangel an einer realistisch wahren, durchaus gesunden Schilderung der Freuden, welche die Kypris [2], schenkt; der immer siegreiche Liebesgott wird reizend erhoben und das naive Geständnis nicht unterdrückt, wie gern man im allgemeinen seiner süssen Notwendigkeit unterliegt. Erhebt sich die Klage, dass Jemand die Gaben der Kypris entbehren muss, so ertönt sie aus Frauenmunde [3]), entweder so, dass die diesem naturwidrigen Missgeschick Unterworfenen sie selbst aussprechen — der bei weitem häufigste Fall — oder so, dass das mitfühlende Mutterherz oder das der zwar nicht mehr thaufrischen aber verständ-

1) die zu erwähnen jedoch erlaubt sein muss, da wir uns nach Paulsen, Was uns Kant sein kann? im mephistophelischen Zeitalter befinden p. 41. 43.

2) die übrigens in der Odyssee nicht vorkommt.

3) Mir ist nur eine Ausnahme zur Hand, die nicht viel sagen will; Soph. Ai. 1205 klagt der Chor — also mit Bezug auf die Vergangenheit — über den Krieg: ἐρώτων δ'ἐρώτων ἀνέπαυσεν ὤμοι.

nisvollen Amme überläuft und vergeblich gegen den verkehrten Lauf der Welt „bellt“ — wenn diese griechische Wendung hier bei griechischen Dingen erlaubt ist. Ein kalibanisches Wesen wie der Cyklop (Theocr. Id. XI) täte besser, seine Gedanken nicht auf die schöne Galatea zu richten, denn für ihn ist dieses meergeborene Kind doch nicht passend, sodass wir nicht viel Mitleid mit ihm empfinden können. Bei den Griechen schmachten also die Männer nicht; ja kaum die Frauen. Denn wenn sie auch aussprechen, was sie entbehren müssen, so geschieht es kurz und deutlich, als handelten sie nach Lessings Meinung, dass nichts züchtiger und anständiger ist, als die simple Natur. Wir empfinden ebenso, sagen es aber nicht, oder wir sagen etwas andres, als was wir empfinden. Andromache nennt sich (Eur. Androm. 4) *δάμαρ δοθεῖσα παιδοποιὸς Ἕκτορι*, Iphigenie wird (Aesch. Ag. 244) *ἀταύρωτος* vom Chor genannt, die Perserfrauen leiden *πόθῳ φιλάνορι* (Aesch. Pers. 135), denn jede ist allein *μονόζυξ*. Vgl. Pers. 286 f. 541 f. Klytämnestra sagt zu ihrem Sohne (Aesch. Cho. 920) *ἄλγος γυναιξὶν ἀνδρὸς εἴργεσθαι.* Elektra klagt über ihre Ehelosigkeit (Soph. El. 165. 962, Eur. Orest. 206 f.) auch Antigone (Soph. Ant. 630, 815) wird bedauert und bedauert sich selbst u. s. w. [1]) Orest sagt zu Pylades, der ursprünglich seine Schwester Elektra heiraten sollte (Eur. Orest. 1078), er solle eine andre Heirat schliessen (ib. 1080) *σὺ δ' ἄλλο λέκτρον παιδοποίησαι λαβών.* Die Kypris ist den Weibern überall das erste, Eur. Androm. 241 (Hermione spricht) *τί δ'; οὐ γυναιξὶ ταῦτα* (*K.*) *πρῶτα πανταχοῦ*; vgl. Eur. Med. 1368. Orest äussert zu Hermione (Eur. Androm. 904) *τίς οὖν ἂν εἴη μὴ πεφυκότων γέ πω παίδων γυναικὶ συμφορὰ πλὴν εἰς λέχος*; Sophokles belehrt uns (Frgm. 817 Nauck):

von des Gebärens bittren Schmerzen, schwört ein Weib,
will fern sie bleiben; aber ist der Schmerz vorbei,

1) Vgl. Eur. Hec. 413. Eur. El. 948. 1199. Iph. Taur. 220. Heraclid. 579.

Digitized by Google

wird sie von neuem in dasselbe Netz verstrickt,
weil in der Gegenwart sie neuer Wunsch besiegt.

Eine gewisse Scheu, offen von diesen Dingen zu reden, wird ganz selten empfunden, nämlich Aesch. Agam. 856 und Eur. Orest. 26 (vgl. Agam. 1204 u. Eur. El. 945).

Vergegenwärtigt man sich nun die aristophanischen Schilderungen des Lebens und Liebens, so erhebt sich zunächst der profane Gedanke, dass die Männer deswegen nie geschmachtet haben, weil die übliche Lebensführung es mit sich brachte, dass sie ihren Liebesdurst mit derselben Empfindung natürlicher Berechtigung löschen konnten, wie ihren gewöhnlichen Durst, dass sie nicht etwas zu entbehren hatten und dieses entbehrte Etwas daher auch nicht von ihrer Phantasie mit allerlei erträumten ätherischen Eigenschaften ausgestattet wurde. Dann müsste die spätere (deutsche) Zeit darin anders eingerichtet gewesen sein. Sie war es jedoch anscheinend nicht, sondern wandelte anscheinend in denselben menschlichen Wegen und Abwegen. Daher sieht man sich nach einem geistigen Grunde um. Nun sind vielleicht auch hier die Obertöne (oben p. 175) andere geworden als bei den Griechen? Dies auch. Aber müssten wir bloss die edlere Empfindung, die Vertiefung des Gefühls in der Minne-Dichtung staunend anerkennen, so möchte uns grade darum das widerliche vrouwen-Gehabe befremdlich erscheinen. Denn wenn die Weiber nun (damals) so viel höher geschätzt werden, wie erhebt man denn das keineswegs immer entsagende Girren und Gurren zu ihrer idealen Gestalt? Die Vrouwe Venus ist allgewaltig [1]), Jedermann ist ihr untertänig, Männer und Frauen. „Wir würden uns jedoch sehr irren, wollten wir annehmen, dass diese von den Dichtern besungenen zärtlichen Neigungen lediglich platonischer Natur gewesen sind.

Eurip. Tro. 665 f. spricht Andromache *καίτοι λέγουσιν ὡς μί' εὐφρόνη χαλᾷ τὸ δυσμενὲς γυναικὸς εἰς ἀνδρὸς λέχος.*

1) Alwin Schultz l. c. I 451.

Digitized by Google

Wenn je eine Zeit allein den realen Genuss im Auge gehabt hat, so ist es die damalige; mit blossem Anbeten und Schmachten ist weder den Männern noch den Frauen gedient. Die damalige Generation war körperlich gesund und kräftig. Von früher Jugend an hatten die Männer ausschliesslich ihre Körperkräfte ausgebildet, viel im Freien lebend waren sie erstarkt; die fast ausschliesslich aus scharfgewürzten Fleischspeisen bestehende Kost, der Genuss von berauschenden Getränken brachte das Blut noch mehr in Wallung, zu viel Wissen beschwerte ihren Kopf nicht und mit Gewissensskrupeln wusste man sich schon abzufinden. Und ebenso vollsaftig und begehrlich sind die Mädchen aufgewachsen: solchen Naturmenschen ist mit platonischer Liebe nicht gedient". So der gelehrte Geschichtschreiber.[1] Dass junge Stiefmütter ihren erwachsenen schmucken Stiefsöhnen entgegenkommen und erst, wenn ihre Pläne gescheitert sind, diese beschuldigen, sie mit Gewalt bedroht zu haben, ist ein oft in den Dichtungen wiederkehrender Zug. Gab es genug Männer, denen die Ehre ihrer Frauen und Töchter feil war (I 461), so kam es doch vor, dass Mädchen ihre Keuschheit für einen berühmten Helden bewahren, was keine Übertreibung der Dichter erscheint. Daneben drohen die Frauen der normännischen Ritter, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen waren, (saeva libidinis face urebantur) sich andere Gatten zu verschaffen. An Voltaire (Pucelle I) princes et rois sont très vite en amour wird man erinnert durch Parz. 407, 2 er greif ir u. s. w. Herb. Troj. 706. 713, noch andere Beispiele Schultz I 464. Über die moralische Verworfenheit des Ehebruchs sind auch die damaligen Dichter vollständig klar, aber trotzdem war er Mode; wenn sich Helden in den Gedichten unschicklich betragen, übrigens aber für gute Cavaliere angesehen werden, so muss es zum guten Ton gehört haben, d. h. Mode gewesen sein (s. Schultz

---

1) Über die grosse Zahl der öffentlichen Dirnen ib. I 456 f.

Digitized by Google

I 478). Ulrich von Lichtenstein gilt unserem ausgezeichneten Kenner (I p. 472) als Don Quixote des dreizehnten Jahrhunderts, als Carricatur alles Ritterwesens und von ihm sei nicht auf andere zu schliessen, d. h. ein so gehäuftes Mass widerlicher Tollheiten haben wir nicht leicht bei seinen Standesgenossen anzunehmen. Aber eine Zeit, welche uns die Stufen solcher Entwickelung zeigt, wie jene den Naturforschern so werte Höhle (oder ist es ein See?) für eine gewisse Schneckenart, muss sich gefallen lassen, dass jener Ulrich von Lichtenstein als eine von ihr gezeitigte Frucht ihr angerechnet wird, dass sie für ihn verantwortlich gemacht wird und mit ihm das Kopfschütteln eines späteren Jahrhunderts erregt. Dazu kommt, dass jener Ritter, den einen Don Quixote nennen verschwenderisch loben heisst, nicht etwa als erstaunliche Missgeburt seiner Zeit scheu angesehen, sondern dass er von manchem Weiblein zart hoch geschätzt wurde.

Wenn Wolfram im Gegensatz zu der Abenteuer-Liebe der Dichter die eheliche Liebe preist

swer phliget oder ie gephlac
daz er bi liebe lac
den merkern unverborgen,
der darf niht durch den morgen
dannen streben,
er mac den tac erbeiten:
man darf in niht ûz leiten
ûf sin leben
ein offen süeze wirtes wîp kan sölhe minne geben,

so glaubt Schultz, dass solche Gesinnungen damals als sehr philiströs gegolten haben. Sind die Frauen jener Zeit nun wirklich leichtsinniger gewesen, als zu mancher andern Zeit? Das Leben scheint in der Tat ziemlich locker gewesen zu sein (I 476), wenn auch diejenigen, die sich mit Behagen in diesem lockern Leben tummelten, die Minderzahl waren: aber man hörte gern von diesen pikanten Dingen erzählen, sodass Dich-

Digitized by Google

tung und Leben sich verständnisvoll die Hand reichen konnten (vgl. ib. II 425, 426). Gervinus (Gesch. der poet. Nat.-Lit. der Deutschen bis Hans Sachs, Abschn. V.) sagt: „Das ewig wiederkehrende Thema des Minnegesanges in Deutschland ist der Gesang von Freud und Leid. Damals war der grosse Unterschied zwischen den deutschen Sängern und den romanischen, dass die ersteren nicht jene stolze, selbstzufriedene Ruhe hatten, wie jene, dass ihnen mehr das Demütig-Christliche, das Düstre zusagte, während jene dem Heitern zugewandt waren. Die Romanen haben eine heitere, antike, selbstvertrauende Weltansicht, eine mehr menschliche, die Germanen eine mehr göttliche. Die deutsche Liebe sei mehr innerlich, in sich zurückgezogen; sie lebe in dieser ganzen Epoche ihrer Minne, während die Troubadours sich in alle Verhältnisse der Gesellschaft einmischten und da mit redeten, handelten, liebten und hassten.“ Um dieses Urteil zu prüfen, müsste man eben die Dichtungen der Troubadours und die ganze deutsche d. h. mhd. Poesie durchgelesen haben. Wer nicht in der glücklichen Lage ist, über diese Errungenschaft zu verfügen, wird sich naturgemäss an Einzelheiten halten und sogar einem Gervinus gegenüber etwas zu zweifeln wagen.

Es mag sein, dass sich unter den mhd. Dichtern auch ein sinnlich-unsinnlicher Freier befindet; den Romanen wird er kaum fehlen. Dass wir unter den mhd. Dichtern auch Freier von nicht anzuzweifelnder Sinnlichkeit haben, werden wir ruhig zugestehen, auf die Gefahr hin, damit einen Vorzug gegen die Romanen einzubüssen. Ja, wir werden dem geistvollen Gervinus wol folgen, wenn er, in geschichtlichen Vergleichungen oft ebenso überraschend wie schlagend, unsern an Wolfram so gern haftenden Blick auf die Orestie des Äschylus und auf den Faust hinlenkt. Aber das starke Körnchen Sinnlichkeit lassen wir nicht sich verflüchtigen zu sentimental-überirdischem Dunst, sondern glauben vielmehr, dass der deutsche Sänger jener Zeit nicht viel anders empfunden hat als der Troubadour

Digitized by Google

und dass der Ausdruck dieser Empfindungen als ein nicht zu überhörendes oder umzudeutendes Zeugnis bei den Dichtern vorliegt, ja durch mancherlei Berichte der Geschichtschreiber verstärkt wird.

Nach alledem haben wir nun unsere Frage zu erneuern, woher dieser poetische Taumel kommt. Mag das Leben sein wie es will, so braucht die Literatur nicht der adäquate Ausdruck des Lebens zu sein. Liebesfreuden werden von den Griechen anders literarisch behandelt, als von den Minnesingern. Dass die Frauen so schwer zu erringende Güter gewesen sind, wie etwa einmal die Männer (Faust II, 1, Rittersaal, Gespräch der jungen Dame, der älteren und ältesten und Aristoph. Eccles. 877—1111), passt nicht auf die mhd. Zeit. Daher können wir kaum anders, als uns an den Modetaumel erinnern. Ähnlich scheint die Meinung Gustav Freytags zu sein. Denn er gesteht (Bilder a. d. d. Verg. I gegen Ende, S. 519, f. 1882), dass die Liebe des Ritters nicht eine grosse Leidenschaft gewesen sei, sondern ein phantastisches Spiel; er nennt jene Sentimentalität kindisch und eine arge Verbildung, er weist darauf hin, dass seit dem Ende des elften Jahrhunderts die eleganten Damen der Provençalen und Normannen mit ihren vertrauten Sängern nach dem Morgenlande kamen und dass deren Liebesabenteuer das grosse Interesse der Heere waren. Dort lernten die Deutschen, dass es dem Ritter zieme, sich eine edle Dame zur Herrin zu wählen, in ihrem Dienste Gefahren zu bestehen, durch Rittertat und Liebeslied um ihre Gunst zu werben, um Ring, Band oder Schleier, den man an die Rüstung heftete, um Liebesblick und Erhörung. Der modemässige Betrieb dieser Dichtung äussert sich denn auch in ermüdender Variation stehender Gedanken, Prädikate und Situationen.

Freytag und Schultz stimmen also darin überein, dass die Mode zur Erklärung helfen muss. Nun ist sie freilich keine ausreichende Erklärung, sondern selbst etwas oft Unerklär-

Digitized by Google

liches. Aber wir brauchen nicht viel Worte darüber zu machen. Dass die Menschen Brot essen, ist nicht Mode, obwol es fast allenthalben geschieht. Dass die Menschen, sobald sie literarische Wesen geworden sind, das verherrlichen, was sie gern haben, ist nicht eine Neigung, welche wir Mode nennen. Wir bezeichnen vielmehr mit Mode, selten um damit ein anerkennendes Urteil zu fällen, eine Erscheinung, welche vorübergehend ist, die keinen rechten Sinn hat, die mehr einem blinden Willensdrang nach Abwechslung, als einer verständigen Überlegung gerecht wird, die irgend einer plötzlich auftauchenden Geschmacks-Verkehrtheit der sich langweilenden, an Geld oder Zeit Überfluss habenden Menschen entspringt, als einem dauernden und zu rechtfertigenden Bedürfnis. So scheint denn auch in Deutschland (von der Provenze einwandernd) die Weiber-Mode zu erklären als eine literarische Verstierung. Man machte die Sache zuerst nach, weil etwas Neues, mag es gut oder schlecht sein, zur Nachahmung reizt. Später wurden diese poetischen Redensarten wol vertieft, mit wirklicher Empfindung ausgestattet. Aber Worte haben Macht, und wer die rechte Zeit findet, ein neues Wort auszusprechen, muss oft über die ungeheure Dankbarkeit der Menge staunen, die das Wort begierig aufnimmt, als wäre ihr damit ein köstlicher Schatz gegeben, ein erstaunlicher, nicht auszuschöpfender Inhalt, ein Massstab des Urteils, welcher alles „schulmässige" Denken überflüssig macht, eine Formel, welche den Adepten von der stumpfsinnigen Menge der Nicht-Bekenner scheidet. Dass solche Verstierung öfter angetroffen wird, liesse sich zeigen: aber da sie oft Modesache ist, so ist jedes weitere Beispiel nur zu kritischer Betrachtung geeignet und diese erfordert, was hier zu weitläufig wäre, nicht nur die Darstellung des Unrichtigen, sondern auch die Begründung des Richtigen. Die Verwandtschaft literarischer Verstierung mit der Mode zeigt sich natürlich nicht am wenigsten darin, dass in beiden Fällen die Menschen sich blind der Tyrannei unterwerfen.

Digitized by Google

Nun kann man sagen: alles ist Mode. Nicht nur Hegel und Schelling waren Mode, auch Kant war und ist Mode. Nicht nur Schiller und Goethe sind Mode, auch das Nationalitätsprincip und der christliche Glaube sind Mode. Wir brauchen nur die Zeiträume etwas grösser zu nehmen, wozu uns die Paläontologen freigebigst ermächtigen. Sind dies die beiden charakteristischen Eigenschaften der Mode-Erscheinung, dass sie vorübergehend ist und dass sie später als überwundener Standpunkt betrachtet wird, so gibt es kaum etwas in der Welt, was nicht unter den verpönten Begriff Mode unterzuordnen ist. Das Antlitz unsrer Erde sogar möchte einem Beobachter, der nicht nach unsrer kümmerlichen menschlichen Zeit misst, seine Moden zu haben scheinen. Vielleicht kehren einem solchen Beobachter die für ihn nicht sonderlich auffälligen Zeiten wieder, da die Erde den blauschimmernden Schmuck des mittelländischen Meeres an einer andern Stelle tragen wird, als jetzt, an derselben, wie früher. Vielleicht kommen bei den Menschen, als welche sich dem Engeldasein immer mehr annähern, einmal die Beine ab und sie werden kugelig. Wie? wird man sagen. Nun, manche Würmer haben Gott weiss wieviel Beine: die Schmetterlinge und Käfer haben bloss noch sechs, die Säugetiere bloss noch vier, die Vögel, die sich den Engeln durch ihre Erhebung über die Erde und freie Bewegung im Raume noch mehr nähern als die Säugetiere, so wie der Mensch, der mit seinen Gedanken alle Tiere überfliegt und nach seiner eignen Meinung sogar nur noch halb Tier, halb schon Engel ist, haben bloss noch zwei. Bei jeder neuen Annäherung an die Engelstufe fallen je zwei Beine weg. Verliert also der Mensch die seinigen, so könnte er dadurch wenigstens sich der Engelnatur nähern (Fechner, Vergleichende Anatomie der Engel III = Kl. Schr. p. 221). Vielleicht endlich fängt das Rad der Zeit einmal an, sich rückwärts zu drehen, statt, wie bisher, immer vorwärts (Fechner, Kl. Schr. p. 273 f. Vier Paradoxa. 2. Der Raum hat vier Dimensionen

und p. 339 f. Stapelia mixta. 3. Verkehrte Welt); dann legte man sich zu Bett, wenn man am muntersten ist und erwacht schläfrig, sodass man sich die Augen reibt u. s. w., wie dies Fechner höchst geistvoll ins einzelne beschreibt.

Wenn uns nun diese möglicherweise einmal eintretende Mode als ein allzujenseitiger Gedanke gilt, obgleich er sich nur im Diesseits verwirklichen könnte, so drohen doch mancherlei feste, altehrwürdige Überzeugungen vor der Kritik der „freien Geister“ als morsch und alterschwach zu zerbröckeln (Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Leipzig. 1886) und somit der unerschöpflich gebärenden aber auch unerschöpflich verschlingenden Mode zu verfallen. Die Titulaturen gut und böse werden vielleicht einmal zu leeren Klängen und haben nur noch für den vertrockneten aber eingefleischten Philologen Interesse, der sie betrachtet wie die Namen längst aus der Mode gekommener Kleidungsstücke, mit denen sich früher einmal die Menschen gar stattlich besonders an Sonntag-Nachmittagen ausgeziert haben. Die Vaterländerei und Schollenkleberei (Nietzsche l. c. p. 196 f.) der guten Europäer ist dann eine geschichtliche Curiosität geworden und — last not least — die Füchse sagen sich, statt mit der spitzen, klugen Schnauze mit dem Schwanze gute Nacht. Wenn dann ein Dichter sein Preislied singen will, so könnte er wol berechtigt scheinen, die Mode als Alleinherrscherin *ἀνίκατος μάχαν* zu nennen, falls es dann überhaupt noch Mode sein sollte, mit solchen Attributen einen Wert auszudrücken.

Uns ist jedoch dieser Massstab noch nicht handlich geworden und wir bleiben bei der philiströsen Gewohnheit, von Mode für bestimmte kleine Gebiete zu reden, obgleich sich der Begriff Mode stetig vom Kleinsten auf das Grösste, von Nichts auf Alles ausdehnen lässt. Wir machen also, als gute Europäer, die Mode mit, altmodisch zu sein, indem wir es den von Wehen noch nicht wie Hekuba erschöpften Lenden der

Digitized by Google

Zukunft überlassen, das ihr gemässe Geschlecht freier Geister zu Tage zu bringen, erhoffend. damit uns nicht einer mephistophelischen Phantasie schuldig zu machen (Paulsen, Was uns Kant sein kann? p. 45), weil wir uns ja dabei nicht die letzten Eskimos am Äquator um das letzte glimmende Holzscheit versammelt denken, indem sie sich an dem letzten Tropfen Tran (kann man hinzufügen) aus dem letzten Scherben des letzten Topfes mit ihrer letzten Kraft erletzen.[1]) Als Beispiel der Verstierung im Kleinen dürfte, um uns wieder zur Sprache zurückzufinden, noch die von Aristophanes verspottete Neigung des Euripides für den Äther anzuführen sein (z. B. Ran. 892). Ferner gehört hierher Goethes Bemerkung (IV, 87): „Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen, und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.“

Es könnte, wem überhaupt damit gedient ist, allemal ausreichend erscheinen, die Gedanken der Menschen selbst oder ihre geschichtliche Entwickelung darzustellen, ohne diese wirklichen oder vermeintlichen Tatsachen durch eine theoretische Betrachtung zu belasten. Indessen ist diese mitunter doch wertvoll, wenn auch manchem gruselt, dem sie angeboten wird. Hier soll von dieser Ergänzung ein sehr massvoller Gebrauch gemacht werden. Und wer trotzdem seinen Grusel nicht bezwingen kann, sei gebeten, diesen Abschnitt zu überschlagen. Wie wir aber unseres Denkens oder eines Denkfehlers desto sicherer zu sein glauben, wenn wir den Massstab der logischen Formel zu Hilfe nehmen, so hat auch die psychologische For-

1) Über die Mode vgl. Fechner, Vorschule I 254.

Digitized by Google

mel (also Ausdrücke wie Association und Apperception) ihren Wert, wenn er auch nicht so sicher nach Hause getragen werden kann, wie ein ausgegrabener Vasen-Scherben oder wie ein Zettelchen, das eine Goethesche Küchenrechnung enthält. Formeln haben eine zum Denken anreizende Kraft, welche gelegentlich mystisch wird. A = A ist von Schelling vielleicht widerwärtig verzerrt worden, war ihm aber doch, trotz all ihrer Leerheit, so umfassend, wie der leere Raum, der für alle Dinge Platz hat, und setzte sein Denken gewaltig in Bewegung. Mit noch innigerer Hochschätzung pflegen Mathematiker den geheimnisvoll-reichen Inhalt ihrer Formeln verliebt zu betrachten und anzupreisen.

Eine Formel hat auch in ihrer Kürze einen ästhetischen Reiz und der Mensch, der sie braucht, glaubt die Dinge, welche durch die Formel umfasst werden, noch einmal zu besitzen, wie im Auszug eines Elixirs allerlei Kräfte zu eindringlicher Wirksamkeit verdichtet sind.

Die Menschen haben ja lange gedacht, ehe es eine Logik gab und ehe von Psychologie die Rede war. Mannichfaltige Spracherscheinungen sind, ohne von Association und Apperception angefallen zu werden, ruhig ihren Weg gegangen, ja sogar erklärt worden. Wir haben nun aber einmal diesen Apparat, und da sogar die strengen Sprachforscher, die ganz geschichtlichen, von jenen beiden Fangnetzen Gebrauch machen, um die unschuldigen Ereignisse sprachlicher Entwickelung darin einzufangen und sie rücksichtslos als Apperceptionen zu entlarven, so dürfte es erlaubt sein, hier gleichfalls ein schüchternes Grashälmchen der Apperception anzubauen, obgleich dies weder ein deutsches, noch griechisches, noch indisches (was schon bedenklich wäre), ja sogar kein lateinisches Wort ist. Sich dieses Wortes zu bedienen ist freilich der Anfang jener bösen Tat, deren Fluch es bekanntlich ist, fortzeugend Böses zu gebären. Denn wer sich der Apperception ergibt, der kommt weiter zu Vergleichungen verschiedener Sprachen-

Digitized by Google

Und das ist, wie wir mit Betrübnis gestehen, nicht immer reinlich und zweifelsohne.

Der Kenner des Griechischen kann seine Beobachtungen einer Menge reinlich geglätteter weisser [1]) Kugeln vergleichen, die er in seiner griechischen Tasche hat und die dort ein beruhigtes Dasein führen. Hat er am Ende auch eine römische Tasche mit roten Kugeln, so wäre es vielleicht ungeschichtlich, sie in einem Anfall von bacchischer Spielwut mit den weissen zusammenzuwerfen. Kommt aber nun noch Jemand mit blauen indischen und grünen deutschen und behauptet, dass diese vier lieben Farben eine gar schöne Harmonie ergeben, so trübt er das hellenische Weiss, beeinträchtigt das würdige Rot, und erregt den Verdacht, dass er durch buntschillernde Kunststücke etwa einem Grundton der historischen Anschauung nicht gerecht wird. Aber solamen miseris — und da wir sogar in unsrer christlich-germanischen Zeit für die antiquitas omnigena Platz haben, so entnehmen wir daher unsern Trost, aus dem Altertum, indem wir nämlich gegenüber solchem Kopfschüttler gelassen jenes stoische θαυμαζέτω des Arrian aussprechen.

Wilhelm Grimm, von Apperception noch nicht angekränkelt, spricht seine Meinung über Sprachentwickelung, etwas kurz, so aus Klein. Schr. III p. 518: „Das Wort hat seine organische Form und darin besteht sein Leben, die menschliche Seele bläst ihm aber erst den Geist ein, von ihm (ihr) empfängt es seine Bedeutung. Ein buchstäbliches Verständnis gibt es nicht, der Gehalt eines Wortes steigt und sinkt, dehnt sich aus oder zieht sich zurück, im einzelnen erscheint das nach Willkür, aber im grossen hängt es vom Gang der Bildung ab, der wieder grossen Naturgesetzen folgt. Das ist die Geschichte unsrer Sprache, der Geist wächst, aber das Mittel, das uns zu

1) Man entschuldige diese scheinbare Opposition gegen die Polychromie!


Digitized by Google

seiner Äusserung anvertraut ist, erkaltet langsam wie die Erdrinde und wir bemühen uns nur arbeitsam, die Oberfläche zu durchfurchen, um den täglichen Bedarf zu erzielen". Es wird wol zugestanden werden, dass die Geschichte des Bedeutungswandels und die Geschichte der Wortbildung Apperceptionsgeschichte ist d. h. wie ein Lautkomplex seine Function verändert und wie von bestehenden Complexen gemäss der einer Sprache eigentümlichen Formbildung andere Wörter gebildet werden, wie Vorhandenes zur Bezeichnung eines mannichfaltigen Inhalts benutzt und für neue geistige Inhalte neue Wortformen erzeugt werden, dies sind Apperceptionen. Der Laut A dient als Bezeichnung des geistigen Inhalts w und x, später auch y und z. Für das geistige Bedürfnis m (Anschauung, Vorstellung, Begriff), das sich allmählich bemerkbar macht, wird der Laut A^1 oder B geschaffen; da wir aber von „schaffen" kaum berichten können, so werden wir wol sagen müssen, wird A^1 oder B^1 verwendet. Apperception ist also (für die Sprachgeschichte) der Vorgang der Ernährung oder der Befriedigung des Denk- und Ausdrucksbedürfnisses mit vorhandenem oder umzuformendem Wortmaterial. Wie wir uns auf der Erde nicht von neu geschaffenem Stoff ernähren, sondern im Kreislauf von der Umformung des vorhandenen, so bringen wir auch kein neues Alphabet auf, sondern die vorhandenen Laute werden kombiniert zu Wörtern. Wir haben ja andere Wörter, neue, als die Ur-Indogermanen, aber nur durch andere Combination der Laute, durch Ablegung alter Laute, durch systematische Veränderungen an den beibehaltenen. Dass neue Gedanken entstehen wissen wir ja; sonst wäre alles Gerede vom Fortschritt der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, leer. Also Apperception bezeichnet den Haushalt, dessen Faktoren Denken und Sprechen sind. Wie der Leib seinen Willen zum Essen u. s. w. hat, so hat der Geist seinen Willen zum Denken und Sprechen und sieht nun zu, wie er dessen Bedürfnisse auch durch Sprache befriedigen kann. Nimmt man

Digitized by Google

den Ausdruck der Apperception in diesem allgemeinsten Sinne, so hindert nichts, dass man sie als Funktion des Willens auffasst (Wundt, Physiolog. Psychol. Erste Aufl. p. 796[1]). Dagegen sind einige Schwierigkeiten, welche sich ergeben aus der Vergleichung der engeren Fassung Wundts mit dem üblichen Sprachgebrauch hervorgehoben in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie X p. 346 f.

Die Darlegung der in der Geschichte der Sprache vorliegenden Wandlungen der Bedeutung wird voraussichtlich immer mangelhaft bleiben. Denn zunächst treten uns z. B. im Indogermanischen Homonyma entgegen, deren versteinerte Festigkeit unsern Lautanalysen und Lautsonderungen noch siegreich Widerstand leistet. So lesen wir bei Fick (Vgld. Wb. I³ p. 515 f.) kak lachen, kak cingere, kak schaden, kak hinreichen, wohin gelangen; kat lärmen, kat bergen; kap halten, kap auf- und niedergehen, kap braten u. s. w. Ein anderer Gelehrter macht uns aufmerksam, dass Ficks Wörterbuch dem Prähistoriker nur bei gründlichster Sprachkenntnis nützlich sei, (O. Schrader, über den Gedanken einer Kulturgesch. d. Indogerm. 1887 p. 5)[2]). Aber Fick, der jetzt eine so weit gehende Vorliebe für äolische Exercitien hat, steht nicht allein mit der Ansetzung von Homonymen. Denn bei Hübschmann (Das indog. Vocalsystem 1885) begegnen wir einer Wurzel dhā setzen, saugen; pā heisst trinken, schützen, sich auflehnen; mā messen, bauen, bilden, tauschen, brüllen; rā geben, bellen; dā reinigen, binden; drā laufen und schlummern u. s. w. Fick lässt nun

1) Vgl. ib. 765. 717 f. Andere Literatur in dem Aufsatz von O. Staude: der Begriff der App. in der neueren Psychologie, in Wundt. Philos. Studien I, 2 p. 149—212. 1882. Ausserdem B. Erdmann, Zur Theorie der Apperception, Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos. X, 3, 307—345. X, 4, 391—418. Fechner, Revision der Hauptpunkte der Psychophysik, 1882 S. 204 f. 290 f. Ders., Über die psychischen Massprincipien und das Webersche Gesetz in Wundts Philos. Studien IV p. 208.

2) Vgl. über dieses Buch von F. die Kritik von Windisch in K. Z. XXI, 385 f.

Digitized by Google

(ib. IV, 49) eine kleine Anzahl scheinbarer Wurzeln durch Reduplikation entstanden sein, kak lachen aus ka-ka (vgl. für das Ägyptische Abels Schriften), gag aus ga-ga, kak cingere vielleicht aus ka-ka, welches ka krümmen, wölben bedeutet. Überhaupt will er die auf k auslautenden Wurzeln (ak ausgenommen) auf Wurzeln ohne dieses Determinativ k zurückführen. Indessen werden damit keineswegs alle Homonyma beseitigt. So bleibt auch (IV, 40) pu reinigen und stinken, und was ist gewonnen, wenn kam sich mühen (IV, 46) auf ka zurückgeht, da es zugleich ruhen bedeutet? Wenn es wahr ist (IV, 47), dass keine wahrhafte Wurzel der indog. Ursprache auf n auslautete?

Durchmustert man nun sein Wurzelverzeichnis, so ergeben sich, wobei Fick leider (IV, 13) von den pronominalen Wurzeln abgesehen hat,[1]) etwa zwanzig primitive Laute und dazu etwa dreissig primitive Bedeutungen. Primitiv heisst natürlich nur das, was hier für uns als das Älteste sich erreichen lässt, dessen Ursprünglichkeit aber natürlich keineswegs sicher ist. Aber auch dieses Wurzelverzeichnis lehrt, dass es bereits in der indogermanischen Ursprache Synonyma und Homonyma gegeben hat. Man frägt also, um zu wissen, welcher Sinn des Menschen anscheinend am meisten bei der Erschaffung dieser Wurzeln beteiligt war, weiter, welche Synonyma am zahlreichsten und welche Vorstellungskreise am deutlichsten vertreten sind. Etwa so: lassen sich ausser Wurzeln für Gehörs- und Gesichtswarnehmungen auch solche für Tastwarnehmungen unterscheiden? Findet sich dort bereits Übertragung von einem Sinnenkreis auf den andern, wie bei hell sein und tönen zwischen Auge und Ohr? Sind die Wurzeln durch Mitschwingung entstanden beim äusseren Geschehen? Sind subjektive Affekt-Laute nachweisbar?[2])

---

1) Vgl. Pott E. F. I² § 2 S. 5, Steinthal, Charakt. 1860 p. 301, Delbrück l. c. S. 90.

2) F. ist entschiedener Gegner des Darwinismus; ob auch der An-

Digitized by Google

Unter den Synonymen begegnet uns etwa ein Dutzend für schreien und tönen; für hell sein und scheinen etwa sechs. Begehren, gern haben, beachten: vier. Erreichen, durchdringen: vier. Gehen, erregen, treiben: fünf. Atmen, hauchen, stürmen: vier.

Danach hätten Geräusche aller Art am meisten zur Auslösung von Sprachlauten getrieben, ein Ergebnis, welches theoretisch ganz gut passen würde zu der Ansicht, dass die Sprache sehr wesentlich abhängig war von dem höheren musikalischen Talent des Menschen in Gehör und Stimme. Wären wir berechtigt die Wurzeln so einzuteilen

A. Affekt-Laute, welche nicht Mitschwingung äusseres Geschehens sind,

B. Reflexe, verursacht durch Naturvorgänge,

 a) akustische

 b) an-akustische,

so sind in dieses Schema aus Ficks Verzeichnis unter B, b die Gesichtsvorstellungen hell sein, scheinen einzuordnen, während unter A gehören würde: gern haben, begehren. Zu A würde man wol auch rechnen gha gähnen, klaffen, dha, setzen, stellen, legen, na neigen, beugen, pa trinken, spa blasen, gar verschlingen (IV, 119). Für den Tastsinn fände sich kein gesonderter Kreis. Dagegen fehlt es nicht an Beispielen von Übertragung

sicht, dass der Mensch aus tierischer Grundlage sich herausgearbeitet hat? Vom Affen braucht er sich ja nicht fortgebildet zu haben, Gerland, Anthropol. Beiträge I S. 168 f. Fechner, Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen p. 81 f. F. spricht IV, 6 von den rohen Ansichten, wonach die Sprache sich ihren Elementen nach aus dem tierischen Gebrüll und sinnlosem Nachblöken fremder Töne emporgerungen hätte. Allein, wenn jenes Nachblöken stattgefunden hätte, so wäre es kaum sinnlos zu nennen, denn es wäre ein Reflex, welcher bei völliger Gesundheit des Organismus ohne Wahl mit Notwendigkeit hervorgebrochen wäre. Ob F. die Reflextheorie ebenso beurteilt, weiss ich nicht.

Digitized by Google

zwischen Gesichts- und Gehörswahrnehmungen (vgl. Wundt, Phys. Psychol. Erste Aufl. S. 850)[1]):

abh-bha tönen, hell sein, scheinen
ra, ar-ar tönen, hell sein
ga tönen, hell sein
ka tönen, brennen
ba „Tonwort" — bha scheinen, hell machen.[2])

Da Fick „nicht mehr dem Wahne verfallen ist, es müsste für die Verba der Ursprache immer eine möglichst grobsinnliche Bedeutung aufgestellt werden", so finden wir Wurzeln von sehr vager Bedeutung, welche also vortrefflich zur Apperception d. h. zur Specialisierung des Sinnes geeignet waren.

ag-ga erregen (IV, 23); pru schwimmen 31 und 67 allgemeines Verb der Bewegung; ta ganz allgemein wirken, zurechtmachen 52; ma in dem allgemeinen Sinne bereiten, beschaffen 54; ap-pa erreichen, erlangen 67, sa einen Ort einnehmen 72, va Wurzel der Bewegung 81, da (ebenso) 106.

Wir müssen noch länger bei F. verweilen, weil sein scharf-

1) Der Eindruck der Vokale ist mehrfach mit dem bestimmter Farben verglichen worden, ja sogar mit Consonanten hat man die Vorstellung von Farben associirt vgl. Fechner, Vorschule der Ästhetik I 176, 177. II 315 f. Nach den statistischen Beobachtungen Fechners erscheinen a, e, i als heller, o, u als dunkler. Den entschiedensten Eindruck unter den Vokalen machen i als gelb, a als weiss, u als schwarz. Aber auch e hat, nur mit geringerem Übergewicht als i, gelb als Hauptcharakter, indess o mit dem Hauptcharakter rot erscheint, beides doch wahrscheinlich nur, „weil e im Worte gelb, o im Worte rot vorkommt" . . . Niemals ist a als gelb, e und i schwarz, o und u weiss, u gelb gefunden worden. Zwangsmässige Lichtempfindungen durch Schall haben untersucht Bleuler und Lehmann, Lpz. 1881, Fues. Leider sind bei Fechner keine Untersuchungen über ei, oi, au angestellt. Vgl. auch Ztschr. f. Vps. XV, 455 f. u. Gaudy, Werke von Arthur Müller, II 3: weisse Häuser s c h r e i e n lustjauchzend auf aus der violetten Folie des Gebirges, wenn sie von der Sonne beglänzt werden.

2) Über schliessendes r, n, m IV, 85—87. 22. 47. 92; über Umstellungen wie ap und pa vgl. Schmidt, Die Wurzel ak (1865) S. 10, Schleicher, Beiträge II, 96, Compend.[4] § 206, Misteli, Ztschr. f. Vps. XV, 196.

Digitized by Google

sinniger Versuch der einzige vollständige ist. Sehen wir also zu, wie F. diesen von ihm festgestellten Sprachschatz charakterisiert und klassificiert.

Alle Laute zerfallen in zwei Klassen, je nachdem sie zu ihrer Hervorbringung (IV, 3) einen niedern oder höhern Grad der Geistestätigkeit erfordern. So gibt es eine verschwindend kleine Minderzahl sprachlicher Grundbestandteile, deren Hervorbringung kein Selbstbewusstsein notwendig voraussetze. Das sind die sogen. Empfindungslaute, Schall-Nachahmungen und Lallwörter. Die Mehrzahl dagegen, die zweite Klasse, diene zum Ausdruck von Begriffen, die nur vom selbstbewussten Denken gefasst und lautlich dargestellt werden konnten. Die Empfindungslaute wurzeln „offenbar in dem Schrei, welchen der von einer direkten Gefühlswallung heftig ergriffene und dadurch des klaren Selbstbewusstseins momentan beraubte Mensch ausstösst. Dieser Original-Schrei findet in der menschlichen Rede in seiner nackten Natürlichkeit keinen Platz." Sonach müssen wir teilen:

A. Empfindungslaute (Onomatopöie? IV. 7. 8. 18; Lallwörter la-la, ata)

B. Begriffslaute
  a) Pronomina
  b) Nomina und Verba
    1. nicht zusammengesetzte
    2. zusammengesetzte
      α) mit sich selbst: Reduplikation
      β) durch gleichartige Elemente ἔσθω esse aus ἐσ-θε (tun)
      γ) durch ungleichartige Elemente ad-ma (ich) ádmá, ádma, ádmi ich esse
    3. in der Wurzel veränderte
      α) ohne neue Elemente (Schwächung des Vokals IV, 19—44)

Digitized by Google

β) durch Determinative IV, 44 f.[1])
a) unselbständige Determin. a, n, m
b) selbständige Determin. k, g, d, dh, p, b, bh, r, IV, 51 f.

Die Lallwörter (Tändelnamen) haben in einigen Sprachen ernsteren Klang gewonnen und sind zu traulichen Benennungen der Eltern und überhaupt älterer Personen geworden (Fick, Die ehemal. Spracheinheit S. 271); im Slavischen hat eine Ableitung von ata (poln. oiciec) den alten Vaternamen sogar ganz verdrängt; Wörter der Art sind ata, tata. nana; atâ, nanâ, ma, mamâ.

Wir gehen über die Anfechtbarkeit der angeblich verschiedenen Art der Entstehung der beiden Klassen hinweg, als über eine lediglich psychologische Frage. Dagegen hat, was geschichtlich wichtig ist, Bréal hervorgehoben. Jene Sylben, sagt er, sind vielleicht déjà usées par le frottement des siècles. Somit kann entweder die Form der Laute, oder ihre Zahl, oder ihre Bedeutung Bedenken erregen. Die Form nun wol kaum; wenigstens Einfacheres können wir uns nicht denken als ma, pa, ka. Ist es aber wahrscheinlich, dass der Inhalt, die geistige Seite, unsern Vorstellungen davon entspricht, wie die Sprachschöpfung in jenen alten Zeiten vor sich gegangen ist? Da kommt man immer wieder auf den Gedanken zurück, dass wir in diesem Wurzelverzeichnis wol zwar im wesentlichen die indog. Ursprache haben, dass aber dieser Bestand schon sehr viel Zeit zu seiner Entwickelung gebraucht hat.[2]) Denn die ältesten Denkmäler, aus welchen diese Wurzeln abstrahiert sind, mögen wirklich 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden sein — wieviel Jahre haben noch vor diesem Zeitpunkt gelegen?

---

1) Über anderweitige Äusserungen Ficks s. Delbrück l. c. S. 81 f. Bréals Einwände gegen F. examen critique de quelques théories u. s. w. Journal des sav. Octob. 1876 p. 632 f. oder Mélanges etc. Paris 1877.

2) Vgl. Windisch in K. Z. XXI, 398.

Digitized by Google

Die Klassifikation der Wurzeln endlich ist noch unsicher. Ausser den pronominalen und prädikativen scheinen, als ein mittleres Gebiet, subjektive oder Begehrungswurzeln anzusetzen. Warum sollte nicht ein lebhaftes Begehren einen Laut cha erzeugt haben, welcher dann zum Symbol des Begehrens geworden ist? Es wäre nicht nötig, denselben Affekt-Laut in andern Sprachen, als allgemein menschlichen, wieder zu finden, schon darum nicht, weil er untergegangen sein könnte, von einem andern verdrängt.

Delbrück l. c. S. 78 sagt: „Mehr Bedenken erregen gewisse Partikeln z. B. die Partikeln der Abwehr und Ermunterung mā und nú. Wie diese Wörter, welche weder eine Erscheinung benennen, noch den Sprechenden mit seiner Umgebung in augenblickliche Beziehung setzen (?), in eine der vorhandenen Abteilungen eingefügt werden können, ist schwer zu sagen.

Vielleicht wäre noch eine dritte Klasse anzusetzen, nämlich solche Wurzeln, welche als Begleiter von allgemeineren Empfindungen auftreten und mit den Interjektionen, die doch nicht völlig aus der Sprache auszuschliessen sind, zusammengehören." Vgl. Gerland, Anthropol. Beiträge I p. 301 f. 376.

Trotz der Kürze der Darstellung, welche übrigens nichts Wesentliches verschwiegen hat, leuchtet die Ungunst der Verhältnisse hervor. Denn wir wissen weder den sichern Bestand einer Ursprungs-Periode anzugeben, noch sind wir im Stande, die Wurzeln nach ihrer verschiedenen Herkunft zu unterscheiden, ob sie Mitschwingungen äusseres Geschehens sind, oder ob sie der erregten Empfindung des Menschen als ein unwillkürliches Mittel der Befreiung gegolten haben. Dieses letztere ist nicht gleichgiltig. Denn wenn auch der Mensch, welcher gha oder cha schreit, sobald er in einer bestimmten leidenschaftlichen Erregung ist, dadurch eben der Leidenschaft gewissermassen unterliegt, da er sie ja mit einem Zeichen seines Affekts verrät, so würde er sich doch andrerseits durch Fest-

Digitized by Google

haltung und Verwertung dieses Lautes schöpferisch zeigen, indem er einen Laut besitzt, welcher ganz sein eigen ist, keine Mitschwingung eines Klanges oder Glanzes der umgebenden Welt.

Bei dieser Ungunst der Verhältnisse scheint es nicht einmal geraten, Ficks Wurzelverzeichnis psychologisch durchzuarbeiten zu dem Zweck, daraus die Grundlage indogermanischer Sprach-Apperceptionen zu entnehmen. Mehrfach behindert, seinen psychologischen Anschauungen beizustimmen, hebe ich doch seine Schlussaufforderung (IV, 120) hervor: „Es sei zu untersuchen, ob nicht mehrere der gleichlautenden aber scheinbar bedeutungs-ungleichen Elemente sich auf einen gemeinsamen Sinn und damit auf eine Wurzel reducieren lassen. Einige Andeutungen dieser Art sind bei der Aufzählung der Verbal-Elemente schon zu geben versucht, jedoch sei die Frage im Zusammenhange und nach eingehendem Studium der Art der Bedeutungsübergänge, wie sie sich in den ältesten Sprachzuständen zeigt, zu behandeln. Erst nach Vollziehung dieser Operationen dürfe man annehmen, die wahren Verbalwurzeln der indog. Sprachen, oder, was ganz dasselbe ist, den Verbalschatz der urältesten Periode unseres Sprachstammes gewonnen zu haben.“

Wer dieser Anweisung zu folgen geneigt ist, wird sich nur immer wieder sagen müssen, dass die „ältesten Sprachzustände“ von ihrem Ursprung an gerechnet freilich ein respektables Alter haben, dass sie aber von diesem Gesichtspunkt aus für uns viel zu alt sind, während sie wieder, von uns aus betrachtet, viel zu jung sind, wenn sie auch Denkmälern entnommen sind, die bereits ein paar tausend Jahre alt sind.

Demnach werden wir, da wir uns zu leicht im Urwald verlaufen können, immer wieder auf die Gärten jüngerer Literaturen hingewiesen, die ja selbst für den leidenschaftlichsten Sucher ausgedehnt genug sind und noch nicht von so betrübender Zahmheit, dass in ihnen ein kleines Abenteuer des Verlaufens

Digitized by Google

als ausgeschlossen erscheint. Nur schiene dabei von Vorteil, ja auch von Reiz, sich nicht auf ein Idiom zu beschränken. Vielmehr muss sich ja doch die Gleichheit oder Verschiedenheit menschlicher Auffassung aus der Durchmusterung verschiedener Sprachen ergeben. Da nun sowol die indogerm. Etymologie als auch die semitische relativ hoch entwickelt sind, so empfiehlt es sich, nach bestimmten Kategorien Vergleichungen zwischen ihnen anzustellen. Dazu nehme man dann, der Abwechslung halber, eine recht einfache, arme Sprache, welche nicht den Verdacht erregt, von besonderer etymologischer Verschlagenheit zu sein, um sie mit jenen beiden hochstehenden Sprachen zu vergleichen. Der „historische" Sprachforscher sei unbehelligt von solcher Vergleichung; sie ist ein Privat-Vergnügen des Psychologen und der „historische" Sprachforscher braucht die Tragödenstirn nicht in bedrohliche Falten zu ziehn, wenn man jene Vergleichung in gebürender Bescheidenheit nicht als historische sondern als psychologische Arbeit bezeichnet.[1]) Wie es vergleichende Syntax gibt[2]), so sollte vergleichende Bedeutungslehre nach bestimmten Kategorien in Angriff genommen werden. Wenn die Menschen das Bedürfnis haben neue Gedanken zu bezeichnen, Empfindungen, Ereignisse, Gegenstände, so sind sie allemal genötigt, das Neue an das Alte anzulehnen, es durch Vergleichung mit dem Alten zu bezeichnen. Die Leute, welche den Branntwein noch nicht kannten, nennen ihn, weil er im Munde brennt und überhaupt erhitzt, Feuerwasser, irgendwelche Insulaner, denen Pferde unbekannt, Schweine dagegen bekannt waren, nannten, glaube ich, die Pferde langbeinige Schweine u. s. w. Unser deutsches „sehen" wird mit sequor und ἕπομαι oder mit

1) Die von O. Schrader erwähnte Dissert. von A. Rosenstein „Die psychol. Bedingungen des Bedeutungswandels der Wörter" Danzig 1884 ist mir nicht zur Hand; sie schliesst sich an Wundt an.

2) G. v. d. Gabelentz, Ztschr. f. Vps. VI, 376 f. VIII, 129 f. 300 f. und B. Delbrücks Syntakt. Forschungen 1871 f.

Digitized by Google

sak (secare) zusammengebracht (Fick Vgl. Wb. II (V) p: 476, 477), sodass es entweder mit den Augen folgen oder sichten bedeutet; eine species des Folgens oder Sichtens wird also unter das genus subsumiert oder die Blicktätigkeit unserer Augen wird als eine Art des Folgens aufgefasst. Die ehrwürdige Wurzel sak hat also in diesem Falle im Laufe der Zeiten ihre Bedeutung geändert.

Paul hat sich in der zweiten Auflage des genannten Buches mehrfach mit dem Bedeutungswandel beschäftigt Kap. IV S. 66 f. VII, XIV, XIX, u. XXII. Die beiden Kategorien, unter welche er die Erscheinungen einordnet, sind die umfangreichsten, welche sich denken lassen und wol bekannt: Erweiterung und Verengung der Bedeutung (80 f.), wobei er richtig bemerkt, dass der Bedeutungswandel sogar Wortgruppen und ganze Sätze trifft. Schrader (in dem citierten Vortrag) spricht ebenfalls von der Verengerung und Erweiterung (p. 9. 10). Heiland ist uns nicht mehr jeder beliebige Heilende, sondern nur Jesus; ahd. sahs bedeutet ursprünglich das steinerne Messer, dann jedes kurze, auch metallene Schwert. Drittens hat Schrader die Kategorie der Verschiebung (p. 11). Beispiel: griech. φηγός = lat. fagus ahd. buohha (die Buche) nimmt die Bedeutung Steineiche an, weil es in der historischen Heimat der Hellenen keine Buchen mehr gab. Ein persisches Wort für Fasan wird in Europa zur Bezeichnung von Vögeln verwertet, welche für die Menschen zunächst eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Fasan gehabt haben müssen, der Trappen, Auerhähne und Truthähne. Viertens erwähnt Schrader (p. 11 f.) einen Wechsel im Rang und Gefühlswert der Wörter; Ross fing einmal an als unfein zu gelten (wie uns Freytag erzählt), während das ausländische Pferd (paraveredus) vornehm wurde; im Märchen ist Rotkäppchen eine kleine süsse Dirne (wie der holde Kindermund behauptet sogar eine kleine süsse Birne), während jetzt Dirne eine üble Bedeutung hat u. s. w. Diese vier Arten des Bedeutungswandels nennt S. apperceptive (nach

Digitized by Google

Wundt, Logik I, 1880, S. 30 f.), sie beruhen auf Determination, wodurch die mit einem Wort verbundene Vorstellung in sich Veränderungen erfährt.

Von diesem apperceptiven Bedeutungswandel unterscheidet S. eine zweite Klasse, für welche er den Namen der Association annimmt. Es werden nämlich häufig Namen in der Weise gebildet, dass neue Begriffe an bereits vorhandene associiert und durch adjektivische, auf ältere Substantiva bezogene Bildungen bezeichnet werden. Die ältesten Indogermanen kannten das Kupfer; als sie nun Gold kennen lernten, nannten sie es gelbglänzendes Kupfer, Silber weissliches Kupfer, Eisen bläuliches Kupfer. Anderwärts wurde, im Anschluss an das bekannte Eisen, das Gold gelbes, das Silber weisses Eisen genannt. Als eine Art der Association bezeichnet S. ferner besonders die Bedeutungsübertragung (S. 13), welche neue Kulturbegriffe nach der Ähnlichkeit benennt, welche sie mit schon bekannten Dingen haben. So hatten die Griechen in dürftigen Anfängen der Schiffahrt ein Fahrzeug *κύμβη* Topf genannt, später aber, obgleich sie andre Seefahrer wurden, das Wort beibehalten, während doch die Bezeichnung für die neuen Fahrzeuge nicht eigentlich passend gewesen sei. *Σκάφος* heisse Trog, das sei später kein passender Name für die Schiffe gewesen.[1])

Schraders Schema ist also etwas reichhaltiger gegliedert als das Pauls. Eine Kritik des ersteren zu liefern ist ziemlich zwecklos. Denn wenn es auch logische Mängel hätte, so ist es gewiss eine nützliche Topik zur Aufsuchung und Classificierung von Tatsachen. Pauls Schema scheint mir unanfecht-

1) Ausserdem s. Curtius Gr. Et. [4] p. 91 f. Steinthal, Ztschr. f. Vps. I p. 416 f. L. Tobler, Ztschr. f. Vps. I 349—387; ich finde, dass die gründliche Arbeit Toblers nicht die genügende Rücksicht erfahren hat. Darum wird sie oben in Kürze dargestellt; vgl. ib. 381 f; XIV, 410 f. über den Begriff und besondere Bedeutungen des Plurals bei Substantiven, von demselben Verfasser.

Digitized by Google

bar, aber auch, bei gleichem Umfang, inhaltsleerer als Schraders. Die Hauptsache aber bleibt doch jedesfalls die, durch Beispiele zu erläutern; hat man sie nach dem vorliegenden Schema gesammelt, so ergibt sich vielleicht ganz von selbst eine andere Einteilung.

L. Tobler unterscheidet folgende Arten der Bedeutungs-Änderung:

I. Immanente d. h. so, dass die Veränderung aus einer der Sprache selbst ursprünglich innewohnenden, der natürlichen Ordnung der Dinge entsprechenden Anlage zur Entwickelung zu begreifen ist.

A. Stufenweise

1. wirkliche, den realen Gehalt der Bedeutung betreffende

a. materielle, Versetzung in eine andere Begriffssphäre, coordinierte, höhere oder niedere.

α) Übergang von einer Sphäre der Sinnenwelt auf die andere.

αα) zwischen den fünf Sinnen (z. B. Gesicht und Gehör).

ββ) zw. Sinneswarnehmung und mechan. Bewegung.

γγ) zw. Sinneswarnehmung und sinnlichem Lebensgefühl.

β) Übergang von der sinnlichen Welt auf die geistige.

γ) Übergang innerhalb der geistigen Sphäre, von einem auf ein andres Geistige.

δ) Übergang vom Geistigen auf das Sinnliche.

b. Formelle, Verengerung und Erweiterung innerhalb derselben Begriffssphäre, Schwächung der Bedeutungskraft, Änderung der Bedeutungsweise überhaupt.

2. scheinbare (Metapher im engeren Sinne).

B. Sprungweise d. h. ohne nachweislichen Übergang aus

Digitized by Google

einer frühern besondern Bedeutung in eine ebensolche spätere, sondern nur zu begreifen mit Rückgang auf allgemeinere Bedeutungsfähigkeit des ursprünglichen Wortes.

II. Zufällige, Aufkommen und Geltung von Wörtern nicht auf allgemein psychologischem Wege, durch naturnotwendige Verbindung der Dinge und Ideen, sondern durch speciell geschichtliche Ursachen, kleinere Ereignisse oder grössere Culturbewegungen, oft unter Mitwirkung von Missverständnis, Nachahmung, Anspielung, Entstellung auch in Beziehung auf die Form des Wortes.

1) unentstellte alte Wörter der eigenen Sprache, welche aber durch geschichtliche Umstände einen besondern Begriff oder Nebenbegriff erhalten haben. So gibt Buche „das Buch", was historisch zufällig ist.

2) reine Lehn- oder Fremdwörter.

3) sog. Volksetymologien.

Hier haben wir also ein noch feineres Netzwerk ausgespannt, um den Reichtum der Sprache zu ordnen.

Unsere geschichtlichen Beispiele oben verlangen also eine Einordnung in eins dieser uns zu Gebote stehenden Systeme oder eine allgemeine Characteristik der sich in ihnen aussprechenden Eigenheit menschlicher Auffassung und Benutzung der Überlieferung. Die Sachlage ist durchgehends die, dass eine stetige Überlieferung von Gedanken und Worten stattfindet, dass die Empfänger andere Gedanken haben oder bilden und dass sie für diese Gedanken entweder den bisherigen Ausdruck beibehalten oder umformen, dass sie aber auch die überlieferten Gedanken beibehalten, obgleich sie in Widerspruch stehen mit der Denkweise der Gegenwart. Dieses ganze Verfahren der Aneignung für das geistige Bedürfnis wird geprüft nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses, was für das Denken, auch wenn es nicht Philosophie ist, gelten soll. Wir haben

Digitized by Google

es hier also nur zum geringeren Teil mit Sprachmischung im engeren Sinne, mehr mit Gedankenmischung zu tun.

Wir denken die Teilnahme der Natur entschieden nicht in dem Sinne des alten Testaments, ja wir glauben überhaupt nicht daran. Gleichwol äussert die andächtige Empfindung des Kirchenbesuchers jenen angeblichen Glauben in den Liederversen, welche ihr Herkommen aus dem alten Testament deutlich zur Schau tragen. Glaubte Lucan[1]) seine Worte Pharsal. I 45?

Te, cum statione peracta
Astra petes serus, praelati regia caeli
Excipiet, gaudente polo: seu sceptra tenere,
Seu te flammigeros Phoebi conscendere currus,
Telluremque nihil mutato sole timentem
Igne vago lustrare iuvet: tibi numine ab omni
Cedetur: iurisque tui natura relinquet
Quis deus esse velis, ubi regnum ponere mundi . . .
Aetheris inmensi partem si presseris unam
Sentiet axis onus; librati pondera caeli
Orbe tene medio: pars aetheris illa sereni
Tota vacet, nullaeque obstent a Caesare nubes.

Glaubten ihm seine Leser? Nein, er und sie taten sich gütlich in der Empfindung, in einem kurzen Gefühlsrausch schwungvoller Verse. Mit der Verherrlichung eines Cäsar waren gewisse Redewendungen herkömmlich verbunden: also werden sie beibehalten. Der polus muss sich freuen, eine ganz formelhafte Redensart. Die Sonne galt einmal als wagenlenkender Phöbus, es gab einmal einen traurig endenden Versuch, die Stelle des Phöbus für einen Tag einzunehmen, also muss auch jetzt das alte Bild herhalten, aber der Cäsar wird besser bestehen, wie Phaeton, wenn er — den nicht vorhandenen Wagen des nicht vorhandenen Phöbus nie besteigt u. s. w. Ehrwürdiger, weil auf Gott gerichtet, sind uns die Gedanken unsrer kirchlichen Dichtung, aber sie teilen mit

1) geb. 39, gest. 65.

Digitized by Google

denen des römischen Dichters eine formale Eigenschaft, dass sie nämlich nicht mehr im alten Sinne empfunden werden. Und überhaupt Alles, worin Teilnahme der Natur von unsern Dichtern ausgesagt wird, ist im besten Falle ein kurzer Traum, wenn nicht eine mechanische Wiederholung überlieferter Beispiele, eine analoge Erweiterung früheres Redegebrauchs, wie Lucans gaudente polo.

Nennen wir diesen Preis Gottes mit diesen Worten eine Apperception? Ich denke ja. Dann müssen wir sagen, dass der Gefühlswert der Überlieferung ihr zähes Festhalten verursacht hat, dass sie aber doch jetzt einen andern Gefühlswert besitzt als früher, dass ihr logischer Wert ganz verändert ist. Dazu gibt eine Analogie das grosse Gebiet des religiösen Glaubens überhaupt. Wäre er nicht ein Bedürfnis der Menschen, so erhielte er sich nicht, trotz der logischen Widersprüche, welche ihm so oft vorgeworfen sind und welche der Verstand gegenüber „der reinen praktischen Vernunft" nicht fahren lässt. Dieser Zwiespalt zwischen Gefühl und Logik wird theoretisch nicht überwunden, aber praktisch stets ausgefüllt durch Beibehaltung beider Gedankensphären. Nach menschlichen Begriffen unverschuldetes Unglück ruft einen bittern Zweifel an der Gerechtigkeit und Güte Gottes hervor, aber die Mutter, welche die bittersten Thränen über das Unglück ihres Kindes und ihr eigenes vergiesst, geht doch ruhig zur Kirche und singt: wer nur den lieben Gott lässt walten, oder: was Gott tut, das ist wolgetan. Der Wille zum Leben lässt nicht zu, dass ihr Denken entwurzelt und ratlos umhergeworfen wird, sie kann sich nicht selbst aufheben durch die Anerkennung völliger Verlassenheit und Schutzlosigkeit, also flüchtet sie sich zum Glauben oder zu Formeln, in denen er geläufig ist. Der Wille also ist in beiden Fällen mächtig. Die Gefühlsbefriedigung durch die von der Überlieferung ausgeprägten Gedanken befriedigt den Willen, vom Ernsten und Grossen sich abstufend zu Heiterem und Kleinem. Zugleich

Digitized by Google

ist der Andächtige an diese Überlieferung gewöhnt und, wie sie seine Gedanken vorübergehend erhebt, so sind sie ein bequemes Mittel, ein stets dargebotenes Substrat seiner Empfindungen.

Dies sind also Apperceptionen aus metaphysischen, ethischen und religiösen Bedürfnissen.

Ästhetischen Neigungen entsprechen die Überlebsel mythologischer Art. Doch wissen wir ja, dass Ethik und Ästhetik sich berühren[1], wie wir ja mehrere Untersuchungen über Ethisches und Ästhetisches im Sprachgebrauch besitzen. Die Berührung, welche diese Apperceptionen mit denen der ersten Klasse haben, zeigt sich darin, dass die Faktoren dieser Apperceptionen (Worte und Wendungen) zum Teil Gegenstand früherer Metaphysik waren, wie die Götter, die Sterne, der Himmel, die Hölle. Auch hier wirkt die Bequemlichkeit überlieferte Ausprägungen zu benutzen und der Umstand, dass diese Ausprägungen von jeher ästhetischen Reiz hatten. Auch diese Apperceptionen erinnern an die Wirksamkeit des Willens, da sie eine Gefühlsbefriedigung anstreben. Formal wird diese, in beiden Klassen gemeinsam, erreicht auf mehrfache Weise. Der Mensch versucht die Wirksamkeit seines Wesens zu erweitern (in Gedanken) durch den Traum, als ob allerlei sonst empfindungslose Wesen mit ihm empfinden. Oder er sucht die Wucht seiner Person, die Sehnsucht seiner Liebe und die Gewalt seines Hasses, durch hitzige Übertreibung seiner Rednerei eindringlicher zu betätigen. Endlich gibt er anschaulichen Dingen und Eigenschaften einen Gefühlswert, welcher nicht anschaulich ist.

Damit ist verbunden ein Zurücktreten der Reflexion zu Gunsten des Gedächtnisses, eine Einschläferung des Denkens durch das Wogen der Empfindung, ein Verblassen ursprünglicher Sinnlichkeit zu Gunsten eines abstrakten Gefühlswertes.

1) Fechner, Vorschule I 36 spricht von einer allgemeinen Hedonik.

Digitized by Google

Was bei einzelnen Wörtern geduldet wird, dehnt sich auf Redensarten aus, was eine einzelne, für sich stehende Anschauung erlebt hat, begegnet in Schilderungen.

Die Analogie in der Formenbildung findet ihr Gegenstück in der Analogie der Gedankenbildung. In beiden Fällen glauben wir richtige und erlaubte Analogie von falscher und unerlaubter unterscheiden zu müssen.

Wie Formen Macht gewinnen, so gewinnen Worte, Gedanken und ganze Kreise von Gedanken Macht, sodass man erstaunt über die Neigung der Menschen, ihre Überlegung schweigen zu lassen.

Wie Sprache aus Gefühl entspringt, so kehrt sie gelegentlich zu ihrem Ursprung zurück. Nennen wir Sprache einen Ausfluss des allgemeinen Willens zum Leben, so zeigt sich ihre Abhängigkeit vom Willen wie in den von den Strahlen der aufgehenden Sonne der Urzeit beleuchteten Keimen, so in den von der vollen Mittagsglut der Entwickelung beschienenen mannichfach gegliederten und verzweigten Bildungen. Was einst ein verhältnismässig roher Klang war, ist jetzt Inhalt für einen mitunter kaum auszudenkenden Reichtum des seelischen Besitzes geworden, was einst als festgeprägter Gedanke Eigentum des Menschen war, ist jetzt oft zu einem Hauch des Gefühls verflüchtigt, sodass wir Stücke aus dem Hausrat der Urväter oft, wie Kinder spielend zu tun pflegen, ihrer ehemaligen Bestimmung und Geltung entgegen, ziemlich gedankenlos, aber nicht ohne Genuss, im Denken hin und her wenden.

Die Neigung, bei der Beurteilung oder Apperception von Dingen analogisch und summarisch zu verfahren, ist uns oft entgegengetreten: ein unschädliches Gegenstück zu der entsprechenden schlimmen Art die Menschen sittlich zu beurteilen, ihren Wert und ihre Handlungen oder Leistungen mehr nach Neigung und Abneigung als nach gewissenhafter Prüfung der Tatsachen zu beurteilen. Der Äther, der den Euripides heiter machte, war selbst heiter: dagegen lässt sich nichts sagen. Die

Digitized by Google

frisch sprossende Saat, die uns mit Freude erfüllt, mag ruhig „für Freuden lachen“. Aber sehr beliebt ist folgender schlimme Fehlschluss: ich bin ein guter Mensch, ich denke xyz, wer nicht xyz denkt, was mir tiefste Überzeugung ist, der ist ein Schuft. Oder: ich kenne (sagt A) einen B, der ist ein schlechter Mensch und denkt nicht xyz, also ist auch C, der gleichfalls nicht xyz denkt, ein schlechter Mensch.

Mein Gedanke a ist wahr, ihn muss Jeder denken können, D erklärt ihn für falsch, also ist D ein Lügner, wenn er mein a nicht als richtig anerkennt.

Damit verglichen sind der blaue Gott, die blaue Göttin, die blauen Pferde, der blaue Wagen, die blauen Schweisstropfen ein logisches Labsal. Leider sehen wir aber, dass mit naivster Ausdauer auch im öffentlichen Leben, vor aller Welt, die Menschen mit dem Verdächtigungsstempel sehr freigebig umgehen, dass sie aus Faulheit des Denkens und Arbeitens, aus krankhafter Eitelkeit und lächerlichem Grössenwahn die anders Urteilenden nach den obigen Recepten behandeln und mit weniger als Sperlingseinsicht, aber mit mehr als Sperlingsanmassung ihr eigenes Wesen zu behaupten suchen. Ich meine jene Sperlinge der Lessingschen Fabel, welche eine neugebaute Kirche für einen unbrauchbaren Steinhaufen erklärten, da sie in ihr die alten Brutlöcher des alten, verfallenen Baues nicht wieder fanden.

Zu jener summarischen Apperception, zu der Neigung kurz abzusprechen, steht im Gegensatz eine andere, gelegentlich beliebte, deren Betätigung es auf ein paar Worte nicht ankommt, ja die sich wol fühlt, wenn sie sich in Worten ergehen kann, die wir aber bereits oben von dem Verdacht zu reinigen suchten, dass sie dem Princip des kleinsten Kraftmasses widerspricht. Schliessen wir aus Sprach-Gewohnheiten der Gegenwart mit Recht auf solche ältester Zeiten, so finden wir glaublich, dass die Doppelung ein ebenso naturgemässes wie beliebtes Mittel des Ausdrucks gewesen ist. Zulus, die vor einigen

Digitized by Google

Jahren in London anwesend waren, traktierten einen Europäer, welcher ihre etwas hastige Galanterie gegen ein englisches Mädchen zu mässigen suchte, mit sekundenlangem kakakaka-Geschrei. Je wilder ein solcher Ausbruch ist, desto natürlicher ist er, je natürlicher, desto wahrscheinlicher uralt. Die Verbreitung dieses Sprachmittels hat uns bekanntlich Pott in erschöpfender und anziehender Weise dargelegt (Doppelung, 1862), während Bindseil (Abhandlungen zur vergl. Sprachlehre, 1838), auf die bezeichnende Kraft der Verdoppelung nur für ein kleineres Gebiet aufmerksam gemacht hat (p. 596 f.).

Wir sagen heute: bitte, bitte. Die gekränkte Frau aus dem Volke erleichtert sich in Worten, indem sie mit lang nachrollendem Donner etwa sagt: das ist ja eine Dreistigkeit ist es, ist das, dass es ist. Sonst glaubt es am Ende der nicht, dem sie es zuruft. Der wirklich teilnehmende Arzt fasst sein Recept für den Patienten zusammen („um es kurz zu sagen"): Ruhe, Ruhe, Ruhe, Ruhe. Eine Ärztin, welche alle körperlichen und geistigen Leiden der Menschheit von der gewohnheitsmässigen Überfüllung des Magens herleitet, wiederholt als ihr ceterum censeo: hungern, hungern, hungern, hungern![1]) Dass dabei auch die Vorliebe für den Rhythmus befriedigt wird, scheint mir nicht zweifelhaft. Dieser Neigung entsprechend werden aber auch verschiedene synonyme Bestandteile verbunden, wobei denn freilich der Umstand wirksam wird, dass einer davon seine Bedeutung im Lauf der Zeit abgeschwächt haben kann. Holzman l. c. p. 28 drückt dies so aus: hanc rem, nempe motus singulos plures initio pluribus expressos verbis frequenti coniunctione in unum quasi abire, condensari eumque unum motum condensatum uno potissimum verbo eoque non tam graviori sententia quam acutiori sono insigni exprimi, manifestius docet, quod variis linguarum negationis particulis occurrit ct.

1) Vgl. „Neustes Extrablatt das neuste!"

Digitized by Google

Liebe und Hass (also Wille) führen zu gehäuften Synonymen und Vergleichungen, einer Doppelung höherer Art. Wie die Katze das Mausen nicht lässt, so die Sprache nicht die alte Neigung, durch Häufung des Ausdrucks nachdrücklich zu werden. Da das erlaubt ist, was gefällt (oder wäre es nicht so?), so braucht man Worte, die, genauer besehen, nicht schön sind. Im Russischen (höre ich) gibt es sehr anstössige Flüche, die aber in der anständigsten Gesellschaft gebraucht werden, da man sich des Sinnes der Worte nicht mehr bewusst ist. Finden wir es immer unpassend, wenn Jemand versichert, ihm sei sauwohl? d. h. doch so kannibalisch wohl, wie einer Sau, die sich mit Behagen auf dem Misthaufen wälzt und dabei scheusslich grunzt.

Da nun hier von Gefühlswerten und deren Veränderung gehandelt wurde und vom Haushalt des geistigen Lebens, so liegt es nahe, eine Anknüpfung an diejenigen Untersuchungen anzustreben, welchen als ein neben anderen Zielen psychologischer Forschung zu erreichendes Ziel die Messung seelischer Vorgänge gilt. Wir haben also bei diesem Versuch der Anknüpfung uns zu vergegenwärtigen, was von der Psychophysik hier psychologisch verwertbar erscheint. Da nun jeder Schreibende schliesslich auf Leser rechnet, so ist es erforderlich, für die etwaigen philologischen Leser einige Vorbemerkungen zu machen. Wir benutzen dazu die Belehrungen Fechners, des verehrten Meisters, welcher die Psychophysik ausführlich begründet und sein System dauernd gegen abweichende Ansichten mit glänzendem Scharfsinn verteidigt hat. Daran schliesst sich die Fassung Wundts.

Fechner[1]) also nennt Psychophysik die Kenntnis der Gesetze, nach denen Leib und Seele zusammenhängen. Nichts

1) Elemente der Psychophysik, 2 Bände, 1860. In Sachen der Psychophysik 1877. Revision der Hauptpunkte der Ps. 1882. Über die psychischen Massprincipien und das Webersche Gesetz in Wundts Philos. Studien IV p. 161—230. 1887. F. ist uns nun entrissen! † 18. XI. 87.

Digitized by Google

im Geiste kann bestehen, entstehen, gehen, ohne dass etwas im Körper mit besteht, entsteht, geht, was seine Wirkungen und Folgen in den Umkreis und die Zukunft der Körperwelt hinein erstreckt. Alles Geistige hat seinen Träger oder Ausdruck in etwas Körperlichem und dadurch seine weiteren Wirkungen und Folgen im Körperlichen. Das Geistige aber hat den Charakter relativer Einheit oder Einfachheit gegen das Körperliche, was als dessen Ausdruck anzusehen ist; sofern nicht nur jede Bewusstseinseinheit wesentlich von einem ganzen Zusammenhang und Auseinanderfluss des Körperlichen, sondern auch jede einheitliche Bewusstseinsbestimmung, die einfachste Empfindung sogar, an solchen unmittelbar gebunden ist, und umgekehrt die körperliche Zusammenstellung und Auseinanderfolge, die sich mit einer Bewusstseinseinheit verknüpft, nicht ohne solche bestehen kann (Über die Seelenfrage, 1861, S. 211, 212; vgl. Steinthal, Allgem. Ethik p. 316 f.).

Leib und Seele sind also nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens, wie denn alles Sinnliche nur Erscheinung des Unsinnlichen ist. Hält man nun das Substrat aller Erscheinungen für etwas Unsinnliches und den Geist des Menschen für einen „Teil“ des realen Unsinnlichen, so liegt es nahe, dass nicht bloss der Mensch, sondern die ganze Welt über den Menschen hinaus, aber mit Einschluss des Menschen, ein psychophysisches System ist, welches vielleicht ein allgemeineres Bewusstsein als das menschliche, aber mit Einschluss des menschlichen, trägt, das ihm bloss ebenso als eine Besonderheit ein- und untergeordnet ist, wie dies nach materieller Seite von dem Körper des Menschen bezüglich des allgemeinen Systems körperlicher Dinge gilt und nach geistiger Seite von Einzelheiten in unsrem eigenen Geiste bezüglich unsres ganzen Geistes gilt (Fechner, Revision p. 257 f.)

Dies hat mancher Philosoph, dünkt mich, bereits auf seine eigene Weise gesagt, womit dem Gedanken der consensus auctorum (wenn auch nicht gentium) zugeführt wird. Hegel lässt

Digitized by Google

die Idee sich entwickeln, unser Denken ist in ihrem Dienst. Fichte sagt: „ein andres Denken denkt in dem meinigen.“ Dabei verschwindet naturgemäss die Bedeutung des Individuums, insofern dies, wie ein geistiges Atom, zwar Bedingung des Weltprocesses ist, aber in völliger Abhängigkeit von der Gesammtheit erscheint. Daher denn auch Fichte (Sämmtl. Werke XI. 88) meint, dass es in der Tat gar keine Individuen gibt, sondern dass diese bloss die aus dem formalen Gesetz der Sicherscheinung folgenden Formen derselben sind. Je eindringlicher das Diesseits metaphysisch gedeutet wird, desto mehr sinkt die selbständige Bedeutung der irdischen, menschlichen Leistungen, indem die Menschen vielmehr mit allen ihren Arbeiten wie Form und Schein des Weltprocesses sich ausnehmen, der sich ihrer als eines Mechanismus bedient, um sich durchzusetzen.

Hängen wir nun auch in wolbegründeter Bescheidung nicht dem Traume nach, die Psychophysik in Formeln über den Menschen hinaus auf die Gesammtheit der Welt auszudehnen, so ist es doch folgerichtig, die grundsätzliche Überzeugung davon fest zu halten, dass allem Physischen ein Nicht-Physisches entspricht und dass der Mensch nur eine species dieses zweiseitigen genus ist. Zu dieser bezeichneten Beschränkung der psychophysischen Betrachtung glaubt man aber eine zweite hinzufügen zu müssen, welche uns auch bei der Betrachtung rein menschlicher Vorgänge vor Phantasmen bewahren soll. Eine beschränkte Tragweite der Psychophysik wird zugelassen, obgleich ihr das Leben durch den Kampf ganz entgegengesetzter Ansichten noch recht sauer gemacht wird; aber bestimmte, gesetzliche Abhängigkeits-Verhältnisse zwischen Leib und Seele sollen tatsächlich nur im sinnlichen Gebiete nachweisbar sein (s. Fechner, Revision p. 2 f. 252 f.). Einfache Licht-, Schall- und Druck-Empfindungen lassen sich messen und psychophysisch repräsentieren d. h. durch mathematische Formel darstellen, aber für das höhere geistige Gebiet sei dies unmög-

Digitized by Google

lich. Wir können hier nicht die Änderung des Physischen nachweisen, welche der Änderung des Psychischen gesetzmässig entspricht. Das höhere Geistige, sagt man, wird keinen solchen physischen Träger haben und brauchen; braucht der Geist selbst in seinen höchsten Funktionen noch das Gehirn und seine Apparate, so ist damit noch nicht bewiesen, dass er in allen seinen Bestimmungen und Tätigkeiten an gesetzlich zugehörige körperliche gebunden ist (vgl. Revis. p. 11).

Dagegen ist jedoch zu sagen, dass die Unterordnung eines psychischen Aktes unter allgemeine Gesichtspunkte und Gesetze logisch nicht ausgeschlossen werden kann, ob auch dieser Akt höher und komplicierter erscheint als ein anderer, wenn dies auch noch nicht sowol durch Rechnung darstellbar als vielmehr nur grundsätzlich gefordert ist.

Dazu kommt ein Beispiel eines augenfälligen Zusammenhanges zwischen niederen und höheren geistigen Tatsachen aus der Musik. Fechner (Revision p. 4 f.) drückt es so aus. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie sind höhere geistige Phänomene als die einfachen sinnlichen Tonempfindungen, aus denen sie erstehen. Die sinnlichen Tonempfindungen aber hängen von Schwingungen ab, die sich in unsern Nerven fortpflanzen. Diese inneren Schwingungen sind also die (psychophysischen) Repräsentanten der Tonempfindungen. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie knüpfen sich aber an dieselben Verhältnisse zwischen den inneren Schwingungen, welche zwischen den äusseren, von denen sie abhängen, bestehen und finden in diesen Verhältnissen ihre psychophysische Repräsentation oder ihren Träger, da sie an deren Bestand geknüpft sind und sich mit dessen Änderung gesetzlich ändern. Ändert sich die Periodicität der Töne, so mit ihr unsre harmonische oder melodische Empfindung.

Wie kommt es nun aber, dass dieselbe Melodie den einen Hörer warm macht, den andern völlig kalt lässt? Ist das nicht etwas völlig Geistiges, was zu den sinnlichen Schwingungen

Digitized by Google

hinzukommt und sich psychophysisch nicht repräsentieren lässt? Darauf ist zu erwidern, dass die physischen Wirkungsbezüge bei dem einen schwächer sein werden als beim andern, dass die Musik bei dem andern in ein andres psychophysisches Totalsystem eingreift, darin andre Momente und Zusammenhänge antrifft, mit denen sie in Beziehung tritt und die sie associationsweise anregt und mitzieht. [1])

Daran schliessen sich die Empfindungen von räumlichen Verhältnissen, von Formen und Farben, Symmetrie, Farbenharmonie u. s. w.

Ausserdem erlöschen die materiellen oder physischen Processe der sinnlichen Empfindung in uns nicht spurlos, da überhaupt kein physischer Process ohne Fortwirkung erlischt. So pflanzen sich auch Fortwirkungen der physischen Processe, an welchen die Empfindungen hängen, von den Centren der Empfindungsnerven weiter im Gehirn fort und geben damit den Boden für die Anknüpfung geistiger Fortwirkungen.

Ein einfacher Fall psychophysischer Beobachtung ist z. B. der (Wundt, Physiol. Psych. S. 301): Der Zuwachs des Reizes, welcher eine eben merkliche Änderung der Empfindung hervorbringt, steht zu der Reizgrösse, zu welcher er hinzukommt, immer in demselben Verhältnis; zu einem Gewicht von der Grösse 1 muss man $^1/_3$ zulegen, zu 2 muss man $^2/_3$, zu 3 dagegen 1 zulegen, damit der Druckunterschied eben merklich werde.

Der Unterschied je zweier Reize wird als gleich gross empfunden, wenn das Verhältnis derselben unverändert bleibt (Wundt ib. p. 302). Die Empfindung ist abhängig von der Reizstärke (ib. p. 282 f.), aber der Nervenprocess hat eine Maximal-Grenze und nimmt wahrscheinlich bei der Annäherung

1) Wundt l. c. p. 290 Anm. 1 bemerkt, dass unter allen Sinnen wahrscheinlich das Gehör derjenige sei, der sogar bei normaler Beschaffenheit des Organs die grössten individuellen Unterschiede der Empfindlichkeit darbietet.


Digitized by Google

an diese Maximal-Grenze langsamer zu (ib. p. 311); ein Reiz, der auf einen ermüdeten Nerven wirkt, hat denselben Erfolg, wie ein schwächerer Reiz, der einen unermüdeten Nerven trifft (ib. p. 396).

Die Helligkeit, in der ein Netzhauteindruck empfunden wird, hängt nicht bloss von seiner eigenen Lichtstärke, sondern auch von der Lichtstärke seiner Umgebung ab, indem unsere Empfindung um so mehr in einem bestimmten Sinne ausgeprägt ist, je mehr sie in der Umgebung durch die Beschaffenheit des dort stattfindenden Eindrucks nach entgegengesetzter Richtung bestimmt wird; ein weisses Objekt auf schwarzem Grunde sieht also heller aus als das nämliche Objekt auf grauem Grunde (ib. 407 u. 417). Jeder Eindruck wird dann am entschiedensten in der ihm eigenen Farbe und Helligkeit empfunden, wenn er ebensowol durch successiven wie durch simultanen Kontrast gehoben ist. Neben der unmittelbaren Wirkung der einander inducierenden (ib. p. 414) Eindrücke ist auch die nach früheren Eindrücken festgestellte Beschaffenheit der Empfindung von Einfluss auf den Kontrast. Die Qualitäten der Lichtempfindung werden ursprünglich nur in R e l a t i o n zu einander bestimmt. Die Kontrasterscheinungen bezeugen die Tatsache (ib. 419), dass die Intensität und die Qualität der Lichtempfindung stets im Verhältnis zu denjenigen Eindrücken festgestellt werden, welche gleichzeitig auf andere Stellen derselben Netzhaut einwirken. Sie lehren, dass alle Lichteindrücke in B e z i e h u n g zu einander empfunden werden. Wir empfinden einen Reiz zunächst nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, die gleichzeitig einwirken, dann aber auch nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, welche früher eingewirkt haben.

Die absolute Helligkeit kann innerhalb sehr weiter Grenzen variiert werden, ohne dass sich die Deutlichkeit des Kontrastes irgendwie verändert. Der Unterschied der Empfindungen bleibt derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird. Der Helligkeitskontrast ist somit nur eine besondere Form des psychophysischen Gesetzes,

Digitized by Google

nach welchem der Unterschied zweier Empfindungen der Differenz ihrer Logarithmen proportional ist (ib. 420). Unsere Empfindung gibt kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äusseren Eindrücke. Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Die Empfindung ist also ein Vergleichungsschluss, als dessen Grundlage die Tatsache angesehen werden muss, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äussern Eindrücke besitzen (ib. 421 u. 424).

Da sich das Gefühl stets zwischen Gegensätzen bewegt (ib. 456), so sind auch die sinnlichen Gefühle von der Zeitdauer der Empfindungen abhängig. Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben; ein einziges nie veränderliches Gefühl würde aufhören Gefühl zu sein. Somit ist es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Bewusstseins, durch seine Empfindungen und überhaupt durch seine inneren Zustände in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die reinen Empfindungen d. h. also den ursprünglichen Inhalt des Bewusstseins scheidet Wundt (l. c. p. 273 f. 315. 341 f. 344. 354) zunächst nach Intensität und Qualität. Nach der Qualität zerfallen sie in

1. qualitativ einförmige und 2. qualitativ mannichfaltige.

Die qualitativ einförmigen sind solche, die nur eine bestimmte Qualität erkennen lassen, welche aber sehr verschiedene Intensität haben kann. Dahin gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Empfindungen der Haut mit Druck, Wärme, Kälte, die Muskelgefühle, sowol die Innervationsgefühle der Muskeln, als die Muskelgefühle im engern Sinne, welche von der Ernährung, Ermüdung, Verletzung von Muskeln herrühren.

Digitized by Google

Zu den qualitativ mannichfaltigen zählen Gehör, Geruch, Geschmack, Gesicht. Jeder dieser Sinne enthält eine zusammenhängende Mannichfaltigkeit von Qualitäten von variabler Intensität. Die Qualitäten dieser Sinne sind ausserdem von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten unterschieden. Für die Auffassung von Reizen bietet der Gefühlssinn die einfachsten Verhältnisse dar. Ihm zunächst steht der Gehörssinn; allerdings ist das Ohr in eminentem Grade das Organ für kleine Zeitunterschiede (Helmholtz, Tonempfindungen, dritte Aufl. p. 274) und überhaupt ein analysierender Sinn (Wundt p. 324). Es folgt Geruch, Geschmack und endlich das Gesicht.

Nach der mutmasslichen Art der Reizübertragung bringt Wundt die Sinne in zwei Klassen, die mechanischen und chemischen. Zu den ersteren gehört Gefühl und Gehör; bei ihnen wird Reizung erzeugt durch direkte Übertragung äusserer Bewegungsvorgänge auf die Nervenenden. Bei den zur zweiten Klasse gehörenden drei andern Sinnen löst der Reiz sogleich einen anderen Vorgang, wahrscheinlich eine chemische Molekularbewegung, aus. Mit den mechanischen Sinnen empfinden wir den Reizungsvorgang unmittelbarer als mit den chemischen Sinnen. Im zweiten Falle wird also durch die äussere Reizbewegung ein Nervenprocess angeregt, der nach Form und Verlauf von ihr verschieden ist, aber doch innerhalb weiter Grenzen sich mit der Variation des äussern Reizes verändert.

Sind nun auch die Empfindungen der disparaten Sinne verschieden, so bringen wir sie doch in eine gewisse Analogie. Manche Attribute lassen sich nie oder nicht mit unmittelbarer Berechtigung den Dingen beilegen; ein Dreieck kann weder süss noch jähzornig sein und wenn wir von Klangfarbe reden, so lässt sich nicht angeben, ob sie blau oder rot oder sonstwie aussieht. Farben nennen wir wiederum warm und kalt und gesättigt u. s. w. (Wundt, l. c. p. 452 f. 668. Steinthal, Abriss I p. 377).

Digitized by Google

Diese teils specielleren teils allgemeineren Tatsachen aus dem Gebiete seelischer Vorgänge scheinen hier in doppelter Weise zu berücksichtigen. Sie ergeben nämlich sowol einige allgemeine Anschauungen über seelisches Leben, als auch scheinbar Analogien mit einigen sprachlichen Frscheinungen, deren Sammlung und Beschreibung oben unsere Aufgabe war.

Die allgemeine Anschauung wäre demnach die von der Relativität der Empfindung und damit der Erkenntnis. Damit zusammenhängend ist die Tatsache des Vergleichungsschlusses, die Abhängigkeit dessen, was wir sehen, von seiner Umgebung, die Wirksamkeit der früheren Erfahrungen, also der Gewohnheit und die Eigentümlichkeit des Bewusstseins in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die Analogien mit sprachlichen Erscheinungen würden eine Anknüpfung des höheren Geistigen an die Ergebnisse der Sinnes-Psychophysik erwarten lassen.

Eine allgemeine Betrachtung des Stufengangs irdischer Entwickelung dürfte sich jener Erwartung nicht entgegen stellen. Freilich sehen wir, dass sich neben dem physikalischen Process der chemische erhebt, dass sich sodann ein neues Gebiet eröffnet in den vegetativen Vorgängen, dass sich dies steigert zu animalischen Erscheinungen, dass innerhalb dieser endlich der Mensch durch eine tiefe Kluft von der sonstigen zoologischen Welt getrennt ist, sodass man behauptet, der Fortgang der Entwickelung zeige auf seinen grossen Stufen immer etwas ganz Neues. Aber die Folgerung, dass sich ebenso das höhere Geistige ohne nachweisbare Vermittelung über die Psychophysik der Sinne erhebt, wie Chemismus über Mechanismus, wird entkräftet durch die Überlegung, dass in jener tellurischen Reihe die genannten Formen des Seins sich stetig erhalten, sodass im gesammten tellurischen Process Anfang und Ende zwar sehr verschieden sind, aber vielleicht nicht mehr, wie die in der Erde haftende Wurzelfaser von dem

Digitized by Google

Glanz und Duft einer Blume oder von der Farbe und dem Geschmack einer reifen Frucht.

Beginnen wir also mit dem, was am meisten Aussicht hat, sich in handgreiflicher Deutlichkeit zu zeigen, mit den Analogien.

Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben. Damit scheint mir in Analogie zu stehen die reichliche und abwechselnde Prädicierung eines Gegenstandes. Wir nehmen das Beispiel von S. 99 (Daniel I. 191):

tu Dei de corde verbum, tu via, tu veritas,
Jesse virga tu vocaris, te leonem legimus,
dextra patris, mons et agnus, angularis tu lapis,
sponsus idem vel columba, flamma, pastor, ianua.

Der Dichter hat ja nicht absichtlich nach jenem Kontrast gestrebt (wenigstens ist dies nicht wahrscheinlich), aber seine eigene Erregung, von Prädikat zu Prädikat fortgehend, bringt in uns dadurch, dass stetig die mit den Worten verbundenen Gefühle wechseln, eine lebhafte Kontrastwirkung hervor. Vom unsinnlichen Wort werden wir zum sinnlichen Weg gerissen, wir verlassen ihn, um in die Mystik der Wahrheit uns zu verlieren; allein sogleich steht das Reis aus dem Stamm Jesse vor unsern Augen, es macht einem Löwen Platz, er wird verdrängt von der Rechten des Vaters, es erhebt sich ein Berg, ein Lamm, ein Eckstein, ein (Himmels-) Bräutigam, eine Taube, eine Flamme, ein Hirte, bis endlich eine Thür jene Vorstellungen abschliesst.

Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Damit scheint mir die Disposition für die Auffassung von Worten in Analogie zu stehen. Ein Farbenton erscheint um so ge-

Digitized by Google

sättigter, in je grösserem Gegensatz er sich zu andern Farbeneindrücken befindet. Die Helligkeit eines Eindrucks erscheint um so grösser, in je grösserem Gegensatz sie zur Helligkeit anderer Eindrücke steht; die relativ grösste Helligkeit erreicht darum die Empfindung dann, wenn sie im Verhältnis zum absoluten Dunkel bestimmt wird.

Stehen zwei Worte von (vergleichungsweise gesprochen) ähnlicher Reizstärke neben einander, so wird ihre Kontrastwirkung also gering sein. Da aber neben der unmittelbaren wechselseitigen Wirkung der Eindrücke auch die nach vorangegangenen Erfahrungen festgestellte Bedeutung derselben von wesentlichem Einfluss auf die Empfindung ist (Wundt l. c. p. 115), so wird ihre Kontrastwirkung noch geringer sein, wenn sie erfahrungsmässig auf uns nebeneinander zu wirken pflegten. Dahin scheinen mir die Sprachformeln zu rechnen, in welchen Synonyma oder scheinbare Synonyma nebeneinander stehen. Mit Sack und Pack hat kaum eine Kontrastwirkung. An Ort und Stelle, Grund und Boden, Zeit und Weile empfinden wir keinen Gegensatz. Anders wäre es, wenn wir sagten: Ort und Zeit, Boden und Bodenertrag, da kämen Ort und Boden zu ihrer gesonderten Geltung. (Vgl. Fechner, Vorschule II 232 f.) Mann und Maus sind anders verschieden als Sack und Pack, Zeit und Weile. Wie empfinden wir sie? Ich denke in Folge der steten Verbindung nicht mehr gegensätzlich, nicht mehr als Mann und als Maus, als grössten und als kleinsten Schiffspassagier; dies würde dem entsprechen, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äusseren Eindrücke besitzen. Hier würden wir also analogisch meinen: sinnliche Vorstellungen haben kein absolutes logisches Mass, sondern es kommt auf die Umgebung an, in welcher sie sich befinden, und auf die Gewohnheit, nach welcher sie bei bestimmten Gelegenheiten zum Ausdruck gebracht werden.

Für die Beurteilung der Sinnesempfindungen sind homo-

Digitized by Google

gene Eindrücke zu Grunde gelegt; zwei Lichteindrücke, zwei Druckempfindungen sind zur Vergleichung unter sich benutzt, sodass die Maximalhöhe z. B. einer Lichtempfindung bestimmt wird im Verhältnis zum absoluten Dunkel. Beim Übergang in das sprachliche Gebiet kommen wir jetzt allerdings zu einem Fall, welcher nicht genau parallel ist dem bezeichneten sinnlichen Beispiel. insofern disparate Grössen verglichen werden. Ihr Verhalten an dieser Stelle zu erwähnen bedarf daher einer Rechtfertigung, welche nur darin bestehen kann, dass diese disparaten Grössen doch nach einer Seite hin als homogene oder gleichartige nachgewiesen werden. Hier die Beispiele. Schwert und dürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien sind disparat; aber insofern homogen, als sie, wie die einzelnen Farben zur Farbenreihe, so als Vorstellungen in die Sprachreihe gehören, deren Glieder durch die fast allgemeine Möglichkeit gegenseitiger Prädicierung verbunden sind.[1]) Zur Sprachreihe gehört z. B. die Vorstellung Gott. sehen, hier, weise.

Diese Glieder lassen sich zu Aussagen kombinieren, wie Gott (ist) hier, Gott (ist) weise, hier sieht Gott. So treten nun auch Schwert und dürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien in ein Prädikatsverhältnis. Wird uns nun das Schwert auf dem Hintergrunde des Scharfseins oder des Schlagens oder des Glänzens präsentiert, so finden wir nichts Besonderes dabei. Wird es aber mit dem Hintergrunde des Dürstens verglichen und umgekehrt das Dürsten mit dem Hintergrunde des Schwertes, so ist die Wirkung eine ganz andere. Daher packen uns die oben angeführten Wendungen: Blut dürstete das breite Schwert, die Sonne weint Blut, der Dolch sieht die von ihm gegrabene Wunde, die Steine werden schreien ganz anders. Schwert und schlagen sind also zu vergleichen dem weissen Objekt auf grauem Grunde, Schwert

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 57.

Digitized by Google

und dürsten dem weissen Objekt auf schwarzem Grunde. Im Gebiete des Dürstens sind wir nicht gewohnt das Schwert zu sehen, erscheint es plötzlich darin, so ist eine starke Kontrastwirkung die Folge.

Wer diese Anknüpfungen missbilligt, sei durch Anhäufung weiterer Beispiele aus unserem oben gesammelten Vorrat nicht beschwert, folge aber doch zur Prüfung einiger anderer Fälle. Ist die Empfindung als ein Vergleichungsschluss anzusehen (Wundt l. c. p. 424, oben p. 322), so drängt sich hier die Erinnerung an die sprachlichen Analogien auf. Allerdings findet dabei ein Unterschied gegen das sinnliche Gebiet statt. Bleibt der Unterschied der Empfindungen derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird, so gibt unsere Empfindung kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äussern Eindrücke, indem wir einen Helligkeitsgrad nur empfinden mit Beziehung auf einen andern. Hier handelt es sich also um zwei Licht- oder Farbenreize. Das Glück hat eine Kugel, die Kugel ist rund, das Glück ist rund, ist ein Analogieschluss der Vorstellungen. Worin zeigt sich nun seine Verwandtschaft mit jenem sinnlichen Beziehungsschluss? Mit der Vorstellung Glück ist die der Kugel herkömmlich verbunden, an Kugel haftet die Vorstellung rund, also haftet sie auch am Glück. Vom Glück wird (die Helligkeit) Kugel ausgesagt, von Kugel (die Helligkeit)rund, so auch vom Glück (die Helligkeit) rund. Dem Beziehungs- (Prädikats-) Verhältnis von Glück zu Kugel, dem von Kugel zu rund ist gleich das von Glück zu rund.[1] Wir

1) Drastischer drückt sich Wundt aus in den Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele I 1863 p. 198: Was wir das eine Mal dunkel nennen, ist ein andres Mal hell, was wir das eine Mal weiss nennen, kann ein andres Mal grün oder rot sein. Es kommt immer nur an auf die Gesammtheit der Umstände, unter denen wir sehen, auf den Helligkeitsgrad oder Farbenton, mit denen wir eine andere Helligkeit oder eine andre Farbe vergleichen.

Digitized by Google

kommen zur Unterscheidung der Sinne, um ihre Stufenfolge mit einigen sprachlichen Erscheinungen und zwar mit den Hyperbeln zu vergleichen. Wir haben uns zunächst im allgemeinen zu fragen, wie sich die Hyperbeln auf die verschiedenen Sinne verteilen und welcher Unterschied zwischen Gesichts- und Gehörshyperbeln besteht. Gibt uns die Charakteristik der Sinne einen Fingerzeig für das höhere geistige Gebiet der Sprache?

Zu den qualitativ einförmigen Empfindungen gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Druck-, Wärme-, Kälteempfindungen, die Muskelgefühle. Die qualitativ mannichfaltigen Empfindungen (Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack) dagegen unterscheiden ihre Qualitäten von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten. Die qualitativ einförmigen Empfindungen werden es also wol nicht sein, welche in der sprachlichen Darstellung selbst gesteigert werden, um die Wirkung der Rede zu steigern. Mir scheint es daher bezeichnend, dass nur die beiden Extreme der Kälte und Wärme hyperbolisch benutzt werden, wenn etwa die um ihr Kind besorgte Mutter dessen Füsse eiskalt nennt oder wenn Jemand, der eine scharfe Medicin nehmen muss, erklärt, sie brenne wie Feuer.

Anders die qualitativ mannichfaltigen Empfindungen. Doch sind auch sie nicht gleichmässig unter den Hyperbeln vertreten. Geruch und Geschmack stehen auf niederer Stufe, auf höherer Gesicht und Gehör. Die beiden ersten, wie bekannt, sind mehr nützlich als edel und reichen kaum in die höchste Sphäre menschlichen Empfindens. Besässen wir nur Geruch und Geschmack, nicht Gesicht und Gehör, so wäre die menschliche Stufe geistigen Lebens überhaupt nie ersteigbar gewesen. Güter des Gedankens werden uns hauptsächlich durch Gesicht und Gehör vermittelt, nicht durch Geschmack und Geruch und diese beiden sind es auch nicht, welche die Empfindungen und Handlungen der Menschen am heftigsten bewegen und am

Digitized by Google

nachhaltigsten beeinflussen. Gibt es überhaupt einen Geschmack (im niederen Sinne des Worts), welcher edel zu nennen ist? Ich wüsste höchstens den Becher Wein, welcher in den Gedichten den Sängern gereicht wird, oder die Orange[1]) anzuführen. Etwas höher steht der Geruch, der Duft einer Rose, dessen Genuss nicht einen Nützlichkeitserfolg hat, wie Essen und Trinken, dessen Genuss, wie wir uns einbilden, stumpferen Naturen — mit ästhetischem Stockschnupfen — nicht gegeben ist und der immer eine gewisse Anerkennung von der Schönheit eines Erzeugnisses der Welt enthält. Sollten wir uns nur in der Welt herumschnüffeln und herumschmecken, statt in ihr uns umzusehen und umzuhören, so wären wir nie wir geworden. Der Geschmack und der Geruch werden durch Reizung schnell erschöpft; nicht so das Auge, wenn wir eine Stunde durch eine Bildergallerie gehen, nicht so das Ohr, wenn wir zwei Stunden eine Oper anhören.

Die sprachlichen Tatsachen zeigen für Geruch und Geschmack, wie wir das zu erwarten haben, keinen grossen Vorrat hyperbolischer Wertbezeichnungen.

Jesus heisst Honig über alle Süsse (oben p. 89), Maria wird triefende Wabe genannt (oben p. 99), die Wolgerüche der Tugend der heiligen Agathe (oben p. 100) fragrant velut rosa duften wie die Rose.

Dagegen sind Gesicht und Gehör reichlich vertreten. Da wir den Wind selbst nicht sehen, sondern nur die von ihm getriebenen Dinge, so gehören die Redensarten vom Winde in das Gebiet des Gesichts. Soldaten kommen wie der Wind (oben p. 262), der Held läuft wie der Wind. Ein Feldherr (ib.) fliegt wie der Blitz heran. Maria ist heller als die Sonne (oben p. 109). Die Bosheit leuchtet heller als das Blau des Himmels (oben p. 88), das Fleisch ist weisser als alle Lilien

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 88.

(oben p. 264), der Wagen der Açvinen reicht bis an den Himmel, wie auch Indras Scheitel (ib.) u. s. w.

Die Bosheit tönt bis in den Himmel, das Blut schreit nach Rache zum Himmel (oben p. 88)[1], der Buckel kracht vor den Beschwerden der Arbeit (oben p. 263), der Himmel (p. 263) vor dem Schall der Kanonen; der Gloire-Darm schreit vor Hunger (p. 263), die Steine werden schreien (oben p. 33), die Balken werden ihnen antworten (oben p. 15) u. s. w.

In einer Riech- und Schmeckpoesie müsste es anders aussehen, als in einer Seh- und Hörpoesie, doch ist es nicht nötig, uns die von jener etwa zu erwartenden Genüsse, bei denen uns sauwohl werden könnte, näher auszumalen.

Im Gebiete der Gesichts-, besonders der Farbenempfindungen sind nun die Gefühlswerte der einzelnen Stufen verschieden. Stellt man sich mit Wundt die Farben als Ringe auf der Oberfläche einer Kugel vor, deren einen Pol das Weiss, den andern das Schwarz bildet, so kann man (l. c. p. 395, 440 f.) Schwarz als Vertreter des Ernstes und der Würde, Weiss als den der heitern lebensfreudigen Stimmung bezeichnen. Zwischen beiden schwebe Grau als Ausdruck einer zweifelhaften Gemütslage. Der Gefühlston des Grün halte die Mitte zwischen Gelb und Blau, es sei die Farbe der ruhig heitern Stimmung, die wir deshalb am ehesten als dauernde Umgebung ertragen. Rot dagegen (dessen Wellenlänge 6878, dessen Schwingungszahl 450 beträgt, Wundt p. 375 Anm.) ist die Farbe energischer Kraft, welcher bei grosser Lichtstärke mehr als irgendeiner andern ein aufregendes Gefühl innewohnt. Bei geringerer Lichtstärke dämpfe sich sein Gefühlston zu Ernst und Würde herab, ein Charakter, den es noch vollständiger im Purpur annehme, wo ihm etwas von den Farben der ruhigeren Stimmung, Violett oder Blau, beigemengt ist.

Dieser Charakteristik kann man freilich einige scheinbar

1) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I p. 38 f.

Digitized by Google

widersprechende Tatsachen entgegenhalten. Schwarz ist nicht die allgemeine Trauerfarbe, sondern mitunter ist es Weiss. Auch möchte man Weiss nicht immer als Symbol heiterer, lebensfreudiger Stimmung anerkennen, wenn man erwägt, dass z. B. die Priester ein Leinengewand beim Gottesdienst tragen sollen, dass die Weisse der Lilie als Symbol höchster, überirdischer Reinheit gilt u. dgl. m. Jedesfalls aber bezeichnet in diesen Fällen Weiss einen Pol der Empfindung; die Chinesen legen zur Trauer Weiss an, wie jene Priester, um durch diese Farbe einen feierlichen Gegensatz gegen die Alltagsgewohnheit und die Richtung der Gedanken auf etwas Ernstes und Aussergewöhnliches anzudeuten. Einer Musterung, die Rochholz' Gelehrsamkeit l. c. I p. 130 f. angestellt hat, entnehmen wir, dass einheimische Gewohnheiten jenen ausländischen zur Seite treten. In Avers, Ferrera und andern Engadiner Ortschaften trauert man weiss, so auch in Pedrazzo in Tirol, im Aargauer Lande tragen Weissgekleidete den Sarg u. s. w.

Grau wird von Goethe gelegentlich nicht sowol als Ausdruck einer zweifelhaften, sondern einer traurigen Gemütslage gebraucht. So sind seine Herzensthränen grau (oben p. 126), grau ist alle Theorie, aber grün des Lebens goldener Baum. Trotzdem glaube ich, dass Wundts Abstufung im wesentlichen richtig ist, dass Weiss und Schwarz Pole der Empfindung bezeichnen, dass Rot eine sehr lebhafte Reizung des Gefühls hervorbringt, dass Grün als eine uns gemässe und darum meist erfreuliche Farbe empfunden wird.

Diese sinnlichen Tatsachen scheinen nun in der Sprache entsprechend fortgesetzt. Grant Allen (Der Farbensinn, deutsch von E. Krause, 1880) hat eine Vorliebe der Dichter für Rot ausgezählt. Aus unsern obigen Beispielen wäre demnach (p. 116 f.) zu erwähnen, dass das Blut oft noch besonders mit diesem Attribut versehen wird, offenbar weil damit eine Steigerung des Eindrucks erzielt werden soll.

Weiss ist uns ebenfalls als Steigerungsmittel begegnet,

Digitized by Google

besonders wenn wir sonnenhell oder heller als die Sonne dazu rechnen, Grün als Farbe der Hoffnung, der Freudigkeit und neu aufspriessender Kraft. Auch Schwarz begegnet gern als Abschreckungs-Attribut. Dagegen ist Braun Vertreter einer völlig neutralen Stimmung (Wundt l. c. p. 442) und so wüsste ich nicht, dass es in der Sprache einen andern Rang einnähme. Blau wird nun von den Malern die kalte Farbe genannt (im Gegensatz zu Gelb, der warmen); Wundt meint im Himmelblau (p. 442) habe die kalte Ruhe des gesättigten Dunkelblau einer ruhigen Heiterkeit Platz gemacht. Wenn aber Blau herabstimmt (p. 441), so kann die Folge davon nicht bloss eine Erkältung der Empfindung, sondern auch Beruhigung sein, oder die Empfindung aus Erregung zu Träumerei einladen. Die Gewandungen der Madonna (bemerkt, glaube ich, Hegel in seiner Ästhetik) sind oft blau: sie wirken beruhigend, ohne zu erkälten und tauchen unsere Seele vielleicht einen Augenblick in das Geheimnis derselben Stimmung, welche sich in den Zügen der Madonna so oft ausspricht, insofern diese dem überirdischen Rätsel, das sich an ihr begeben hat, noch ohne klare Fassung nachsinnt, verloren in die überraschende Gegenwart und in den Ausblick auf eine ahnungsvolle Zukunft[1]). Bei den Romantikern spielt die blaue Blume eine erhebliche und symbolische Rolle; wie lieb dem herrlichsten ihrer Dichter, Eichendorff, Blau ist, sahen wir. Mögen also die Maler Blau die kalte Farbe nennen, im Vergleich zu Gelb, so berufen wir uns für den Einklang mit sprachlichen Erscheinungen dennoch auf die natürliche Empfindung, welcher Blau nicht gleichgiltig ist, wie Braun, sondern vielfach als schätzbar und erwünscht gilt.

1) Blau als deutsche Leibfarbe s. Rochholz l. c. II p. 273 f. Goethe VI, 208 (zur Farbenlehre 799) nennt Blau „in seiner höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts", es sei etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe in seinem Anblick; er betrachtet es also auch nicht schlechthin als „kalte Farbe".

Digitized by Google

Der Gefühlston der einfachen Empfindung wird nun freilich durch Associationen beeinflusst[1] (Grün erinnert an den Genuss eines Ganges durch Wald und Wiese, das Glockengeläute an die Kirche), aber dennoch ist die Association nicht (Wundt l. c. p. 450) das eigentlich begründende Element des Gefühls. Der Glockenklang wirkt nicht ernst und feierlich, weil wir dabei an die Kirche denken, sondern, weil er ursprünglich so wirkte, wurde er benutzt als Symbol der Kirche. Grün erfreut nicht ursprünglich deswegen, weil wir es beim Genuss eines Waldweges sahen, sondern weil unser Auge die grünen Lichtstrahlen am wenigsten ermüden. Die Flüsse fliessen nicht nach einer weisen Einrichtung der Natur an den Städten vorbei, sondern die Städte werden an den Flüssen erbaut. Goethe spricht (VI, 218 No. 915 f.) von allegorischem, symbolischem und mystischem Gebrauch der Farbe, welcher darauf beruht, dass eben die Farbe sich zu sinnlichen, sittlichen und ästhetischen Zwecken verwenden lässt. Purpur sei das rechte Symbol für Majestät, sein Anblick habe diese Wirkung von Natur, sogar bis zum Schreckhaften; das Purpurglas zeigt eine wolerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte, so müsste der Farbenton über Himmel und Erde am Tage des Gerichts ausgebreitet sein (No. 798). Allegorisch-konventionell dagegen sei die Zuteilung der grünen Farbe an die Hoffnung. Grün bringe also, denkt Goethe, nicht von Natur eine der Hoffnung analoge Stimmung in uns hervor. Dennoch werden wir die Wahl des Grün nicht für Zufall halten, da wir uns z. B. Schwarz als Farbe der Hoffnung nicht denken können. Vielmehr werden wir uns für den allegorischen Gebrauch von Grün an seine oben erwähnten Eigenschaften erinnern.

Als allgemeine Analogie höherer geistiger Erscheinungen

---

1) Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 95. Über Farben ib. I 102 f. 212 f.

Digitized by Google

mit dem Gebiete sinnlicher Empfindungen ist nur die Relativität der Erkenntnis zu nennen, (oben p. 324). Stimmung und Interesse sind für Auffassung von Gedanken also das Analogon mit jenen Nebeneindrücken, welche gleichzeitig z. B. unser Auge treffen (vgl. über Interesse Steinthal Abriss I p. 230 f. Lotze, Metaphysik p. 524. 540). Da es sich hier um eine Anknüpfung an die Psychophysik handelt und fremdes Urteil darüber abzuwarten ist, so begnüge ich mich ein Beispiel dessen anzuführen, was ich mir denke. Dies ist die Behauptung Leckys (Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa 1868, II p. 76 und 231), dass eine grosse religiöse Umwandlung nicht unmittelbar durch Argumente, sondern durch eine Stimmung bewirkt wird und dass die spekulativen Meinungen, zu denen sich eine grosse Menge von Menschen bekennt, nicht wegen der Argumente angenommen werden, auf welchen sie beruhen, sondern wegen einer Prädisposition zu ihrer Aufnahme. Steinthal spitzt den Tatbestand, zu welchem der eben angeführte Fall ein einzelnes Beispiel ist, zu der Behauptung zu, dass alles Verständnis auf Sympathie beruhe, da aufhöre, wo diese schwindet (Abriss I § 515), während Kant (Anthropologie § 65) die „Seelengüte“ zum schöpferischen Mittelpunkt unsres Urteils macht. Sie sei die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen.

Auch die Verschiedenheit des Naturgefühls möchte hierher zu ziehen sein, wie sie uns gegensätzlich nicht blos zwischen hoch und niedrig entwickelten, sondern auch zwischen hochentwickelten Völkern verschiedener Zeiten entgegentritt. Vgl. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms u. s. w. II, 1864, S. 113 f.

Schliesslich gedenken wir noch einmal jener Hilfsvorstellung, des Princips des kleinsten Kraftmasses, um einen reinlichen Abschied von ihm zu nehmen. Wie es nicht an die Spitze der ganzen Ästhetik gestellt werden kann (Fechner,

Digitized by Google

Vorschule II p. 264), so ist es auch in der obigen Darstellung nicht an die Spitze der Sprachbetrachtung gestellt worden. Es lässt sich nicht behaupten, dass der möglichst geringe Aufwand von Kraft uns immer am meisten gefällt, sondern wir wollen Kraftaufwendung, welche relativ gering ist im Verhältnis zu einer Leistung. So wird, wie Fechner sagt, „jeder unnötige Umweg, jedes Hindernis im geläufigen Vorstellungsgange die innere Zusammenstimmung, worin sie auch bestehe, zugleich beeinträchtigen und den Verbrauch an lebendiger Kraft im Verhältnis zu dem steigern können, der im Wege der grössten Zusammenstimmung erzielt worden wäre, hiermit im Sinne der Unlust sein, indessen der grössere Verbrauch lebendiger Kraft im Sinne eines in sich zusammenstimmenden und damit förderlichen Vorstellungsganges im Sinne der Lust ist. Es kommt also sowol darauf an, ob die Bewegungsverhältnisse (in unsrem Fall der Vorstellungen) harmonisch oder disharmonisch sind, als auch darauf, ob eine stärkere oder schwächere lebendige Kraft für die Verarbeitung dieser Verhältnisse erforderlich ist. So macht es uns Pein, eine einfache Sache mit vielen Worten erläutern zu hören, etwas ganz Klares durch mehrere Synonyma belastet zu sehen, während wir dem Erzähler gern Gehör geben, welcher eine uns lebhaft interessierende Sache mit eindringlicher Genauigkeit schildert.

So die Geniessenden. Der Erzeuger eines Kunstwerks, oder allgemein der Mitteilende, kann die Lust an der Mitteilung, die Betätigung seiner Darstellungsgabe, als Entschuldigung anführen, wenn er uns einmal gegen das Princip des kleinsten Kraftmasses zu verstossen scheint, dessen Herrschaft er dennoch sehr oft, bewusst oder unbewusst, unterworfen ist. Für den Erzähler, welcher am Biertisch in Bier und Synonymik schwelgt, ist es keine Arbeit, sondern eine Wonne, dieselbe einfache Sache fünfmal hintereinander in verschiedene Worte zu kleiden, nur für den Hörer ist es oft eine Arbeit. Hat jener Schwätzer aber früh zu lange geschlafen und will

Digitized by Google

eilig fort, so wird er wol ohne Umschweife: „meine Stiefel!“ oder dgl. rufen, weil die Kürze seinen Zwecken hier dienlicher ist. Da uns Schiller in seinem köstlichen Meisterwerk die Bedrückung eines Volkes durch mannichfache Grausamkeit schildern will, so hätte er ja gleich mit einem Beispiel des Leidens anfangen können. Aber wie unvergleichlich reicher und tiefer wirkt er dadurch, dass er 64 Zeilen vorangehen lässt, ehe Baumgarten in voller Hast angelaufen kommt! Denn jene 64 Zeilen atmen den tiefsten politischen Frieden; der Zuschauer geniesst ohne jede Einbusse den wundervollen Anblick des Sees und der Berge, er hört Lieder singen, welche zugleich Hauptbeschäftigungen des Volkes andeuten, er lernt das Gemüt jener Hirten kennen, welche ihre vierfüssigen Lieblinge etwas freigebig mit Intelligenz ausstatten, wie Eltern ihre Kinder, und da die Alp abgeweidet ist, so erwartet man in Gedanken, dass der Spätherbst und Winter, wie der Abend, das mühevolle Tagewerk abschliessen soll. Da platzt denn Baumgarten wie ein Donnerschlag herein. So erscheinen uns jene 64 Zeilen nicht als Umweg, sondern als Tat des Genies. Aber innerhalb dieser 64 Zeilen bewundert man das Princip des kleinsten Kraftmasses, weil sie uns so viel und scheinbar auf die einfachste und ungezwungenste Weise mitteilen, sodass uns kein Wort zu viel erscheint und wir keins anders haben möchten.

Die bei der Mitteilung in Betracht kommenden Faktoren sind 1) der Mitteilende 2) der Empfangende 3) der Zweck (Form in höherem Sinn) 4) das Mittel der Mitteilung. Manchem Menschen, wie dem bekannten Mr. Micawber im Copperfield, machen Umschreibungen ein ungemeines Vergnügen, sodass man ihn nicht nach unsrem Princip reden hört. Er könnte aber zu seiner Entschuldigung anführen, dass seine Gedanken etwas von ihrer anmutigen Färbung verloren hätten und in einem inadäquaten Gewande erschienen wären, falls er anders gesprochen hätte. Der Hörende wünscht, wenn ihm nicht gerade daran gelegen ist, die Zeit durch Hören tot zu

Digitized by Google

schlagen, möglichste Kürze der Mitteilung. Aber die Form kann so schön sein, dass sie selbst Zweck wird, sodass er Ausführlichkeit nicht als Weitschweifigkeit sondern als Sachlichkeit empfindet. Dies namentlich, wenn ein wohlgegliedertes Kunstwerk (wie der Tell) sich vor seinen Augen erhebt. Dessen Zweck, seine Form im höheren Sinne, ist, das Gemüt reich und tief zu erregen, das Mitleid mit den Schweizern wach zu rufen, welche in ihrer schönen Natur und mit ihren friedlichen Neigungen und Eigenschaften so schön ohne die Östreicher leben könnten. Ist Sprache, womit wir es hier zu tun haben, Mittel der Darstellung, also das beste, weil gedankenvollste und deutlichste, so ist der Mitteilende nicht nur im allgemeinen an die Überlieferung gebunden, da die Sprache Überlieferung ist, sondern er kann auch besondere, typisch gewordene Formeln aus dieser Überlieferung auswählen. Im ersten Falle benutzt er die Apperceptionen, welche vielfach nach dem obigen Princip gebildet sind, darunter alle Verdichtungen des Denkens, das Ergebnis tausendjähriger Arbeit. Im zweiten rundet er seinen Ausdruck durch Formeln ab, um ihn bündig zu machen. Man muss also sagen, dass die objektive Sprache in der Tat allemal nach unserem Princip bezeichnet. Erscheint uns mancher Ausdruck (in fremden Literaturen z. B. im Sanskrit) weitschweifig, so hat doch der Geist jener Menschen nicht kürzer und besser denken können, wenigstens lässt sich nicht beweisen, dass sie gegen das Princip sich ausdrückten. Die subjektive Sprache dagegen leidet unter der Zweiteilung der Faktoren, dass einer spricht, der andere es hört und dass sie nicht immer die gleiche Auswahl der Redewendungen aus dem objektiven Sprachgut für dieselbe Sache treffen würden. In einem schriftlichen Bericht wird ein Arzt nicht leicht sagen: bei meiner Ankunft fand ich Frau X. mausetot. Dagegen sagt er es wol, wenn er dieselbe Sache einem Bekannten erzählt. Sie war mausetot — ebenso klar wäre es uns, wenn wir hören, sie war tot. Aber der Effekt soll (unbewusst) gesteigert werden, wenn

Digitized by Google

sie mausetot vorgefunden wurde, obgleich auch eine Maus nicht toter als tot sein kann.

Schluss.

Der Wille zum Leben ist körperlich an den Magen als an sein wichtigstes Organ gebunden. Die Bearbeitung der Pflanzen- und Tierwelt, die Wahl des Wohnsitzes, der Gang der für den Lebensunterhalt nötigen Erfindungen, die Benutzung des Feuers stehen in seinem Dienst. Auch die Fortpflanzung gehört insofern zu ihm, als sie sich im allgemeinen als naturgemässe Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt (Rolph, Biologische Probleme, zweite Auflage, 1884, p. 55 f. 121 f.)[1]. Geistig sind wir so organisiert, dass wir Neigung haben, uns selbst geltend zu machen und dass wir Metaphysik (Religion, Ethik) brauchen. Die erstere Neigung schliesst in sich ein Bedürfnis sich mitzuteilen, ein Bedürfnis Sympathie zu erfahren, ein Bedürfnis andere Meinungen, wenn sie uns nicht ganz gleichgiltig sind, zu bekämpfen.

Die Überlieferung umfasst ausser der Sprache, zum Teil in ihr beruhend, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Sitten und Gebräuche, mechanische Fertigkeiten der Arbeit. In dieser Überlieferung, da sie Gegenstand der Be- und Verarbeitung, der Änderung oder Aneignung ist, müssen uns also gewissermassen dieselben Nervenstränge begegnen, welche das allgemeine formale Schema des menschlichen Verhaltens darstellen.

Sitten und Gebräuche stehen, wie schon bemerkt (oben p. 2), der sprachlichen Überlieferung analog zur Seite. Sie sind uns so unentbehrlich, wie die Sprache. Ihr Ursprung ist uns vielfach dunkel, ihr früherer Sinn verloren gegangen, ihre stellenweise Sinnlosigkeit wird gewohnheitsmässig im Zusam-

1) Anders Steinthal, Ztschr. f. Vps. XIII p. 190.

Digitized by Google

menhang des Lebens, entweder nicht empfunden oder stillschweigend geduldet. Ihre Zähigkeit ist erstaunlich, sodass es oft lange Zeit und viel Mühe kostet, sie zu ändern. Kunstformen werden Jahrhunderte lang benutzt, weil sie einmal da sind, aber mit sehr verschiedenem Inhalt ausgestattet. So in der Musik z. B. die Form der Sonate. Wie dürftig erscheint uns einer der ältesten Vertreter dieser Kompositionen neben Beethoven! Übrigens scheint jetzt die Neigung Sonaten zu komponieren sehr in Abnahme gekommen. Wappen und Siegel sind versteinerte Symbole geworden, deren Enträtselung eine besondere Gelehrsamkeit erfordert und trotzdem zuweilen nicht gelingen will. Aber sie sind eine zu teure Überlieferung! Das Recht fliesst bei uns aus gar reichlichen Quellen. Welcher Wust von Bestimmungen überfällt das Gehirn des Rechtsbeflissenen! Aber wir kommen von der heiligen Überlieferung des römischen Rechts nicht los[1]. Im kleinen gibt es öffentliche Einrichtungen, welche nicht ungesetzlich sind, aber trotzdem aufs schneidendste dem Rechtsgefühl Hohn sprechen. Sie sind nun einmal da, also bleiben sie. Man sollte glauben, dass Hegel recht hat, wenn er sagt (Werke IX, 9), Erfahrung und Geschichte lehren, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt oder nach ihren Lehren gehandelt haben. Wenn er nun behauptet (ib. p. 15): Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an, beides sei Wechselbestimmung, so schiene mir dabei nötig, dass wir um jeden Preis Alles, was wir sehen, vernünftig nennen müssen, sonst sind wir an der Unvernunft der Welt schuld. Und wenn seine Meinung von dieser Wechselbestimmung richtig ist, so muss auch jene Ungelehrigkeit der Völker vernünftig sein. Da nun endlich so viele Menschen mit der Welt unzufrieden sind, sie gern anders haben möchten, so müssen wir diese Unzufriedenheit als vernünftig bezeichnen.

---

1) Das freilich s. Z. eine grosse Kulturleistung gewesen ist und vollbracht hat.

Digitized by Google

Folglich haben die Menschen recht, unzufrieden zu sein, folglich sehen sie die Welt richtig an, wenn sie sie vielfach unvernünftig finden.

Hegels Anweisung hat ja ihre sittliche Bedeutung und ihren erkenntnis-theoretischen (Kantischen) Wert, aber sie kann nur mit einem granum salis genossen werden. Die Religion lehrt uns, hoff o du arme Seele, hoff und sei unverzagt; sie vertröstet uns darauf, die rechte Zeit zu erwarten: dies ist eine unfehlbare Anweisung, wenn sie genau befolgt wird. Denn schliesslich nehmen wir bei stets wiederholter Enttäuschung die Hoffnung mit ins Grab, nachdem wir das zarte Pflänzchen mühsam am Leben erhalten haben, und der Tod ist ein treffliches Heilmittel wie für Krankheiten, so für unerfüllte Hoffnungen.

Das Bedürfnis sich mitzuteilen und Sympathie zu erfahren muss in der Sprache naturgemäss am klarsten hervortreten. Ist es gestattet, eine Analogie aus einem niederen Gebiet anzuführen? Fortpflanzung wäre vermutlich nicht ein, wie die Erfahrung lehrt, so mächtiger Trieb, wenn sie ohne eigentlich stoffliche Mitteilung vor sich ginge, durch blosses Ansehen oder Berühren. Sondern stofflich will der Organismus sich betätigen. So macht reden vielen Menschen ein unsägliches Vergnügen, sodass vielleicht die unglücklichen Taubstummen um dieses materielle Element des Vergnügens der Mitteilung zu kurz kommen. Dies scheint mit der Empfindung von Fries und Waitz übereinzustimmen.

Fries (System der Logik, zweite Aufl. 1819 p. 408) bemerkt: „Ebenso nahe wie der Sinn des Gehörs dem Mittelpunkt meines Lebensgefühls in der Musik liegt, so verwandt ist mit dem Innersten meiner Lebenstätigkeit diese aus dem Atem gebildete Sprache, daher die tiefe Bedeutsamkeit ihres Ausdruckes.“ Th. Waitz (Anthropologie, zweite Aufl. I p. 333) glaubt, dass der Unterschied zwischen Mensch und Tier beruhe auf einer ursprünglich verschiedenen Art des Interesses, das Interesse

Digitized by Google

aber sei bedingt durch das Lustgefühl. Es würde also dieser Ansicht gemäss der Unterschied des Menschen vom Tiere, wie der einzelnen Tierarten untereinander in psychologischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindung von Natur begleiten. Beim Menschen wären Warnehmungen der höheren Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden, und eben dies wäre es, was ihn veranlasste, den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit grössere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden, durch welche sie zur Grundlage seiner gesammten Weltauffassung würden, während die Lustgefühle der Tiere, fast ausschliesslich an die andern Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Warnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höhern geistigen Ausbildung bei ihnen kommen liessen.

In gesteigerter Sprachfunktion wollen nun auch die Dichter den Überschwang ihrer Empfindung los werden und unter allen Umständen Sympathie erringen. Mag ein Gedicht zunächst nur für den Dichter entstanden sein, wie es Goethe oft an sich erfuhr, sobald er es vorliest oder drucken lässt, sucht er einen Resonanzboden, will er Sympathie finden. Dieser Wunsch beeinflusst, oft gewiss unwillkürlich, die Form der Darstellung insofern, als sie starke Mittel verwendet, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Von der Naturwissenschaft werden wir belehrt (R. Falb, die Umwälzungen im Weltall, 1881 p. 48 f.), dass der Centralkomplex unseres Weltsystems eine Kugel aus Sternen ist, um welche sich ein frei schwebender Doppelring zieht. Die Milchstrasse ist nicht nur scheinbar, sondern in Wahrheit ein Doppelring, aus achtzehn Millionen Sonnen zusammengesetzt. Unsere Sonne mit ihren Planeten befindet sich innerhalb der Centralkugel, nicht ganz in der Mitte. Wir stehen dem Teile der Milchstrasse zwischen den Sternbildern Skorpion und Centaur näher als den entgegengesetzten und

Digitized by Google

sehen diese Partie derselben daher auch viel glänzender . . . Ferner ergibt sich, dass im Centrum des ganzen Systems, also unsrem Sonnensystem verhältnismässig nahe, sich der schöne grosse Orion-Nebel befindet, woraus sich auch der besondere Glanz und die scheinbare Grösse dieses Gebildes erklärt. Diese zwanzig Millionen Sonnen waren vermutlich dereinst in einem einzigen Riesennebel vereinigt, der sich durch zunehmende Abkühlung mit immer grösserer Geschwindigkeit um seine Achse drehte.

Aus dem Schwingen und Wogen dieses Nebelmeeres hat sich der ungeheure, von uns bis jetzt nur sehr mangelhaft erkannte, Reichtum aller Erscheinungen des Himmels und der Erde geboren, und unser gesammtes Sein ist nur eine Fortsetzung der Schwingungen, bewegt sich in Schwingungen. Bewegung, das eine Attribut des Seins, glauben wir also ohne Zögern der Welt zeitlich und räumlich überall zugestehen zu können. Das andere Attribut, die Empfindung, beginnen „exakte“ Forscher der Welt gleichfalls allgemein beizulegen, wenn sie auch wohl wissen, dass dies nur eine logische Forderung ist (C. v. Nägeli, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre, München, 1884 p. 594, 598, 649, 676). In der Tat scheint uns das ungeheure Wunder der Entwickelung nur dann einigermassen begreifbar, wenn wir ihre Keime im Chaos ruhend denken, dessen geheimnisvoller Schoss für die körperliche Welt das Licht, für die geistige die Empfindung gebar, sodass unser Sprechen und Denken, die Bebungen unseres Körpers, unser Wünschen und Wähnen, unser Hoffen und Wollen, Lust und Schmerz nur eine Fortsetzung und Steigerung jener Gewalten sind, welche einst dumpf und trübe, aber zukunftsvoll, die Welt ausschliesslich beherrscht haben.[1])

1) Vgl. Fechner, Vorsch. d. Ästhet. I 79.

Digitized by Google

Wenn die vorliegende Untersuchung Sinn hat, so lässt sie sich erweitern. Zunächst rein geschichtlich. Dahin wäre zu rechnen die analoge Betrachtung dichterischer und volkstümlicher Überlieferung in andern Literaturen, wie in der französischen und englischen. Denn die Verarbeitung z. B. der Bibel, insbesondere des Alten Testaments, wird dort auch ihre wechselnden Schicksale gehabt haben. Sie lässt sich ergänzen durch Heranziehung weiterer Zeugnisse der Volkspoesie oder der volkstümlichen Poesie, besonders der epischen. Sprichwörter und volkstümliche Redensarten, Sprachformeln stehen allerwärts in reichen Halmen.

Theoretisch wäre sodann an die lehrreichen Untersuchungen über Sprachmischung anzuknüpfen. Th. Waitz, Anthropol. I[2] p. 421 meint, dass Mischung stammfremder Elemente durchaus in umfangreicher Weise notwendig sei, wenn es zu einer höhern Kultur kommen soll. Die Wahrheit dieses Gedankens wäre für die Sprache zu erproben. Denn auf den ersten Blick stellen sich z. B. die Griechen nicht als Bestätigung dieser Ansicht zur Verfügung. So weit wir urteilen können, sind die Gedanken, welche sie selbst von andern Völkern entlehnt haben, sehr unbedeutend und verschwinden in dem glänzenden Strom griechischer Entwickelung, ohne merklich seine Färbung zu beeinflussen. So könnte man auch meinen, dass etwa wir Deutsche es viel herrlicher weit gebracht gebracht hätten ohne „Fremdtümer.“ Kämen wir dagegen zu der andern Überzeugung, dass sich Denken am besten entwickelt durch feindliche und freundliche Berührung mit anderem Denken, so würden wir diese Gedankenmischung als notwendig für den Haushalt des geistigen Lebens (auch in der Geschichte) ansehen müssen. Dies leitet zu der Frage nach dem geschichtlichen Fortschritt, insbesondere nach seiner Form, hinüber. Oder sollte die Mischung stammfremder Elemente nur für den Austausch des Blutes von Wichtigkeit sein?

Digitized by Google

Was ich mir unter Form denke, sei kurz angedeutet. Sind Wille und Erkenntnis (oben p. 3) die Grundfähigkeiten des Menschen, so muss ihre Wirksamkeit in der Entwickelung durch ein stetes Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit bestimmt sein. Zu dem gehaltvollen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen sehen wir jedoch dieses Verhältnis nicht von Anfang an und nicht immer vertieft. Aber die Geschichte wird ja auch allmählich reicher. Wir kennen zwar keine menschliche Gemeinschaft, welche ganz ohne Metaphysik ist, allein, so weit die höchst dürftige Kenntnis der Vergangenheit unseres Geschlechts uns zu urteilen gestattet, sind doch die Menschen zuweilen so lediglich sinnlich, dass sie stumpfsinnig sind und man nur sehr schwachen Spuren einer Beschäftigung mit dem Übersinnlichen begegnet. Der Hunger und die Verteidigung des Lebens nehmen ihre gesammte Spannkraft fast ausschliesslich in Anspruch. Nicht einmal den Begriff des Eigentums finden wir überall mit derjenigen Deutlichkeit ausgebildet, welche für die Entwickelung des Rechts Bedingung ist.

Auf diesen niederen Stufen wird also die Erkenntnis fast ausschliesslich dem Willen insofern dienstbar gemacht, als sie die Lebensbedürfnisse, welche er fühlt, durch Erfindung von Mitteln zu befriedigen sucht. Da ist also kaum etwas vom Zwiespalt der beiden Triebe zu merken. Wird die Metaphysik reicher, sodass die überirdischen Mächte grössere Rücksicht verlangen, so ist zunächst noch kein Grund für eine Verschiebung des alten Verhältnisses. Sondern was der Wille verlangt, sucht die Erkenntnis gehorsam zu beschaffen. Der Glaube befindet sich zwar mitunter mit einigen natürlichen Empfindungen in Widerstreit, wird aber ohne Skepsis respektiert. Erst dann ergreift die Tragik der Geschichte den Menschen, wenn die Erkenntnis ihre Aufgaben nicht mit dem als selbstverständlich gedachten Zielpunkt bearbeitet, dass alles Wissen nur den Glauben bestätigen kann. Die Forderungen

Digitized by Google

des Glaubens stellen zuweilen die natürliche Empfindung auf eine harte Probe, indem er ihr Sündhaftigkeit vorwirft, ihre Bekämpfung verlangt, den Glanz und die Mannichfaltigkeit dieser Welt als nichtig und wertlos verurteilt. Die Erkenntnis ihrerseits geht ihre eigenen Wege und sucht eine Metaphysik, welche sich nicht um die Metaphysik des Glaubens kümmern will. Daraus ergibt sich dann eine Disharmonie, welche das Gewissen des Einzelnen peinigt und die Völker auf die Dauer ohne Befriedigung lässt. Wird so der Inhalt der Geschichte reicher und lichtvoller, so fehlt es ihr dafür jetzt nicht an tiefem Schatten.

Ausser diesem Gegensatz belebt ein zweiter das Getriebe des menschlichen Lebens: Die Forderungen des Willens erstrecken sich nur auf diese Welt. Sie werden ja doch immer verwickelter und mehren sich. Die Menschen erkennen oder glauben zu erkennen, dass ihr Leben, so wie es ist, jämmerlich ist, dass sie Unrecht leiden. Da soll denn die Erkenntnis die Mittel ausfindig machen, um das Erdenlos zu verbessern. Trotz alles Mühens will ihr das nicht gelingen. Jene Unzufriedenen lassen sich nicht mit der einstmals zu erhoffenden Gerechtigkeit im Himmel trösten.

Betrachtet man nun den einzelnen Lebenslauf, so wird man an die unsägliche Wahrheit von Goethes Ausspruch erinnert (Epigr. Venedig 1790, 10)

Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell er sich, wie er auch will.

Die Geschichte dagegen verblüfft uns durch ganz andern Inhalt des Treibens und Schreiens der Menschen. Da dies kein leerer Schein ist, so müssen die von Goethe geschilderten Bemühungen doch nicht den ganzen Inhalt menschlicher Bestrebungen ausmachen, sondern mehr die Form bezeichnen.

Digitized by Google

welche zwar die Bedingung, aber nicht letzter Zweck der Geschichte ist. Denn in ihr scheinen uns ganz andere Dinge als Kinderzeugen und Kinderernähren die Hauptsache. Dies ist an sich nicht selbstverständlich. Denn man sollte meinen, dass der Kampf ums Dasein heftig genug ist, um bei der grossen Mehrzahl der Menschen alle andern Gedanken zu verscheuchen. Gleichwol bringt er die Ideen hervor, welche den Inhalt der Geschichte bilden. Sie müssen also für den Haushalt des geistigen Lebens insofern einen Sinn haben, als sie ein Bedürfnis befriedigen. Der Mechanismus ihres Ursprungs, Wachstums und Kampfes gehört also zur formalen Betrachtung der Geschichte. Sie müssen als ein vom Menschen entzündetes Licht gelten, welches bis in die Tiefen seiner nicht immer erfreulichen Willensregungen leuchtet und dessen Ursprung bis in diese Tiefen zu verfolgen ist.

Dann muss sich zeigen, dass unsere altmodischen Lebensformen (oben S. 292) Bedingungen sind, ohne welche wir doch nicht leben können, ja dass auch die Scheidung nach Völkern und Nationalitäten für den Gang der Geschichte, wie sie nun einmal ist, nicht entbehrt werden kann. Diese Betrachtung scheint wiederum eine ethische, und als die eigentliche Vorhalle zur Ethik (sagt Wundt, Ethik 1886, III) ist die Völkerpsychologie zu betrachten, der neben andern Aufgaben insbesondere auch die zukommt, die Geschichte der Sitte und sittlichen Vorstellungen unter psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln [1]).

Die Ideen sind also Organe, welche sich allmählich herausbilden, um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, um die

1) In dieser Abhandlung wird hier das erste und einzige Mal die Völkerpsychologie genannt. Also braucht wol kein Philologe einen reglementsmässigen Schauder zu empfinden, als ob die vorliegende Arbeit es mit Völkerpsychologie zu tun hätte. Auch habe ich einen exakten Forscher dafür citiert, nicht sie proprio Marte herangezogen. Über die Sache selbst vgl. Lazarus, Ztschr. f. Vps. III. 1—94; 385—486.

Digitized by Google

Wirksamkeit des menschlichen Geistes zu erhöhen. Aber die Erkenntnisse, welche er gewinnt, sind seinen Wünschen nicht immer angenehm, sodass sie scheinbar, obgleich Fortschritte seines Denkens, für ihn nicht erbauend, sondern zerstörend wirken. Der Gedanke von Gott findet sein herbes Widerspiel in dem Gedanken der Leugnung Gottes, der Gedanke einer moralischen Weltordnung sein Widerspiel in dem des erbarmungslosen Zufalls, welcher weder gut noch schlecht, sondern nur so ist, wie er ist. Scheint uns dieser Zwiespalt nicht eine ungeheure Kraftverschwendung in der Geschichte zu sein? Entspricht dies unserer Vorstellung von einem vernünftigen Haushalt des geistigen Lebens, unserem Ideal davon, dass die Wirkungen in der Welt nach dem Princip des kleinsten Kraftmasses zustande kommen? Betrachtungen dieser Art scheinen weder für die kausale noch für die ethische Ansicht gleichgiltig zu sein. Wir stehen ratlos still vor den erbitterten Kämpfen auch nur innerhalb der christlichen Kirchengeschichte und schaudern bei dem vor unserem Geiste aufsteigenden Bilde der Scheiterhaufen, auf denen Ketzer schwälten, der Folterkammern, in denen Ketzer ihre Glieder von blutdürstigen Menschenschlächtern mussten zerreissen lassen, der Schafotte, auf denen das Haupt der Ketzer unter dem brutalen Gebrüll der Menge und den von gierigem Hass funkelnden Blicken der Wahrheitsbesitzer abgeschlagen wurde. Mit der Beobachtung, dass die physikalische Wahrheit, nach welcher dem Lichte nie der Schatten fehlt, auch auf die moralische Welt ihre Anwendung findet, sind wir schwer zu versöhnen. Entweder lassen wir unsere Gedanken in Resignation untergehen, oder wir suchen diese und andere geschichtlichen Vorgänge als Mechanismus der Geschichte zu begreifen. Wäre dies einmal der Fall, so würden wir zwar nicht zufrieden, aber ruhiger sein.

Wir glauben einzusehen, dass die Römer (Ranke, Weltgesch. III, 4) eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Um-

Digitized by Google

fang zu erfüllen hatten. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich von einander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesammtheit. Ein langes stetiges Ineinandergreifen der feindlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräkorömische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung einer konsistenten Kulturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist. Sie musste stark genug sein, um den entgegengesetzten Weltkräften Widerstand zu leisten und zugleich im Innern noch weitern Entwickelungen Raum zu geben ...

Ist nun Alles, was entsteht, wert, dass es zu Grunde geht und waren auch jene von den Römern verarbeiteten Völker und Staaten wert, zu Grunde zu gehen, so frägt man weiter, ob uns dieser Process des Entstehens und Verbrauchtwerdens in doppeltem Sinne vollständig scheint. Wir verlangen nämlich von der Geschichte, welche Entwickelung ist, Kontinuität. Sie würde darin bestehen, dass alle menschlichen Leistungen auf der Erde in einen gemeinsamen Strom der Entwickelung sich vereinigen. Wir verlangen zweitens, dass nichts Wertvolles verloren geht und unbenutzt wieder vergeht, ohne auf die grosse Heerstrasse einzubiegen, dass auch keine Kultur einer weltfremden Insel sich nur im Ocean bespiegelt und still in ihm wieder versinkt.

Die Überzeugung der Kontinuität ist oft genug ausgesprochen worden; allein in zu allgemeiner Form, um zu überzeugen. Tous les âges (sagt Turgot, oeuvres, Paris 1844, II p. 597) sont enchaînés par une suite de causes et d'effets qui lient l'état du monde à tous ceux, qui l'ont précédé. Nun wissen wir wol, dass an jeder einzelnen Stelle der Erde die Gegenwart von der Vergangenheit abhängt, nicht aber, ob die

Digitized by Google

Arbeits-Ergebnisse ganzer Geschlechter nicht zum Teil wieder verloren gegangen sind und ob sie mit möglichstem Nutzen für die gesammte Menschheit verwertet worden sind. Wer, wie Hegel, die Geschichte logisch zu begreifen versucht, hat freilich ein Schema bereit, ihre Vernunft zu erweisen (doch vgl. Werke IX, 25 f., Philos. d. Gesch. Zweite Aufl. 1840) und mir scheint gegen solchen Versuch gar nichts einzuwenden; allein die Kategorien, welche er benutzt, sind unzureichend. Hegel kannte Amerika zu wenig (S. 100 f. l. c.) und bleibt im übrigen in dem alten Schema stecken, welches von unsrer asiatisch-europäischen Geschichte hergenommen ist. Da gibt es denn einen Stufengang vom Orient zu den Griechen, von ihnen zu den Römern, von diesen zu den Germanen.

Aber auch innerhalb unserer asiatisch-europäischen Geschichte ist der Zusammenhang keineswegs herzustellen. Denn wir haben 1) verschiedene Typen, welche ohne nachweisbare oder genügende Berührung neben einander gewesen sind, wie die Chinesen und Babylonier; 2) müssen wir bezweifeln, dass die Errungenschaften der einzelnen Völker allemal von dem stärkeren, siegreichen Volke vollständig aufgenommen und benutzt worden sind. Oder wäre dies bei den Babyloniern gegenüber den Assyrern, bei den Persern gegenüber den Babyloniern u. s. w. der Fall gewesen?

Die Arbeit der Kultur wurde ferner mit unsäglichen Mühen an verschiedenen Stellen der Erde gesondert unternommen. Wenn auch die Rothäute von den Mongolen abstammen, also aus Asien eingewandert und somit der alten Welt verwandt sind[1]), so bestand doch nach jener Abzweigung kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen amerikanischer und asiatisch-europäischer Geschichte und die Wunder von Mexiko und Peru haben erst durch ihre Trümmer das euro-

1) Peschel, Völkerkunde, dritte Aufl., S. 415, 428 f; Klein, Gesch. d. Dramas III S. 569 hat weitere Literatur darüber.

Digitized by Google

päische Auge in Erstaunen, den europäischen Geist in Bewegung gesetzt.

Geistiger Besitz geht ferner auf Jahrhunderte verloren und muss erst wieder entdeckt werden, um genossen zu werden und zu wirken. Da wir doch aber durch unsern Planeten zu einer Einheit zusammengefasst werden, so können wir uns der Vorstellung nicht entschlagen, dass unsere Entwickelung eine einheitliche sein sollte. Das Schiff des Kaufmanns und der Zug der Karawane breiten die Erzeugnisse der Natur und menschlicher Kunstfertigkeit aus; allein so lange unser Planet nicht hinreichend erforscht war, fehlte die Hauptbedingung des Austausches der Gedanken und damit die Annäherung an eine Gemeinsamkeit der Arbeit und der Entwickelung. Da wir nun die Erde genau genug kennen und ihre ungeheuren Weiten durch die Dampfmaschine und den Telegraphen überwinden, so lässt sich wol denken, dass sich die Form des geschichtlichen Lebens insofern ändert, dass wir uns der Universalgeschichte annähern, während wir bisher nur asiatisch-europäische oder Altewelts-Geschichte gehabt haben.

Das Problem von den Wirkungen in der Geschichte scheint sein Gegenstück zu finden in einer Tatsache des Einzel-Seelenlebens, welche Lotze (Metaphysik. 1879. S. 602) folgendermassen schildert: „Wenn wir einmal von den Seelen als Wesen sprechen, so reden wir nun auch von ihren Zuständen und wagen selbst von solchen zu reden, in denen sich von der wesentlichen Natur dessen, dem wir sie zuschreiben, nichts mehr verrät. So lag uns, und aller Psychologie bis jetzt, kein Arg in der Annahme unbewusster Vorstellungen oder solcher unbewussten Zustände, die aus Vorstellungen zurückgeblieben sind und zu Vorstellungen wieder werden können. Mussten sie wirklich so zurückgeblieben sein? und können wir diesem Ausdruck irgendein Verständnis abgewinnen, wenn wir nicht, wie es natürlich und unvermeidlich immer geschah, unsere Zuflucht zu den gröbsten Bildern von Eindrücken nehmen, die

Digitized by Google

eine Raumgestalt verändert haben oder von Bewegungen, die nur in einem Raum denkbar sind? Nichts nötigt uns zu solchen Versuchen, als die Beobachtung der Wiederkehr der früheren Vorstellungen in das Bewusstsein; aber kann das einst Gewesene auf keine andere Weise der bestimmende Grund des künftigen sein als dadurch, dass es nicht vergangen ist, sondern fortdauert? Und wenn die Seele in völlig traumlosem Schlafe nichts vorstellt, fühlt und will, ist sie dann und was ist sie? Wie oft hat man geantwortet, dass sie dann nicht sein würde, wenn dies jemals geschehen könnte; warum hat man nicht vielmehr gewagt zu sagen, dass sie dann nicht ist, so oft dies geschieht? Gewiss, wenn sie allein in der Welt wäre, dann könnten wir einen Wechsel des Seins und Nichtseins nicht verstehen; aber warum sollte nicht ihr Leben eine Melodie mit Pausen sein, während der ewige Urquell fortwirkt, aus dem, als eine seiner Taten, ihr Dasein und ihre Tätigkeit entsprang? Aus ihm würde sie wieder entspringen, in folgerechtem Anschluss an ihr früheres Sein, sobald jene Pausen vorüber sind, während deren andere Taten desselben Urgrundes die Bedingungen ihres neuen Eintritts herstellten."

Lotze vermisst also die Kontinuität des Seelenlebens, wir die der Geschichte, sowol der Geschichte nur eines Stromes, wie des asiatisch-europäischen, als besonders der Universalgeschichte des ganzen Planeten. Sie scheint mir genau den Eindruck einer Melodie mit Pausen zu machen, sowie den eines Orchesters, an dessen einem Ende ein paar Instrumente tönen, während am andern Ende Alles schweigt. Dann tun sich hier und da ein paar für einige Zeit zusammen, verstummen, um von andern abgelöst zu werden. Aber das Zusammenrauschen des ganzen Orchesters zum Schluss erwarten wir, vielleicht immer vergeblich, noch von der Zukunft.

Schliesslich regen die Erscheinungen der Sprachgeschichte die Frage an, ob die Einteilung in geschichtliche Epochen sich mit Tatsachen ausgedehnter Gedankenmischung oder Ge-

Digitized by Google

danken-Umformung in ein Verhältnis gegenseitiger Aufklärung bringen lässt.

Hierbei werden wir durch Lotzes Misstrauen gegen die geschichtliche Betrachtung uns nicht beirren lassen. Wie er (Metaphysik S. 465) gegen die von Darwin angeregten Gedanken sich sehr kühl verhält, so sagt er (Grundzüge der praktischen Philosophie, Leipzig, 1882 S. 42, § 43), man habe den Inhalt der Gesellschaftswissenschaft von drei Seiten her zu gewinnen versucht; die gewöhnliche Psychologie, die nur den inneren Gegenwirkungen in der einzelnen Seele gilt, solle zu einer Lehre über die geistigen Wechselwirkungen zwischen einer Vielheit von Personen erweitert werden. Wissenschaftlich sei dies gar nicht gelungen. Was wir wissen, seien nicht sehr tief geschöpfte Resultate der Menschenkenntnis oder fast immer etwas zweideutige Analogien der Geschichte. Gänzlich zurückzuweisen sei die zweite Manier, das Ideal des geselligen Lebens mit Natureinrichtungen zu vergleichen, welche formell dieselben Zwecke verfolgen und aus deren Organisation man nun auch die Mittel zur Erreichung jenes geselligen Ideals zu lernen hoffe. Ganz nutzlos sei daher der Vergleich der Gesellschaft mit dem tierischen Organismus. (Hierin ist Lotze beizustimmen.) Durchaus schädlich sei endlich die dritte Manier, Probleme der praktischen Philosophie durch Naturgeschichte zu lösen und anstatt zu überlegen, was der Mensch, nachdem er ist und so ist, wie er ist, sittlich auszuführen hat, lieber davon zu sprechen, wie er im Laufe einer naturgeschichtlichen Entwickelung entstanden und nach und nach zu dem geworden ist, was er jetzt ist.

Wir meinen dagegen, dass dieses „jetzt“ kein fester Terminus ist. Sondern es zerlegt sich innerhalb der Geschichte in Epochen. Wir wissen freilich nicht, wie Menschen geworden sind und gestehen gern zu, dass die Anknüpfungen ihrer geistigen Regsamkeit an das Tierreich dürftig, ja ungenügend sind; aber trotzdem haben die geistigen Leistungen des

Digitized by Google

Menschen ihre Geschichte, und der Sinn der Welt, der durch Metaphysik und Logik sich noch nicht hat entschleiern lassen, muss durch geschichtliche Betrachtung uns näher gebracht werden, ein Surrogat für den Weltweisen, aber ein unentbehrlicher Unterbau für viele seiner Gedanken.

Indessen ist das Urteil Anderer abzuwarten, ehe eine Fortsetzung dieser Arbeit nach den angedeuteten Richtungen hin angestrebt werden kann.

Digitized by Google

Angaben über benutzte Bücher und Abkürzungen.

Daniel, Thesaurus hymnologicus, 5 voll. 1841 f.

Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, 5 voll. 1864—1877.

v. Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13—16. Jahrhundert, 4 voll. 1865—1869.

Geistliche Volkslieder aus alter und neuerer Zeit mit ihren Singweisen herausgegeben von Friedr. Hommel, Leipzig 1864.

Bartsch, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrh. 1864.

Psaumes de David en vers, Berlin 1762.

Clement Marot, cinquante deux pseaumes de Dauid, Paris 1551.

Diurnale horarum, Nürnberg 1492.

Breviarium 1498 (Wernigeroder Bibliothek H 1 635).

Breviarium ecclesiae Magdeburgensis 1513 (Wernig. Bibl. H 1 636).

Etlich christlich Lieder Lobgesang und Psalmen, dem rainen Wort Gottes gemess, Wittenberg 1524.

Zwölff christliche Lobgesänge und Leissen ... durch M. Joh. Spangenberg, Wittenberg 1545.

Ein Gesangbuch der Brüder in Behemen und Merhern, die man aus hass und neyd Pickharden, Waldenses u. s. w. nennet, 1544.

Pia quaedam vetustissima poemata partim Antichristum eiusque Spirituales filiolos insectantia partim etiam Christum eiusque beneficium mira spiritus alacritate celebrantia 1552.

Geistliche Lieder aufs new gebessert und gemehrt zu Wittenberg durch D. Martin Luther.

Viel geistliche Gesenge von andern fromen Christen gemacht. Item die ordnung der deutschen mess. Leipzig 1539. 112 Blätter.

Geistliche Lieder. Mit einer newen Vorrede. D. Mart. Luther. Leipzig 1555.

Joh. Spangenberg, cantiones ecclesiasticae 1545. fol.

Christliche Gesenge, Lateinisch und Deutsch zum Begrebnuss der verstorbenen Christen u. s. w. Durch Georgium Dietrich. Nürnberg 1573.

Gesangbuch nach 1587 (Wernig. Bibl. H b 2157).

Psalterium Davidis per Eob. Hessum ca. 1550.

Hymnorum hexas hominis vere Christiani . . . a M. Josepho Claudero. Altenburg 1625.

Digitized by Google

Christliches Gesangbüchlein, darinnen viel schöne geistliche Lieder und Gesäng aus Gottes Wort verfasset und zusammengetragen von hohen fürstlichen und adelichen Personen mit eignen Henden geschrieben. Coburg 1621.

Friedrich Spee, Trutz Nachtigall. Cöllen 1654.

Vesperale romanum, sive antiphonale romanum . . . Leodii 1860.

Breviarium ecclesiae Cathedralis Halberstadensis iuxta ritum antiquum ... Halberst. ca. 1780.

Paul Pressel, die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock (ausgewählt) erster Halbband, Stuttgart 1863.

Geistliche Lieder des Grafen von Zinzendorf, gesammelt und gesichtet von Alb. Knapp, 1845.

Zinzendorf, Geistliche Lieder und Dichtungen, ausgewählt und herausgegeben von Dr. H. A. Daniel. Bielefeld 1851.

Geistliche Lieder im 19ten Jahrhundert. Herausgegeben von Otto Kraus. II. Auflage. Gütersloh 1879.

Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinen, Berlin 1858 (Berlin. Gesangbuch).

A. Knapp, evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus . . . 2 voll. Stuttgart und Tübingen 1837 (= Knapp l. c.).

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von K. Goedeke und Jul. Tittmann. Zweite Auflage. Leipzig 1881.

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in fünf Büchern. 2 Bände I 1 u. 2. Stuttgart 1844 und 1845 von L. Uhland.

Eilhard von Oberge ed. **Franz Lichtenstein,** Strassburg, Trübner, 1877.

Simon Dach ed. **H. Oesterley,** Stuttgart 1876.

Andr. Gryphius (Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh. herausgegeben von Wilh. Müller. Leipzig 1822).

Weckherlin in derselben Ausgabe.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesanges u. s. w. Zweite Auflage, 1852—1853.

Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit, nebst einem Anhang (II) u. s. w. 3. Ausgabe. Hannover 1861 (= Hoffm. v. F.).

H. Alt, der kirchliche Gottesdienst nach seinen verschiednen Entwicklungsformen und seinen einzelnen Teilen historisch dargestellt. Zweite Auflage, Berlin 1851 und 1860.

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von J. J. Herzog und G. L. Plitt. VII. 1880.

Hoffmann v. Fallersleben, unsre volkstümlichen Lieder. Dritte Ausgabe, Leipzig 1869.

Geistliche Lieder der Evangelischen Kirche aus dem sechszehnten

Digitized by Google

Jahrhundert. Nach den ältesten Drucken herausgegeben von Dr. Jul. Mützell. Berlin 1855. 3 Bände.
F. Piper, Mythologie der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16te Jahrhundert. Erste Abteilung. Weimar 1847. Zweite Abteilung ib. 1851.
L. Diestel, Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche, Jena 1869.
A Disselhoff, über die Geschichte des Teufels. Vortrag, Berlin 1868.
Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. III. 1866.
Agricolas Sprichwörter u. s. w. von Friedrich Latendorf. Schwerin 1862.
G. Freytag, Bilder u. s. w. 5 voll.
Der Brocken und sein Gebiet . . . von Dr. Ed. Jacobs, Wernigerode 1871.
E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. 2 voll. Berlin 1867.
Grimm, Mythologie wird meist citiert nach der vierten Auflage von E. H. Meyer, Berlin 1875.
Simrock, Mythologie (= Simrock l. c.) dritte Auflage. Bonn 1869.
Simrock, die Edda u. s. w. 7. Aufl. Stuttgart 1878.
A. Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, zweite Bearbeitung, Berlin 1869 = Wuttke l. c.).
F. Liebrecht, Zur Volkskunde, alte und neue Aufsätze, Heilbronn 1879.
J. v. Zingerle, die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864.
Über Poesie und Poetik der Araber von Dr. W. Ahlwardt, Gotha 1856.
Beiträge zur Kenntnis der alten Araber von Th. Nöldeke, Hannover 1864.
Der Aberglaube des Mittelalters und der nächst folgenden Jahrhunderte von Prof. Carl Meyer in Basel. 1884.
Bernh. Schmidt, das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum, Band I, Leipzig 1871.
G. Gerber, die Sprache als Kunst, zweite Auflage, Berlin 1884 und 1885.
G. Gerber, die Sprache und das Erkennen, Berlin 1885.
F. Brinckmann, die Metaphern, Studien über den Geist der modernen Sprachen, I, Bonn 1878.
F. L. W. Schwartz, die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. 2 voll. 1864.
Die deutschen Mundarten, Vierteljahrsschrift von G. K. Frommann, V, 1858.
W. Wackernagel, kleine Schriften III, 1874, Leipzig (= Wackern. l. c.)
Eiselein, die reimhaften, anklingenden und ablautartigen Formeln der hochdeutschen Sprache. Belle-Vue 1841.
R. Raumer, die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart 1845.
Deutsches Schimpfwörterbuch, oder die Schimpfwörter der Deutschen, Arnstadt 1839.

Digitized by Google

Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrh. vom Nieder-Rhein, herausgegeben von Oskar Schade, Hannover 1854.

Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit, von v. d. Hagen, Breslau 1816.

Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca . . . Jac. Grimm, Göttingen 1830.

A. Helfferich, die christliche Mystik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmalen. I u. II, Gotha 1842.

Altschottische und altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges, München 1852.

Robin Hood, ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün, Stuttgart 1864.

Herders Volkslieder von Karl Redlich (Werke ed. Suphan Bd. XXV).

Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 1848.

Des Knaben Wunderhorn, Reclamsche Ausgabe.

F. W. v Ditfurth, Einhundert historische Volkslieder, Berlin 1869 (= v. Ditf. I).

Ders., die historischen Volkslieder der Freiheitskriege u. s. w., Berlin 1871 (= v. Ditf. II).

Ders., historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—71, Berlin 1871 (= v. Ditf. III).

Ders., die historischen Volkslieder vom Ende des dreissigjährigen Krieges 1648 bis zum Beginn des siebenjährigen 1756 . . . Heilbronn 1877 (= v. Ditf. IV).

Der Rig-Veda wurde benutzt in der Übersetzung von Alfred Ludwig, Band 1 u. 2, Prag 1876. Für die freundschaftliche Beantwortung vieler Fragen über das Original bin ich Herrn Dr. M. Holzman zu Dank verpflichtet. Selbstverständlich trage ich allein die Verantwortung für alle hier getanen Äusserungen über den Rig-Veda.

W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert, Strassburg 1875 (= Scherer l. c.)

Otto Willmann, de figuris grammaticis, Dissertat. Berlin 1862.

M. Holzman, de comparationis quae dicuntur in graeca et latina lingua particulis, Dissertat. Halle 1866.

H. Paul, Principien der Sprachgeschichte, zweite Auflage, Halle 1886 (= Paul l. c.).

Goethe wird, wo nicht anders bemerkt, citiert nach der Ausgabe in sechs Bänden Lex. 8, Cotta, 1869.

Ztschr. f. Vps. = Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

K. Z. = Kuhns Zeitschrift.

Gr. W. B. = Grimms Wörterbuch.

Berlin, 19. März 88.

Druck von August Pries in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

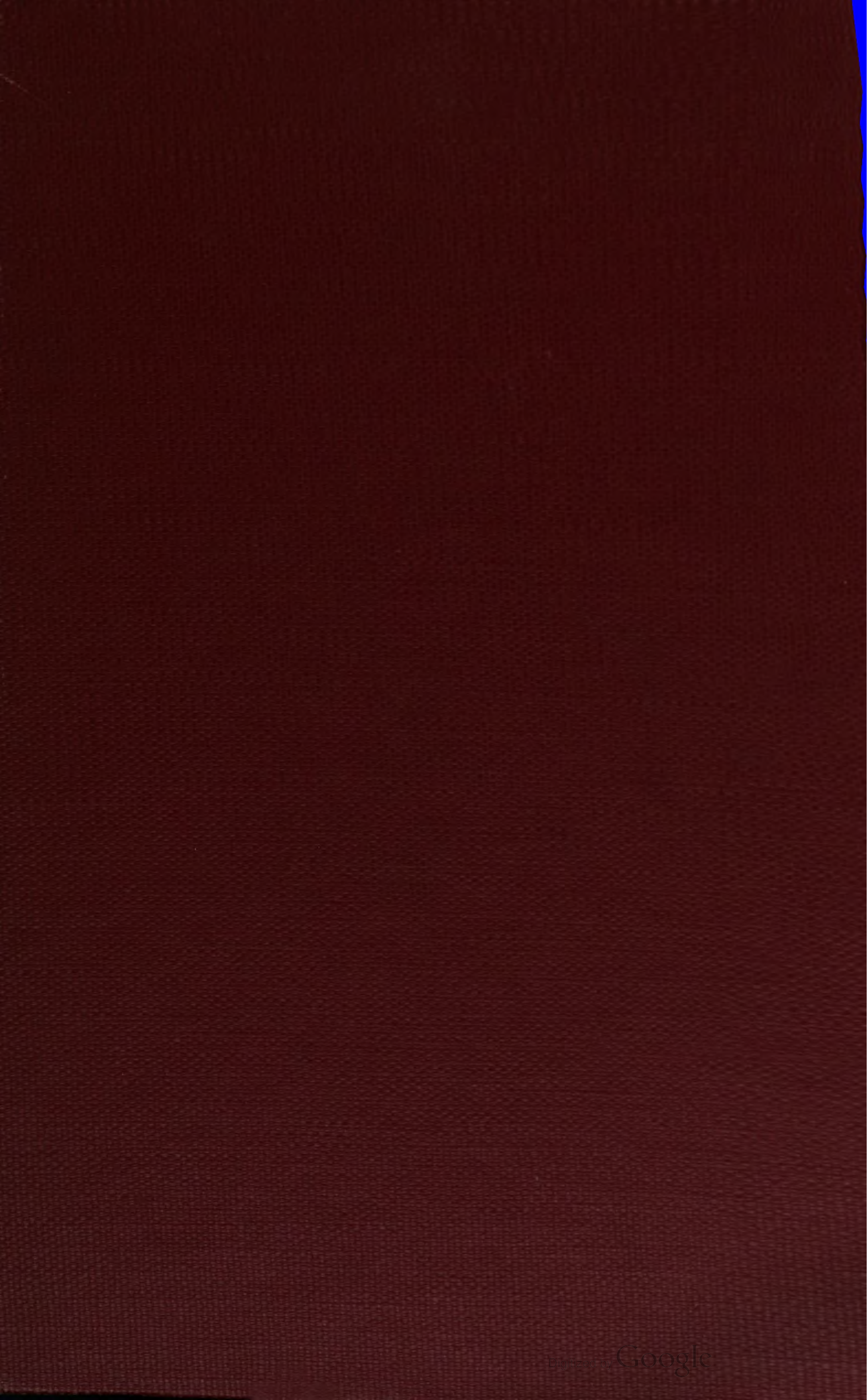
Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google


Digitized by Google